

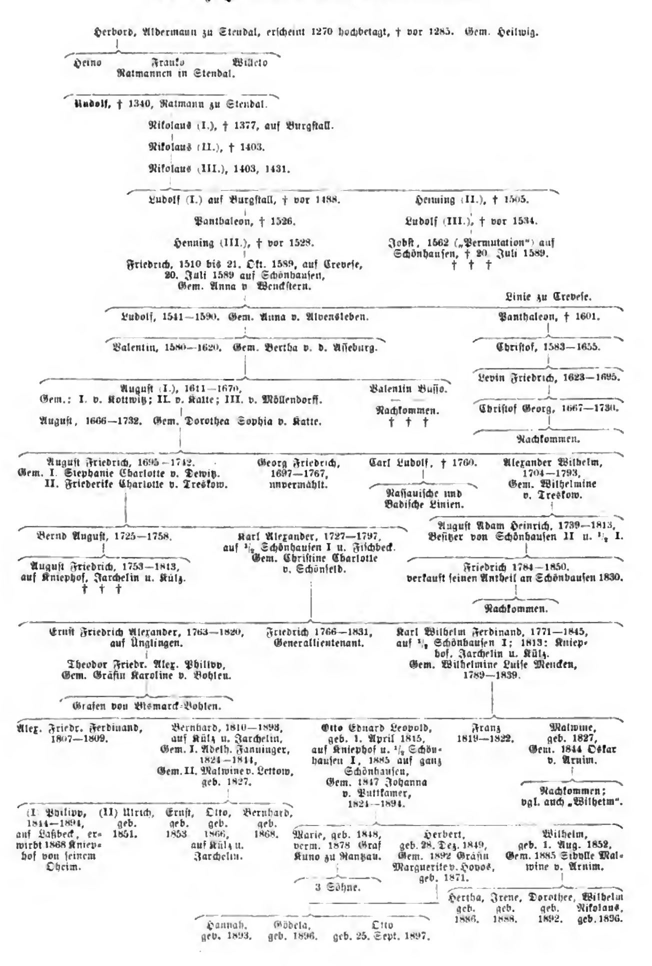
Bismarck

Eduard Heyck





Auszug aus dem Stammbaum.



Liebhaber-Ausgaben



Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

IV

Bismarck

Bielefeld und **Leipzig**
Verlag von Velhagen & Klasing
1898

Bismarck

Von

Ed. Heyck

Mit 14 Kunstbeilagen und 228 authentischen Abbildungen



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1898

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 100 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1 — 100) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Fürst Bismarck im Jahre 1894. Gemälde von Franz v. Lenbach.
(Nach einer Photogravure im Verlag von G. Heuer & Kirmse in Berlin W. 30.)



Abb. 1. Vom Fries der Siegessäule zu Berlin.
Von Anton v. Werner.

I.

Der große Fritz war auch mal klein.
K. v. Holtei.

Von der ehemaligen elbischen Nordmark hat derjenige Staat seinen Ausgang genommen, welcher nach dem Verblassen der mittelalterlichen Kaisermacht mehr und mehr zu Macht gelangt ist und schließlich die Führung und Einigung Deutschlands als Aufgabe übernommen und sieghaft durchgeführt hat. Dieselbe alte Mark, die somit den Kern und Keim des führenden deutschen Großstaates bildet, hat auch den Mann aus sich hervorgebracht, welcher Preußens Werk und Ziel groß und bewußt vollendet hat.

Die Bismarck begegnen zuerst in Stendal, als ein stadtgesessenes, aber ritterbürtiges Geschlecht. Sie tragen ohne Zweifel ihren Namen nach dem nahen altmärkischen Orte Bismark. (Nebenbei bemerkt, die orthographische Schreibung auch von Eigennamen ist überhaupt erst seit etwa hundert Jahren eine feste geworden und den Willkürlichkeiten von k und ck u. s. w. entrückt.) Man trifft mittelalterliche Bismarcks in verschiedenen märkischen Städten und außerdem in Lübeck, der als Metropole des baltisch-niederdeutschen Handels am natürlichsten durch das Kommen und Gehen von Einwohnern veränderten Stadtgemeinde. Sie müssen wohl alle mangels anderer Ursprungswahrscheinlichkeiten aus jenem Bismark bei Stendal ausgewandert sein, als sie, dem Zuge der Zeit folgend, in die aufblühenden Städte zogen; ob sie darum eines Geschlechtes waren, steht dahin. Die Familiennamen und die Wappen sind in Schwang gekommen mit dem XII. Jahrhundert, weil damals die vorher so geruhsam still sitzende europäische Menschheit durch die Kreuzfahrten durcheinander gemengt wurde und unter das Zeichen des kriegerischen und friedlichen Verkehrs geriet; da reichten die bisherigen einfachen Rufnamen nicht mehr aus; man bedurfte der Zunamen und der Abzeichen. Diese als Familiennamen weiter vererbenden Zusatzbenennungen wurden gewählt, wie sie sich am einfachsten ergaben, also bei den landgesessenen Rittern am bequemsten — wenn auch nicht gerade jedesmal — von ihrem Wohnorte. Daher konnte es leicht geschehen, daß zwei Brüder, welche in verschiedenen Orten wohnten, die Stammväter von Geschlechtern mit verschiedenen Zunamen wurden, ebenso oft geschah es aber auch, daß Familien, die von Anfang an nichts miteinander gemein hatten als den Wohnort, fortan mit dem gleichen Namen nebeneinander hergingen,

Anm.: Eigene Worte Bismarcks sind durch › ‹ als solche kenntlich gemacht, anderweitige Citate stehen in den gewöhnlichen „ “ Anführungszeichen.

und deshalb ist die Geschlechtseinheit aller in mittelalterlichen Urkunden auffindbaren Bismarcks durchaus keine selbstverständliche. — Der Ortsname Bismark bedeutet und lautet ursprünglich Bischofsmark, Biscopesmark. Zu jener Zeit, als im XII. und XIII. Jahrhundert die Städte und außer diesen auch die glückhafte deutsche Kolonisation jenseits der Elbe lockten, muß bei den sich ins geschichtliche Dunkel verlierenden Einwohnern dieses altmärkischen Örtchens ein besonders lebhafter Drang oder Anlaß zur Auswanderung vorgelegen haben; solche Eroberer des Deutschtums haben auch nach Pommern und in das ferne Preußenland den deutschen Namen dieses Bismark getragen und ihn neuen Siedelungen auf slawischem Boden verliehen. Ein derartiges Mitnehmen der Ortsnamen ist ja eine durch Regungen des Gemütes und einfachste Bequemlichkeit gleich natürliche Praxis, die allen Auswanderern gemeinsam ist, von den dorischen und ionischen Wanderungen der griechischen Vorzeit und von den ältesten Germanen bis zu den Pionieren und Kolonisten unserer Tage in der Wildnis Australiens und Afrikas. Somit ist schon früh aus der Elbmark der gleiche Name hinausgetragen worden, den in unseren Tagen die Bewunderung einer Welt abermals und zu dichterer Saat in allen Erdteilen ausgestreut hat, als stolzen Ortsnamen industrieller und kolonisatorischer Neusiedelungen und Neuerschließungen: von den dunklen Kohlengruben und Hüttenwerken schlesischer und rheinischer Lande bis in den fernen nordamerikanischen Westen, bis in die Steppen des rinderweidenden Südwestafrika und zu den Sonneneilanden der Antipoden, den smaragdfarbenen deutschen Inseln des Bismarckarchipels.



Abb. 3. Siegel Nicolaus' I. v. Bismarck. 1365.

Den ältesten persönlich näher bekannten Ahn der geschichtlich überlebenden und berühmt gewordenen Familie von Bismarck treffen wir im bürgerlichen Berufe eines Wandschneiders zu Stendal, dem Hauptorte der Altmark. Es ist ein eigen Ding mit den äußeren Titeln der Aemter und Berufsbezeichnungen; die einen steigen im Laufe der Zeiten in ihrer Bedeutung empor, die meisten verbrauchen sich und kommen stark herunter. Einstmals war Kanzler, cancellarius, ein Gerichtsbüttel und avancierte zunächst zum Schreiber, aber der Referendarius war der hohe oberste Vorstand spätrömischer und merowingischer Staatskanzleien. Heute wird wohl auch ein Referendar — so hoher socialer Würde er sich sonst mit Recht bewußt sei — immerhin zugeben, daß er doch sozusagen mehr der erste Anfang zum Kanzler ist. Ähnlich wie mit dem Referendar, wie mit dem Wohlgeborensein, dem „Fräulein“ und vielem anderen, ist es auch mit dem Berufsnamen Schneider gegangen oder vielmehr viel ärger, denn von dem wollen heute selbst die einstmaligen Schröder und Schrader, die sich vor wenigen Jahrhunderten mit Stolz den Schneidernamen anmaßten, nicht mehr viel wissen und lieber Kleidermaßgeschäfte sein. Dagegen stellten den Gewandschneider Herbert Bismarck im XIII. Jahrhundert Abkunft und Beruf gleichermaßen unter die Vornehmsten der Stadt. Er war ein großer Kaufherr, und wie sein später Enkel meisterlich und großartig die Landkarte neu geschnitten hat, so schnitt auch er im größeren Stil die Gewand- und Tuchballen aus, die den ansehnlichsten Gegenstand des gewerblichen Großverkehrs bildeten. Er war auch der



Abb 2. Das Gertraudenspital bei Stendal

Aldermann der Stendaler Gewandschneidergilde, in welcher es Markgrafen und Königssöhne nicht zu gering achteten, Mitglieder zu heißen. Reiche Stiftungen erhielten sein Andenken; seine Söhne folgten ihm in der Aldermannwürde nach und saßen im Rate der Stadt.

So hat in immerhin denkwürdiger Weise schon einmal dasselbe Geschlecht Adel und städtisches Bürgertum in sich vereinigt, aus welchem derjenige hervorgehen sollte, der diese beiden, im Laufe der Geschichte einander weit entfremdeten Stände wieder versöhnt hat. Denn mehr wie irgend etwas ist es Otto von Bismarck gewesen, der dem Adel und dem tüchtigeren Bürgertum in seiner Person einen Vereinigungspunkt gegeben und der zusammengefaßten Kraft und Fähigkeit beider sich als Führer dargeboten hat zur Begründung einer neuen Ära des deutschen Lebens.

Die demokratische Bewegung gegen die Geschlechter, die sich im XIV. Jahrhundert in den deutschen Städten erhob, wie sie es im XIII. in Italien gethan hatte, verjagte die Bismarck aus Stendal. Die frei- und ritterbürtigen Patrizier hatten die Städte begründen und einrichten, ihren Wohlstand herbeiführen helfen, nunmehr erlagen sie dem durch ein verhältnismäßiges Wohlergehen zu weiteren Ansprüchen gelockten und genügend erstarkten Niederbürgertum. Freilich vollkommen ward dessen Sieg nicht; vielfach blieben bei umgestalteten Stadtverfassungen die Geschlechterfamilien thatsächlich auch fernerhin voran und knüpften an ihre Namen die Bedeutung der Städte und die großartige Ausdehnungskraft des Handels und Gewerbes im XIV. bis XVI. Jahrhundert. Die Bismarck jedoch wandten der Demokratie und den städtischen Kämpfen endgültig den Rücken, blieben, nachdem sie wieder aufs Land zurückgekehrt waren, einfach dort und waren nunmehr rechte Junker, übrigens als ein von seiner städtischen Erwerbsthätigkeit her ungewöhnlich begütertes landsässiges Geschlecht. Klaus von Bismarck im späteren XIV. Jahrhundert hinterließ bei seinem Tode mehr als fünfzig Liegenschaften nebst bedeutendem Barschatz, dazu die wichtige Herrschaft Burgstall, die er 1345 vom Markgrafen von Brandenburg zu erblichem Mannlehen empfangen hatte. Auf seinem Eigen vor dem Ünglinger Thore von Stendal hatte er das Gertraudenspital gegründet, das noch heute von der Schönhausener Herrschaft mitverwaltet wird. Dorf und Amt Schönhausen ward erst 1562 aus der Hand Johann Georgs von Brandenburg gegen Burgstall eingetauscht. Es geschah unfreiwillig und sehr ungern; nur nach langer Gegenwehr überließen die Bismarck den ihnen durch zwei Jahrhunderte vertraut gewordenen Hauptsitz dem hartnäckigen Herrn gegen das geringere neue Gut. Derartige Dinge erzählt in alten Familien eine Generation der anderen stets aufs neue, und sie vergessen sich niemals ganz; selbst der Fürst



Abb. 4. Die Kirche zu Schönhausen.



Abb. 5. Ahnenbild, jetzt in Friedrichsruh.
Vermutlich Valentin v. Bismarck, 1580—1620, und seine vier Söhne.

einmal wider den Landesherrn stand — ehe ihn der vollends beugte.

Übrigens blieb die Familie den Hohenzollern ohne Unterbrechung hold und in festen Treuen dienstbar. Der weltgeschichtliche Siegeslauf von Brandenburg-Preußen hat zu allen Zeiten die kriegerischen Bismarck unter den Fahnen der Kurfürsten und Könige gesehen. Auch der Vater des Fürsten, Ferdinand von Bismarck, war preußischer Offizier, nahm aber als Rittmeister seinen Abschied im Jahre 1795. Er war im Kriege der Koalition gegen die französischen Revolutionsheere in dem für die preußischen Waffen ehrenvollen Gefecht von Kaiserslautern verwundet worden und hatte sich auch nach dem Wortlaut des königlichen Abschiedes „jederzeit treu, tapfer und unverweislich erhalten und überhaupt sich zur allerhöchsten Zufriedenheit betragen“. Es wurde ihm schwer, aus dem Stande zu scheiden, der sozusagen Bismarckscher Familienberuf geworden war und in dem seine nächsten Verwandten zu höheren Chargen aufstiegen. Aber der Wunsch des Vaters, die Verwaltung der Güter erforderten es, und der für alle mutigen Preußen so bedrückende Baseler Frieden, diese politische Mundtoterklärung Preußens durch sich selbst vor der königsblutbefleckten Republik, ohne rechten Sieg und rechte Niederlage vorher, mochte ihm das Ablegen des mit Ehren getragenen Soldatenrockes wenigstens einigermaßen erleichtern.

Bismarck hat sich, bei Gelegenheit der Gnadenerweise seines königlichen und kaiserlichen Herrn, an die Vergewaltigung seiner Ahnen durch das Haus Hohenzollern erinnert: in dem Sinne, daß das nun wieder gut gemacht sei. Es lag in dieser Auffassung etwas, das ihm sympathischer sein konnte, als die kahle Empfindung, eine Belohnung hinzunehmen, es lag aber auch ein erinnernder Nachklang der Zeiten darin, da der Junker in ererbtem Recht wohl auch

Er war ein gerader und vornehm denkender, tapferer und gutherziger Mann. Trotz der Androhungen der königlich westfälischen Regierung hat er es gewagt, den bei Dodendorf im Gefecht des Schillschen Freikorps schwer verwundeten Major von Lützow gastlich in seinem jung begründeten Haushalt zu verbergen und zu pflegen. — Er ist es auch, der nach so viel stammbaumstrengen Jahrhunderten eine Beziehung seines Geschlechtes zu dem hervorragenderen Bürgertum, wenn auch in anderer Weise als einst die Stendaler Aldermänner, wieder angeknüpft hat, indem er nämlich im Jahre 1806 die Tochter des königlichen Kabinettsrats Mencken heimführte. Die Familie Mencken war ursprünglich oldenburgisch, hatte aber seit dem XVII. Jahrhundert der Leipziger Hochschule eine Anzahl Lehrer gestellt, darunter J. B. Mencken, den Herausgeber des Geschichtsquellenwerkes der Scriptores rerum Germanicarum, welche sozusagen als Vorläufer der Monumenta Germaniae betrachtet werden können. Der Schwiegervater Ferdinands von Bismarck war dann 1782 in den Kabinettsdienst Friedrichs des Großen getreten. Fürst Bismarck hat 1871 darauf Bezug genommen, durch das Leipziger Professorenblut in seiner Person eine nähere Beziehung zu der berühmten Hochschule und patriotischen Stadt an der Pleiße zu haben. Jedenfalls ist selten jemand so mit Recht der Ehrendoktor zahlreicher Fakultäten geworden wie er, denn er hat zu lehren verstanden wie wenige, nämlich keineswegs nur durch die That, auch gerade durch die zwingende Überzeugungskraft des Wortes.



Abb. 6. Ahnenbild, jetzt in Friedrichsruh.
Vermutlich Valentin v. Bismarcks Gemahlin Bertha, geb. v. d. Asseburg, 1582—1642, und ihre vier Töchter.

Schönhausen gehört, wie der Name dem Kundigen sagt, zu den Siedelungen jüngerer und zwar mitteldeutscher Einwanderer im elbischen Altwendenland. Im Jahre 1732 war diese Besitzung, nach vielen vorangegangenen Teilungen, die überhaupt den alten Bis-

marckschen Wohlstand zersplitterten, wieder einmal in einer Hand vereinigt, wurde aber bald wieder in ein erstes und zweites Gut zerlegt. Des Fürsten Großvater besaß Üngglingen nebst Fischbeck und erbte von Schönhausen I die eine Hälfte, während die andere Hälfte an diejenige Linie kam, die schon Schönhausen II besaß. Von seinen Söhnen kam auf Ferdinand jene Hälfte von Schönhausen I. Außerdem erbte dieser 1813 drei pommersche Güter durch Aussterben einer Bismarckschen Linie, deren Begründer jene am Anfang des XVIII. Jahrhunderts erworben hatte. Das sind Kniephof, Külz und Jarchelin. Jene halbe Hälfte von Schönhausen ist immer bismarckisch geblieben, während der übrige Teil von den Verwandten im Laufe unseres Jahrhunderts aufgegeben wurde; diesen größeren entfremdeten Teil von Schönhausen hat die Dankbarkeit des deutschen Volkes im Jahre 1885 seinem Kanzler dazu geschenkt.



Abb. 8. Wappen der Familie Bismarck.

Der 1. April 1815 ist das jedem Deutschen wohlbekannte Datum, an dem im lindenumstandenen kleineren Herrenhause zu Schönhausen der vielmals größte Träger des Familiennamens als zweiter Sohn geboren ward.

„Unter Verbittung des Glückwunsches“, wie aus dem Wortlaut der Anzeige neuerdings oft wiederholt worden ist, gab der Vater durch die Haude- und Spenersche Zeitung, das bekannteste Blatt der Residenz, das Ereignis Verwandten und Freunden kund. Die Verbittung des Glückwunsches war eine formelhafte Rücksicht jener allen Luxus ablehnenden Zeit; hatte der Rittmeister doch genau ebenso seine ihn hochbeglückende und manchem anderen Bewerber Herzweh verursachende Verlobung mit der viel gefeierten, schönen und geistvollen Demoiselle Mencken „allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt“ gemacht.



Abb. 7. Bismarckscher Ahnherr.
(? Levin Friedrich, 1623—1696, in mittleren Jahren.)
Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Gemälde.

Trotz so unbestreitbaren Anrechtes der Altmark auf Bismarck und seine Zugehörigkeit zu ihr ist dieser als ein pommerscher Junge herangewachsen. Schon 1816 zogen die Eltern nach Kniephof und wechselten den dortigen Wohnsitz zeitweilig nur noch mit dem in Berlin. Das Plattdeutsch Bismarcks ist denn auch allzeit pommerisch mit etwas Missingsch darin geblieben. So schrieb er, um nur einen Beleg zu geben, 1880 an

den plattdeutschen Verein in Chicago: »Ihre fründliche Inladung to dat Fest in den Aust-Monat hew ick mit üprichtigen Dank erhollen, und freu mi doräwer, dat Sei up de anner Sid von't grote Water mit so warmen Gefäuhlen an uns denken, die wir hir blewen sind. To min lebhaftes Bedauern vorlöven mi mine Geschäften nicht to Sei to kamen; awer trotz de Entfernung will ick in de Festdage ut vollen Harten mit de ollen Landslüd darop anstöten, dat Sei für alle Tied an de Leiw to Dütschland festhollen mögen.« In Göttingen als Student galt er als Pommer; er selbst schrieb unter seinen Schattenriß, den er nach studentischer Sitte auf die Kneipe seines Korps stiftete: Otto v. Bismarck aus Pommern.

Diejenige oktroyierte Staatswohlthat, die für jeden die erste schwere Beeinträchtigung der goldenen Freiheit bedeutet, die Schulpflichtigkeit mit dem sechsten Lebensjahre, hat den kleinen Otto v. Bismarck sogar ganz aus dem Elternhause davongeführt und ihn diese Unbarmherzigkeit noch in verschärfter Form empfinden lassen. Er kam in die Plamannsche Erziehungsanstalt in Berlin, wo eine »zuchthaus«mäßige Pedanterie die Losung war und wo gegen den sich halb verwaist fühlenden, außerdem mit pommerschem Appetit gesegneten Knaben der beliebte pädagogische Satz der lateinischen Grammatiken in allerdings interpolierter Form zur Anwendung kam: Die Lacedämonier ertrugen Hunger und schlechte Behandlung geduldig. Er litt, obwohl er seinen Bruder und einen Vetter dort hatte, sehr schwer unter dem lieblosen Zwang und hat nie ohne Bitterkeit von diesen Jahren sprechen können. Dazu bedrückten den Knaben vom Lande, der so jäh aus der jungen Herrlichkeit des norddeutschen Lebens auf dem Gute herausgerissen war, die Häusermassen der großen und vielgeschäftigen Stadt. Er hat solche auch später nie gut vertragen können und bei Gelegenheit, bemitleidend und gleichsam entschuldigend, von Eugen Richter gesagt: Dieser Arme sitze eben immer zwischen Häusern und Zeitungen drinnen. — Er sehnte sich voll bitteren Heimwehs zurück nach dem Elternhause, nach Natur, nach der breiten Behaglichkeit des Daseins auf dem Lande, nach allem Kindheitsvertrauten von Mensch und Tier daheim, nach dem ersten Freunde, an den er sich angeschlossen hatte, dem alten Kuhhirten Brand, dessen Name, wenn er später je aus ferner Erinnerung auftauchte, ihm wie eine unmittelbare Empfindung von »Heidekraut



Abb. 9. Levin Friedrich v. Bismarck, 1623—1695.
Nach einem zu Varzin befindlichen Kupferstich.

und Wiesenblumen« verblieb. Wenn die Plamannschen Zöglinge vors Thor hinaus durften und Bismarck Heu machen oder Korn einfahren sah, da konnte der tapfere kleine Junge doch kaum die Thränen unterdrücken.

Erst 1827 schlug die Erlösung. Die Eltern hatten beschlossen, auf längere Zeiträume nach Berlin zu kommen, und er konnte dann bei ihnen wohnen. Als das wieder aufhörte, kam er 1831 zu dem Doktor Bonnell in Pension. Zwischen diesem, dem Lehrer, und demjenigen, der sein größter Schüler werden sollte, bestand schon seit Jahren ein gewisses näheres Verhältnis, wie der Unterricht solches, ohne daß darüber gesprochen wird, öfter herausbildet. Bismarck war Bonnell auch nachgefolgt, als dieser vom Friedrich-Wilhelms-Gymnasium an das zum Grauen Kloster überging. Das Bonnellsche Haus ward ihm zum Ersatz des elterlichen, soweit ein fremdes das überhaupt werden kann. Er fühlte sich wohl, schloß sich innig an den väterlichen Freund an, und statt abends auszugehen, kam der sechzehn- und siebzehnjährige Pensionär gern und setzte sich mit an den Familientisch. Das Band der gegenseitigen Neigung und Achtung, das hier geknüpft war, hat unverbrüchlich gehalten und beiden noch auf lange hinaus freundliche und schöne Beziehungen geschenkt. Direktor Bonnell hat denn auch die Bismarckschen Söhne später auf seinem Gymnasium gehabt. Wir aber mögen ihm das danken, wenn Bismarck nach dem harten Weh im Kindergemüt, welches die erste Schulzeit ihm brachte, doch noch eine unverkümmerte und wieder frisch nachgewachsene Individualität mit hinausgenommen hat in sein selbständiges Leben, zunächst auf die Universität.

Vor allem aber wird man, obwohl er nur noch zeitweise oder in den Ferien dem Hause der Eltern wiedergegeben sein konnte, in letzteren nach den Keimen seines Wesens suchen dürfen und müssen. In ihm haben sich diejenigen Eigenschaften in günstiger Vereinigung verbunden, die in ihrer Trennung bei den Eltern das eheliche Scepter in die Hände von Frau von Bismarck legten. Sie gab ihm ihren klaren Verstand, ihre Energie, ihre Kunst zu beherrschen, doch ohne ihr Herrschaftsverlangen; vom Vater vererbte ihm die Stattlichkeit, der heitere Humor und das männliche Behagen, dazu die Freude an Wald und Flur; auch ging ihm über der taktvollen Feinheit der Mutter die kurz abschneidende Art des Vaters nicht für geeignete Gelegenheiten verloren. Er erbte ferner die bewußte Sicherheit der Mutter im Verkehr mit der großen Welt, doch nicht das beständige Verlangen nach dieser. Und anstatt der gewissen Kälte ihrer Natur ward ihm



Abb. 10. Bismarckscher Ahnherr Vermutlich August v. Bismarck, 1666—1732. Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Gemälde.

das kräftige Rechtsgefühl und das — wenn auch nicht jedem gezeigte und zuweilen hinter Schroffheit versteckte — goldene Herz des Vaters.



Abb. 11. August v. Bismarck, 1666—1732, Landrat der Altmark. Kupferstich von J. G. Wolffgang. Nach einem Exemplar in Varzin.

II.

Aus Feuer ward der Geist geschaffen.
Trinklied von E. M. Arndt.

Im Jahre 1832 bezog Otto v. Bismarck die Göttinger Hochschule. Er wäre lieber nach Heidelberg gegangen, aber die Mutter war nicht dafür. Abgesehen von später zu erwähnenden politisch angehauchten Gründen, die gegen Heidelberg mitsprachen, galt Göttingen als patenter; die Norddeutschen waren dort unter sich, man rauchte nicht auf der Straße, bildete seine Sprache an der hannoveranischen, und der bürgerliche Studiosus kopierte achtungsvoll den Studierenden von Adel, mindestens durch meist ungebrauchte Sporen an den Absätzen und einen äußerst sichtbaren Siegelring. Der Wunsch der Mutter wollte aus Otto von Bismarck einen Diplomaten machen, und auch er gab wohl, wo er sich zu einiger Positur herausgefordert fühlte, dies als die Absicht seiner Studien an. Aber im großen und ganzen machte er sich überhaupt keine Zukunftsgedanken — wie er denn immer sein Werden und Schicksal abgewartet und es nur durch sein Thun, nicht durch sein Planen beeinflußt hat. Am liebsten wäre er nach Bismarckscher Tradition Soldat geworden. Mit einem gewissen Neid hat er gelegentlich aufgezählt, wie jedesmal in den Kriegen der letzten Jahrhunderte gegen Frankreich ein Bismarck dabei gewesen sei und wie ihrer sieben im heiligen Befreiungskriege gekämpft; er, dessen beide Söhne dann wieder den Krieg von 1870/71 mitmachen durften, bei den Dragonern von Mars la Tour, ist sich in all seiner eisernen Kriegsgewaltigkeit und seinen hohen militärischen Ehren doch immer ein wenig wie der Civilist inmitten einer Soldatenfamilie vorgekommen. Nun, er war jetzt Student, wollte es, ehe er wirklich studierte, ordentlich gewesen sein, und ward nach einigem Zuwarten, weil er auch hierin die Dinge lieber an sich kommen ließ und sie sich erst ansah, schließlich Korpsfuchs bei den roten Hannoveranern.

Es ist seltsam, wie oft Biographien großer Männer gerade über die Zeit, in der der Einzelne am freiesten wählt, sich am meisten formt und ihm seine Bildung (im weitesten Sinn) und Zukunft in der Regel entscheidend vorausbestimmt werden, nämlich über die Universitätszeit, mit ein bis zwei Zeilen aufgezählter Hochschulen und vielleicht ein paar Anekdoten dahinbachstelzen.



Abb. 12. Andreas Achatz v. Bismarck, 1669—1715, Domherr zu Havelberg.
Kupferstich von J. G. Wolffgang vom Jahre 1715.
Nach einem Exemplar zu Varzin.

Und doch sollten gerade Biographien diese Lebensperiode der reichhaltigsten äußeren Einwirkungen und der intensivsten Entwicklung der Persönlichkeit am wenigsten vernachlässigen. Wir geben mit voller Absichtlichkeit zunächst nicht so sehr Bismarcks Studien, als vielmehr den auf ihn wirkenden oder eben nicht wirkenden Einflüssen von Umgang und Kommilitonen einen breiteren Raum.

Bekannt ist, daß alles akademische Wesen zur Zeit des Studiosus v. Bismarck mit einer Ausschließlichkeit, die seitdem einer kaum noch entwirrbaren Buntscheckigkeit der Korporationen Platz gemacht hat, beherrscht wurde durch den inzwischen mehr und mehr verschollenen Gegensatz von Burschenschaft und Korps. Bismarck hat bei den häufigen Anlässen, die sich ihm in den letzten drei Jahrzehnten durch den Empfang junger oder alter Burschenschafter oder sonst ergaben, gern darauf Bezug genommen, wie die Burschenschaft und er dasselbe erstrebt hätten und wie sie beide im Ziel zusammengetroffen seien, wenn auch auf durchaus verschiedenen Wegen; er hat ferner gerne mit dem Hinweis gespielt, wie sie beide gleich alt seien, die Burschenschaft und er, beide von 1815, und hat, was zuerst am meisten überraschte, erzählt, er habe eher mit burschenschaftlichen als mit landsmannschaftlichen (Korps-)Neigungen die Universität bezogen. Über letzteren Punkt hat er sich auch bei anderen Gelegenheiten, wo keine jugendlichen Empfindlichkeiten zu berücksichtigen waren, so deutlich mitgeteilt, daß unter Hinzunahme von sonst Bekanntem ein vollkommen klares Bild seiner Stimmungen als Fuchs gewonnen werden kann.

Zu den »ersten und lebhaftesten« Eindrücken von Bismarcks Kindheit hatte es gehört, daß der Vater den Major v. Lützow gerettet und daß vier Jahre später die Lützower mit ihrem Kommandanten nebst dem Turnvater Jahn in Schönhausen gerastet, daß sie gerade hier eine weihevoll erhebende Feier ihrer schwarzen Freiwilligenschar vorgenommen hatten. Die Lützower lagen in der Gegend in Quartier, den Major v. Lützow selbst und Jahn als Bataillonsanführer beherbergte das Schönhausener Herrenhaus, Körner war ebendort im Pfarrhause untergebracht. In diesen kurzen Rasttagen war wieder eine Anzahl vaterlandsbegeisterter Jünglinge dem Freikorps zugeströmt. In der Schönhausener Dorfkirche fand deren feierliche Aufnahme und Einsegnung statt. Als durch den einfachen Hallenraum von den Stimmen der jungen

Krieger der Choral und dann Körners todesmutiges Weihelied erbrausten, da stand zwischen Lützow und Jahn der preußische Rittmeister a. D. Ferdinand v. Bismarck. Und ein machtvolles Empfindungsdrängen muß durch seine Brust gezogen sein, mit eigentümlich stolzen Blicken mag er auf die geharnischten Ahnengestalten auf den Grabsteinen rings umher geschaut haben, sonst hätte in seiner Familie nicht ein so lebhaftes Erinnern und Erzählen dieses Tages so unvergeßlich nachgeklungen.

Diese Lützower Erzählungen, welche als Kindheitsempfängnisse unseren Otto v. Bismarck erfüllten, verbanden ihn, so wie die Dinge sich gestalteten, viel mehr mit dem Ursprung und dem Gedankenkreise der Burschenschaft, als mit der Existenz der Korps. Außerdem hatte ihm die Berliner Gymnasialerziehung mit ihrem A und Ω der antiken Geschichts- und Politikerlitteratur diejenige Richtung auf stark nationale Empfindung und den Mannes- und Freiheitsstolz der hellenischen und römischen Bürgerrepubliken gegeben, welche lange Zeit hindurch in Deutschland für alle, die dem Gymnasium und nicht dem wohlinstruierten Hauslehrer entwuchsen, die Anfänge ihres staatsbürgerlichen Meinens und Denkens — und gewiß nicht den schlechtesten Ausgangspunkt — gebildet hat. »Ohne daß irgend eine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war; aber in uns jungen Leuten wirkte der ganze Strom, den wir aufnahmen, dahin, daß wir für Harmodius und Aristogiton eine gewisse Sympathie übrig behielten und es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute einem gehorchten, wo er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtung als Herrscher nicht entsprach.« Solches paßte gar nicht einmal so schlecht zu dem altmärkisch-junkerlichen Gefühl, auf der Basis eigener alter Geschichte zu stehen, und zu dem Bewußtsein, mit dem Markgrafen ehemals paktiert zu haben (wenn auch nicht immer gut), anstatt ihm nur zu gehorchen. Wie denn überhaupt, unbeschadet aller Loyalität und Fahnentreue, in jenen älteren Jahrzehnten eine persönliche und individuelle Stellungnahme gegenüber dem Herrscher, selbst mit Einschluß kritischer Betrachtungen, viel eher seitens der alten Adelsfamilien geschah, die sich dem Throne nähern durften, als im breiten mittleren Bürgertum, das damals in Ermangelung eigener, an die höchste Sphäre heranreichender Specialgedanken und Beobachtungen mehr den allgemeinen Schlagwörtern und Gewohnheiten, so oder so, folgte. Bismarck hat, wie alle, die je durch eine Schule oder Periode der Individualität contra Tradition und Formel durchgegangen sind und sich aus idealistischen Demokraten weiter entwickelt haben, daraus viel Selbständiges behalten, das ihn hoch über den



Abb. 13. Christoph Georg v. Bismarck, † 1730, Landrat der Altmark
Kupferstich von J. G. Wolffgang. Nach einem Exemplar zu Varzin.

braven Loyalitätsdurchschnitt hinaushob. Er verdankte jener seiner Frühperiode, daß er zeitlebens den aus Freiheit und Persönlichkeit geborenen Gedanken vor der schematischen Routine schätzte, vorausgesetzt, daß es ein Gedanke und keine Phrase war, und daß er vom Gedanken nie erschreckt ward, sondern ihn als alten Bekannten mit ruhiger Kritik an einen geeigneten Platz verwies. Jener Frühperiode verdankte er auch, daß ihm später manch bester Helfer nicht entging — es sei nur an den ursprünglichen Demokraten und Europamüden Lothar Bucher erinnert —, wo andere mehr auf die Conduitenliste als auf das Talent und die Bedeutung der Person gesehen haben würden. So hat ihn auch jeweils ein geistvoller Revolutionär mehr interessiert, als ein brauchbarer Regierungsrat, und die Bureaukratie hat er immer schlecht verdaut, auch dann noch, als er glücklich über sie hinweg gelangt war.

Er hätte also zu einem Teil Burschenschafter werden dürfen, als er nach Göttingen ging. Er soll dort als frischer Ankömmling einen Deutschland verhöhnenden Engländer gefordert haben und zwar mit Worten ganz in der Art, wie sie ein damaliger Burschenschafter gesprochen haben könnte: Ich verachte dich, ein deutscher Jüngling! — Aber so gern diese Historie immer wieder erzählt worden ist, kommt sie mir aus Gründen äußerer und innerer Kritik doch bedenklich und apokryph vor. Sie paßt erstlich schlecht zu der Reihenfolge der beglaubigten Thatsachen; ferner sind die Schmähworte des angeblichen Engländers über den „bunten Schlafrock des deutschen Michel aus sechsunddreißig Lappen und Läppchen“ gar zu ersichtlich aus der politischen Litteratur in Deutschland weggelaufen, während ein junges Beef nicht so umständlich ist. Und drittens, Bismarcks angebliche Antwort stammt aus „Kabale und Liebe“, und so ungezwungen ihm stets eine Fülle von Gelesenem gegenwärtig ist, er plagiiert nicht, am wenigsten mit Heldenpathos. Nein, die Affaire würde er ganz anders gemacht haben, ohne Citate.



Abb. 14. Der sogen. Jäger. August Friedrich v. Bismarck, 1695—1742, des Fürsten Urgroßvater. Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

Wenn wir also glauben, diese gewissermaßen burschenschaftliche That durchstreichen zu müssen, so bleibt doch seine zunächst burschenschaftliche Nei-

gung bestehen und mag sein langes Zögern, ehe er bestimmten Anschluß suchte, mitbewirkt haben. Indessen die Burschenschafter, die er in Göttingen sah und mit interessierter Aufmerksamkeit betrachtete, gefielen ihm nicht. Das »persönliche Material« widerstrebte ihm; wenn sie sich in Formlosigkeit gefielen, so war das doch wieder ganz etwas anderes, als seine eigene Art, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und auch wieder ganz verschieden von der gewissen Vorliebe des norddeutschen Adels für starke Ausdrücke. Auch ihre laue Stellungnahme zur Mensur, zum Duell, empfand er peinlich.



Abb. 15. Stephanie Charlotte geb. v. Dewitz, geb. 1706, † vor 1738, erste Gemahlin des August Friedrich v. Bismarck, Urgroßmutter des Fürsten. Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

Die Burschenschaft war, um zunächst vom Äußerlichen, später vom Inhalt zu sprechen, nicht mehr, wie sie in ihren ersten anderthalb Jahrzehnten gewesen war: altdeutsch, fromm, romantisch und tapfer. Sie hatte seit etwa 1830 vorwiegend radikale und demokratische Allüren auch in ihrem Auftreten angenommen. In ihren Reihen standen die verträumten Jünglinge, die einst so treu hielten und deren Burg Gott war, immer vereinzelter und wurden ausgelacht. Wortführer waren die teutonischen Krakeeler geworden und — auf einigen Universitäten, aber von dort aus die übrigen beeinflussend — dreiste junge Israeliten, die neuerdings aufgenommen wurden und deren Zunge gewandter und lieber focht als ihr Rappier. Der in seinem ganzen Wesen straffe preußische Offiziers- und Landedelmannssohn hätte nicht unter sie gepaßt, trotz aller klassischen Reminiscenzen an republikanische Freiheitsadvokaten und trotz aller ungestümen Äußerungen, womit er ziemlich oft seine Eltern erschreckte.

Nicht zum wenigsten mögen diese Anwandlungen des Sohnes, die man in der Familie kurzweg als liberale bezeichnete, die Mutter bewogen haben, ihm den Besuch von Heidelberg nicht zu erlauben, wo der Juristenliberalismus in Blüte stand, wo der Historiker Schlosser über die Fürsten und Großen der Erde ein fortgesetztes Sitten- und Weltgericht abhielt, wo der Konstitutionalismus politische Landesreligion geworden war und wo die Burschenschaft eines öffentlichen Ansehens und einer begünstigenden Nachsicht seitens staatlicher und akademischer Behörden sich erfreute, die sie gerade in diesen Semestern zu sehr thörichten Streichen fortreißen sollten. In Göttingen war alles Derartige wenig oder gar nicht zu fürchten.

Otto v. Bismarck verkehrte als versprengter Pommer zuerst hauptsächlich mit Mecklenburgern, die sich mit den Pommern ja gegenseitig als halbe Landsleute betrachten. Andererseits mit einer amerikanischen Gruppe, aus welcher John L. Motley, der spätere Diplomat und Geschichtsschreiber, sein guter und treuer Freund geworden und geblieben ist. Dann brachten ihn Mensurangelegenheiten mit „Braunschweigern" und „Hannoveranern" in Verbindung und schließlich sprang er bei letzteren ein. Er ist ununterbrochen ihr Mitglied und altes Haus geblieben, und es ist eine müßige Erfindung, daß man ihn 1866 habe hinaushängen und 1871 wieder hereinholen wollen, wo-



Abb. 16. Marie Dorothee Elisabeth, geb. v. Jagow, 1705—1741, Gemahlin des Hans Christof v. Bismarck.
Kupferstich von J. G. Wolffgang vom Jahre 1742. Nach einem Exemplar zu Varzin.

für er sich dann schön bedankt habe. Wiedergesehen hat er sein altes Korps nur selten und immer flüchtig. Er ist ja zeitlebens »vor lauter Müssen sehr selten zu etwas Mögen gekommen«. Sonst dürfte man wohl annehmen, auch er würde gerne von Zeit zu Zeit die Studentenerinnerung und die Stimmungen des sorglosesten Übermutes bei den „jungen Leuten" und im Wiedersehen der alten Coätanen aufgefrischt haben. Wenigstens hat er immer mit viel Vergnügen aus seinen Studentensemestern erzählt, auch von seinen Mensuren; mit dem einzigen Gegner, der ihm einen besseren „Blutigen" beigebracht, hat er, als er ihn nach Jahrzehnten im Reichstag wiedertraf, dort ganz gehörig gepankfimpelt und unbekümmert um den sich gerade abmühenden Redner und die Präsidentenglocke vernehmlich auf seiner Behauptung bestanden, es sei ein Sauhieb und daher überhaupt nicht kommentmäßig gewesen.

Er hat aus seinem Korps keine irgendwie ersichtliche politische Beeinflussung oder geistige Bereicherung mit sich genommen. Was in ihm vorhanden war und ihn so vortrefflich zum Verbindungsstudenten passen ließ: Strammheit, Munterkeit, unmittelbarer Mut und eine — auch bei gleichzeitigen individualistischen Freiheitsregungen — selbstverständliche einfache preußische Königstreue, das alles konnte dort nur gestärkt und befestigt werden.

Schwerlich wäre es der Burschenschaft gelungen, ihn sonderlich anders zu gestalten, als er war. Wir müssen aber die Burschenschaft und ihre Ideengänge darum ein wenig näher betrachten, weil eben gegen diese Ideengänge und Ideale, gegen den ganzen Umkreis ihres öffentlichen Einflusses Bismarck später seinen jahrzehntelangen Kampf zu führen gehabt hat, und weil man niemanden als Kämpfer richtig verstehen und würdigen kann, ohne auch seinen Gegner genau zu beurteilen. Die Burschenschaft ist, soweit sie durch ihren persönlichen und Gedankenkreis das nationale Leben des XIX. Jahrhunderts mitrepräsentiert, gewissermaßen als dessen weiblicher Vertreter zu betrachten; als solcher hat sie nach den Thorheiten ihrer Backfischzeit und längerem darauffolgenden Harren, sowie etlichen ersten Anzeichen altjüngferlichen Versauerns, in Bismarck, mit dem sie sich so lange Zeit gar nicht vertragen konnte, schließlich den

überlegenen und thatenerprobten Mann erkannt und gefunden, der sie doch noch zur reifen Ehe heimführen und zur beglückten Mutter neuer deutscher Entwickelungen machen sollte.

Im Gegensatz zu den politisch gleichgültigen oder kurzweg monarchischen und konventionell antiliberalen norddeutschen Korps war es die Burschenschaft, die die von den öffentlichen Fragen angeregten studentischen Kreise umfaßte, ihre Leute zu tüchtigen und charakterfesten Politikern heranzuziehen strebte und sie schon als Studenten eine bestimmt ausgesprochene Stellung einnehmen ließ. Sie hat Jahrzehnte hindurch die Rolle gespielt, die politische Kinderschule der ganzen öffentlichen Meinung und ihrer späteren Wortführer und Vertreter zu sein. Wie das Schwarz-Rot-Gold, obwohl es niemals die alte Reichsfarbe gewesen, sondern eine beliebige Verbindungsfarbe wie jede andere ist — wie diese ernste schöne Trikolore der Burschenschaft das Symbol für die gesamte deutsche Bewegung bis an die Zeit der neuen Reichsgründung gebildet hat und in Österreich heute in neubelebter Weise das Deutschtum deckt, wie sie 1848/49 das Banner der kurzlebigen Frankfurter Parlamentskonstruktion eines Deutschen Reiches und die Flagge der Reichsflotte hergeliehen hat, so stößt man überhaupt auf lauter burschenschaftliche Ursprünge und Zusammenhänge, sobald man sich mit Personen und Doktrinen der älteren nationalen und liberalen Bewegung beschäftigt. Sogar alte Korpsburschen dachten sich, wenn sie, wie Georg Vincke, sich in die Zeitangelegenheiten hineinwarfen, nachträglich zu Burschenschaftern um; es schien überhaupt keine andere Position für den freien Mann und Vaterlandsfreund zu geben, und ein Gegensatz des letzteren fand nur zu der Beamtenwelt statt. Das ist erst anders geworden seit und durch Bismarck. Er hat, wie ja bekannt ist und wodurch er auf Jahrzehnte hinaus ein politisches Unikum geblieben ist, als freier Mann, als Abgeordneter, dennoch dieses allgemeine Zusammengehen mit den von der Burschenschaft und ihrem weiteren Kreise getragenen Zeitgedanken abgelehnt; er stand als einsamer Vertreter eines ganz persönlichen Stückes politischer Meinung in den deutschen Kämpfen da. Eben hierin, daß er antiliberal und antiburschenschaftlich war, ohne staatsdienstliche Verpflichtung, bestand das Unbegriffene, Ungeglaubte, das



Abb. 17. Georg Friedrich v. Bismarck, 1697—1767.
Kupferstich von Chr. B. Glasbach. Nach einem Exemplar zu Varzin.

so bitter Ertragene, dasjenige, was ihn lange Zeit hindurch geradezu unter Feme und Acht der allgemeineren öffentlichen Meinung gestellt hat. Und wenn er nun großartig erwiesen hat, daß er, der Vereinsamte, schließlich doch recht hatte, wenn er gegen eine Welt voll Widerstand die Ziele der Burschenschaft verwirklicht und zugleich ihre Gedankengänge ad absurdum geführt hat, so geht daraus unsere weitere Aufgabe hervor, zu erläutern, wie das möglich war und was ihm diese erstaunliche persönliche Überlegenheit gab. Mit anderen Worten, wir müssen die Fehlerquelle in dem die Zeit beherrschenden burschenschaftlichen Meinungsinhalt suchen, ehe dann wieder von ihm zu reden sein wird.

III.

„Ehre, Freiheit, Vaterland."

Niemand wird so undankbar und so kurzsichtig sein, den jungen Wartburgpatrioten der Burschenschaft und ihrem ganzen geistigen Kreise mit Einschluß der ins öffentliche Leben übergetretenen Stürmer und Dränger und der späteren Achtundvierziger den guten und wackeren Sinn oder auch selbst ein beträchtliches Verdienst schmälern zu wollen. Sie haben den deutschen Gedanken lebendig erhalten unter Kämpfen und Anfechtungen und sich nur zu geringem Teile und vorübergehend in vaterlandslose Kosmopoliterei oder Auslandsbegeisterung, was bei uns meist dasselbe ist, hinüberzerren lassen. Sie haben auch, so wenig sie wirkliche Freiheitsbringer geworden sind, doch viel Gegnerschaft der Freiheit aus ihren brutalen Machtstellungen langsam zurückgedrängt. Sie können überhaupt allzeit ein Vorbild bleiben, wie sie ehrenhaft, deutsch und opferfreudig ihr bestes Können und teilweise ihr Herzblut hingegeben haben für ihre Ideen. Daß sie aber nicht Schwärmer und Werkmeister zugleich zu sein vermochten, daß sie unfruchtbar und zu jeder positiven Schöpfung ungeeignet waren, das haben sie selber erwiesen.

Die Grundursache dieser praktischen Unfähigkeit liegt in ihrem Ausgehen von der abstrakten Idee, mit anderen Worten, in ihrem Verständnismangel für das historisch Vorhandene und für die realen Kräfte und Machtfaktoren. Die Befreiungskrieger, aus deren Zahl die ersten Burschenschafter hervorgingen, und daher diese selbst und ihre geistigen Nachkommen hatten die Ziele ihrer Begeisterung in Abneigung und Überdruß gegen die hergebrachten öffentlichen Verhältnisse aufgestellt, als mit diesen unvereinbar und unversöhnbar. Was sie unter „Vaterland" verstanden, enthielt mindestens





Abb. 18 und 19. Karl Alexander v. Bismarck, 1727—1797, und seine Gemahlin Charlotte, geb. v. Schönfeldt, 1741—1772, die Großeltern des Fürsten. Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

ebenso gewaltsame Umsturzpläne, als wenn sie „Freiheit“ riefen. Beiderlei Bestrebungen waren bei ihnen so sehr der realen Gegenwart fremd, daß sie nicht einmal als Abstrakta einen staatsphilosophischen Hintergrund hatten. „Freiheit und Vaterland“ in ihrem Sinne entstammten vielmehr einer von der politischen Welt völlig getrennten litterarisch-geistigen Quelle.



Abb. 20. Johanna Elisabeth geb. Böckel, Gemahlin des Kabinettrats Mencken. (Die Großmutter des Fürsten mütterlicherseits.) Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

Das ausgehende XVIII. Jahrhundert war in Deutschland — denn von diesem und nicht von Frankreich sprechen wir — keineswegs eine so unerträgliche Zeit, wie es nachher die vormärzlichen Jahrzehnte fast überall wurden. Man darf sich darüber nicht täuschen lassen durch das unerfreuliche Bild, welches hinterher eine liberale Tendenzgeschichtschreibung von jenem Jahrhundert entworfen und durch ihr einseitiges Zusammensuchen aller Mißstände und bösen Vorkommnisse, durch ein Verallgemeinern aus der Ausnahme à la Johannes Scherr, längere Zeit zu allgemeiner Geltung gebracht hat. Vielmehr ist das spätere XVIII. Jahrhundert sogar die Zeit der durchweg guten, landesväterlichen Regenten; das in der Verkleinerung erst recht unerträgliche Beispiel Ludwigs XIV., das Deutschland in den ersten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts eine Reihe von mittleren und kleinen Sultanen gegeben, hatte inzwischen diesen Reiz zur Nachahmung so ziemlich ganz erschöpft; Persönlichkeiten wie Karl Friedrich von Baden überwiegen innerhalb des Fürstenstandes durchaus, und die Liebe und Verehrung ihrer „Völker“ war im allgemeinen eine aufrichtige, wobei man als Belag auf den zeitüblichen Schwulst der Huldigungsgedichte und Bücherdedikationen gerne verzichten kann. Bedeutendere Erscheinungen auf den Thronen, ein Friedrich von Preußen, der große König und erste Diener seines Staates, waren bei den Fürsten ein leuchtendes Vorbild, bei den Völkern weithin der Gegenstand einer von Verkleinerungssucht freien Bewunderung. Das Leben der Einzelnen, besonders der bürgerlichen Familien war beglückt und einfach, nach unseren Begriffen unendlich einfach, aber genügsam, auskömmlich und behaglich, dabei geistig und künstlerisch ungewöhnlich angeregt. Was sie wünschten, wonach sie verlangten, ward ihnen kaum irgendwo verkümmert. Man darf nur eben nicht uns Moderne und unsere Anschauungen an die Stelle jener Unterthanen des Absolutismus versetzen, das wäre ein grober kulturhistorischer Fehler. In ihrer Eigenschaft als Unterthanen waren sie nur ergeben und geduldig und hatten infolge einer langen Erziehung durch die dynastische Überallregierung keine eigene Empfindung davon, wie unfrei sie in diesem Teil geworden waren. Das Regieren war Sache des Landesvaters; in den meisten Fällen wußten sie, er meinte es gut, und zweifelten nicht, er werde wohl so, wie er sich entschloß, recht haben. Wenn seine Beamten hier und da durch Willkür, Kabale oder Liebe lästig fielen, so mußte das, weil sie nun einmal vom Minister bis zum Rentamtsschreiber die hochmögenden und hochpreislichen Herren waren, eben ertragen werden, höchstens in geruhsamer Hoffnung auf ein früheres oder späteres Einsehen von oben. Selbst ein Schubart, der noch vereinzelte Fürstenrichter und Vorbote gärender Zeiten, wünschte sich, wo er seinen Zornruf erhob, keineswegs etwa von Schranken des öffentlichen Rechts umgebene, son-



Abb. 21. Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck, 1771—1845, der Vater des Fürsten. Gemälde (um 1800) im Besitze der Familie v. Bismarck-Külz.

Und den süßen Leichtsinn der Liebe, der die Vergnügungen dieses Zeitalters im Schäfer- und Rokokogewande regierte, teilten sie getreulich mit ihren Höfen. Sie waren in ihrer Art glücklich und wünschten nichts anderes. Ihre Litteratur spricht noch nicht von künftigen besseren Tagen und sogar nur selten von der guten alten Zeit.

In dieser Sphäre des Sichbeglückthaltens an geistigen und Stimmungsgütern war auch die Freiheit einbegriffen und galt mit als köstlichster Inhalt. Seit Luthers Freiheit des Christenmenschen und seit der bahnbrechenden Philosophie des XVII. Jahrhunderts war die Freiheit als idealer Begriff festgehalten und hindurchgetragen worden durch alle Machtzunahme und Zuspitzung des staatlichen Absolutismus, war immer inniger verehrt, immer herrlicher ausgeschmückt worden. Aber man verstand unter Freiheit lauter Dinge, die die Nichtbehelligung mit Staatsangelegenheiten und Ausübung staatlicher Rechte sogar zur Voraussetzung hatten, dachte an alles andere eher, als an demokratische Regierungsgelüste. Freiheit, begriffen als Glückseligkeit durch Zufriedenheit und verminderte Pflicht, erhob so selbstbewußt über den „Mann, der die Krone trägt". Einen Freund bewährt und weise, Freiheit, Heiterkeit und Ruh' wünscht sich Johann von Salis, und worin soll diese Freiheit bestehen, was verlangt er, um sie ganz zu empfinden? Ein Hüttchen still und ländlich, edle Muße an friedlichem Herd, zärtlich Pfänderspiel im Grünen und ein Weibchen voll Anmut, das dereinst auf seinen Hügel ein Veilchen streut.

dern nur „bessere Fürsten", „zu herrschen wert", und befand sich also in völliger Übereinstimmung mit dem königlichen Verfasser des Antimachiavell. In die Staatsleitung hineinzureden, neben der Beamtenmaschinerie am Staate mitzuarbeiten, wünschte noch niemand; es lag ihnen daran nichts. So wenig, daß mit einer Art mitleidiger Bonhomie gesagt werden konnte: „Dem Manne, der die Krone trägt, beneiden wir sie nicht." Die damaligen Zeitgenossen besaßen ja — und niemand wollte ihnen das verkümmern — als köstlichstes Gut das Leben in der Welt des Denkens und der Phantasie; sie priesen dankbar die „schönen Geister" und wandelten in Lektüre schwelgend an ihrer Hand hinüber in erhabene erdentrückte Sphären. Gewinnsucht, Ehrgeiz, selbst nur einfaches tüchtiges Vorwärtsstreben standen viel weiter zurück, als in irgend einer anderen Zeit; statt dessen waltete in der breiten bürgerlichen Schicht und trat ergänzend neben den Geisteskultus der Gebildetsten eine praktische Philosophie der Zufriedenheit, der humanitären Menschenliebe und das schwärmerische Bedürfnis nach Seelenharmonie und nach Freundschaft.

Ungestört von jeder Nebenempfindung des Unwahren sang der preußische Unterthan seinem absoluten, bei Schwächen menschenfreundlichen Monarchen zu (seit 1790 und 1793): „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer." Und ebenso zufrieden erklärte der Dichter der österreichischen Hymne im Jahre 1797: Franz II. „hob zur Freiheit uns empor". Wäre das Wort durch einen Widerspruch

von Thatsachen gegen bestehende öffentliche Wünsche anzüglich oder heuchlerisch gewesen, so hätte man es für diesen Zweck doch eher umgangen. Es hatte eben noch keinen politischen oder gar „liberalen" Inhalt, es war das auch in einer Herrscherhymne ungern entbehrte beliebteste Stimmungswort aus dem bürgerlichen Leben der Zeit.

Aber, wie man schon sieht, vorhanden war die Freiheit als ein angeschwärmter und stark betonter, wenn auch noch abstrakter oder vielmehr idyllischer Begriff. In ihr schlummerte ein Einfluß auf die Gemüter, der auch dann unwiderstehlich mächtig sein mußte, sobald man neue Ziele mit dem Freiheitsnamen schmückte. Schon traten Männer auf, die letzteres unternahmen. Sie waren angeregt und befruchtet vom Auslande her, während der Boden in Deutschland selbst vorbereitet war durch das philologische Studium der Antike, das just in jener Periode auf eine soeben eingetretene bedeutende Verbreitung seines Ansehens, sowie auf eindringend verständnisvolle Vertiefung zurücksah. Der Elsässer Pfeffel, Bürger Frankreichs, definierte den „freien Mann" in seiner männlichen Haltung gegenüber den Mächtigen; und bald trug, weit gewaltiger und hinreißender, auch der Feuergeist von Schillers Dithyramben und Dramen ein neues Freiheitsevangelium des Männerstolzes vor Königsthronen hinaus in alle deutsche Welt und pflanzte es tief in die frischen empfänglichen Herzen damaliger Jugend. Nun war der „Tyrannenbegriff" der Antike wiedererstanden; gegen Bedrücker, wo immer sie seien, loderten ungestüme Freiheitsworte empor. Ich sage nicht, die Freiheit hatte jetzt schon in Deutschland ein bestimmtes Ziel. Man hat und wird sie ja überhaupt nie unter einem Ziel einbegreifen können, so wenig, wie man sie jemals allgemein ausreichend hat definieren können oder sowenig sie heute ein Etwas geworden ist, worunter von allen dasselbe verstanden wird.



Abb. 22. Wilhelmine Luise Mencken, 1789—1839, die Mutter des Fürsten, als Braut. Pastellbild im Schlosse zu Friedrichsruh.

Jedenfalls aber war um die Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts die Freiheit auf einmal auch in Deutschland nicht mehr das zärtliche, im Grünen tändelnde Rokokomädchen von kurz zuvor; mancher Blick streifte bewundernd und von Begehren keineswegs frei hinüber zu dem herrischen Weibe mit chitonentblößtem Busen und Schenkel und mit der blutroten Phrygiermütze auf dem antiken Haupte, dem Frankreich als seiner über Trümmern emporgestiegenen neuen Göttin huldigend Opfer brachte. Dann waren es jedoch schnell sich drängende äußere politische Ereignisse, die diese hier und da in Deutschland aufgekeimte Bewunderung der jakobinischen Liberté schon in ihren platonischen oder verschämt-heimlichen Stadien wieder zum Ende brachten und der Nation die Ideengestalt ihrer Freiheit in ein trauerndes deutsches Frauenbild mit gesenktem Eichenkranz und dem leidvoll umklammerten Griff zersprungenen Schwertes verwandelten. Nun hatte „Freiheit" als junges politisches Wort einen eigenen deutschen Inhalt von bestimmtester und dringlichster Bedeutung erhalten.

Die neugallische Freiheit hatte von ihrem Buhlen, dem als angebliche „Egalité" entfesselten Kampfe aller gegen alle, den Bastard geboren, welcher keck den Thron bestieg, von dem herab die Revolution kurze Zeit Gesetze verkündet. Und bald setzte Bonaparte den Fuß des Emporkömmlings auch auf den Nacken der deutschen Fürsten und gab dem ganzen Deutschland die persönliche und wirtschaftliche Not einer unerhörten Willkür zu tragen. Da sprach man plötzlich sehr viel leiser, als man es im XVIII. Jahrhundert gethan, in der duldenden Nation von der Freiheit, aber nun desto bewußter und nachhaltiger, im alle umfassenden Kreise. Jetzt hieß Freiheit: den Fremdherrn niederwerfen und vertreiben, und gewohntermaßen verlangte man die That zunächst von den Monarchien; für der „Freiheit ganze Rache" stritt Habsburg, wie der preußische Dichter ihm zum Glückauf zurief, als es 1809 den abermaligen Waffengang versuchte. Freilich, als die organisierten Kräfte der Monarchien im Kampfe wider Napoleon dauernd versagen zu wollen schienen, da trieb der Drang nach rascher Befreiung immer ungeduldiger eine verwandelte Auffassung empor. Sie mußte unerhört erscheinen, wenn man sie verglich mit der absoluten Unthätigkeit für Wohl und Wehe des eigenen Staates, die noch vor kurzem geherrscht hatte: diese Auffassung, als ob nur noch Selbsthilfe des Volkes die Schmach und Not abschütteln, die Freiheit als das heiligste Gut zurückerringen könne. Ihn sendet kein Kaiser, kein König aus, ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus, sang Arndt, als der edle Schill in Unterliegen und Heldentod dem Gedanken des Volksaufstandes wider den Tyrannen eine nicht wieder zu schließende Gasse brach. Jeden einzeln rief die Freiheit auf, sie hielt sich an keine Instanz und Staatsordnung mehr, der neue Weckruf zur Freiheit verzichtete auf jede Organisation, der Gott, der Eisen wachsen ließ, gab hoch und heilig selber Säbel, Schwert und Spieß dem Manne in seine Rechte, daß er bestände bis aufs Blut, bis in den Tod die Fehde. Gewiß hielt man die Hoffnung fest, vereint mit den Fürsten die große Arbeit zu thun, aber man wartete nicht mehr auf deren Beginnen, man wartete

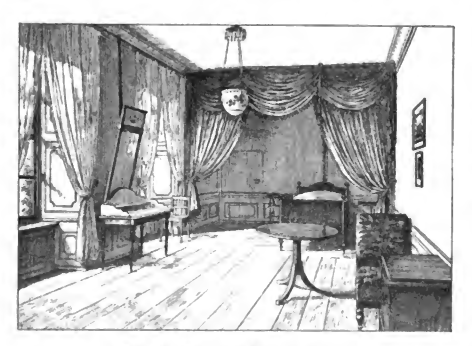


Abb. 23. Bismarcks Geburtszimmer.

auf die Zeichen Gottes vom Himmel, um dann die Fürsten mit sich loszureißen. Und als, fast ungehofft früh, die Stunde kam, da des Korsen Glücksstern tief sich neigte über den bleichen Schneefeldern Rußlands, da ging auch der Freiheit Hauch mächtig durch die Welt, da stand das Volk wirklich auf, und der Sturm brach los. Da wollte und konnte man nicht mehr warten; und wenn es nicht hätte sein können mit den bedenksamen oder gar erst nach abgewarteten neuen Entscheidungen der Kriegsfortuna schließlich sich doch hinzugesellenden deutschen Regierungen, so hätte man auch ohne sie, ja gegen sie das Freiheitswerk im Wogendrang der vaterländischen Erhebung zu erfüllen gesucht oder im Untergange die Lösung von der Schmach gefunden. Ganz Deutschland eine große, gewaltige, einige Volksfreischar der Hofer und Schill, der York und Lützow.



Abb. 24. Eingang zum Schlosse Schönhausen.

Sie hätten Napoleon ohne den Beistand und die eigentliche Kriegsarbeit der stehenden Heere und der neuorganisierten Landwehr sicher nicht vertrieben, und diesen verbleibt die ungeschmälerte Ehre des Waffenerfolgs und des Sieges. Aber sie durchdrangen die Reihen der Armee mit ihrem Sinne, sie gaben dem Befreiungskampfe dasjenige, was diesen wirklich zum Volkskrieg im schönsten Sinne, zu einer siegreichen Unternehmung des Volkes in Waffen gemacht hat. Sie durften sich fühlen als die anerkannten Befreier, sie erblickten eine vorausgegangene anerkennende und entgegenkommende Bestätigung ihres seit 1807 und 1809 immer lebhafter bethätigten Denkens in jener schon gestreiften Organisation der allgemeinen Wehrpflicht: durch die der preußische Staat dem einzelnen Bürger, indem er ihn in äußerste Vaterlandspflicht nahm, gleichermaßen auferlegte und zugestand, mithandelndes, mitverantwortliches Glied im Staate zu sein. Ähnliche Zugeständnisse erhorchte das für sein Vaterland erglühte neue Preußentum aus den ergreifenden Worten des königlichen Aufrufs An Mein Volk vom März 1813, las und hörte der Deutsche aus so vielem, was in diesen schicksalsschweren Tagen von den verschiedenen Regierungen gesprochen und angedeutet ward. Noch hielt es niemand für denkbar, dereinst wieder abzustreiten, daß in diesen neuen Hermannstagen eine völlig andere Zukunft heraufgezogen sei; noch dachten Fürsten und Völker in schönem gegenseitigen Vertrauen die jung gewordene Zeit nach den Siegen miteinander auszugestalten zu allversöhnender, allbeseligender Herrlichkeit. Sogar Goethe, dem politische Voreiligkeit gewiß nicht vorzuwerfen ist, rief in des Epimenides Erwachen voll sicherer Überzeugung aus:

> Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
> Sind alle frisch und neu.
> Wie du dich nun empfinden wirst
> Nach eignem Sinne frei!

In der That war es den Fürsten, den Regierungen selbstverständlich, daß der Freiheit nach innen Raum gegeben werden solle. Wenn auch in all den schweren Jahren bei „Freiheit“ zunächst immer nur an die Abschüttelung der Bonaparteschen Knechtschaft gedacht worden war, so war dem Worte immerhin so viel von seiner etwas älteren Bedeutung, von den Gedankenströmungen, durch die es ein politisches Wort geworden

war, als Mitinhalt geblieben, daß es stets zugleich eine bevorstehende Umgestaltung des inneren staatlichen Lebens voraussetzen machte. Dadurch, daß das Volk sich der höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes bemächtigt hatte und von den Regierungen in seiner unentbehrlichen Mitwirkung zur Befreiung anerkannt und aufgerufen war, hatten diese Hoffnungen eines nahen verbesserten bürgerlichen Freiheitszustandes nicht nur eine Legitimation, sondern zugleich eine bestimmtere Richtung bekommen. Eigene Theorien über die künftige Gestaltung der bürgerlichen Freiheit besaß man ja nicht; es fehlte auch an vorbereitenden Entwickelungen. Dafür boten sich als Muster die konstitutionellen Einrichtungen dar, wie sie England lange besaß und Frankreich durch die Revolution sich geschaffen hatte. Keineswegs verstand man diese parlamentarischen Einrichtungen von Anfang an auch in Deutschland als Ziel der Freiheit, eher sogar empfand man gegen sie ein bestimmtes Mißtrauen. Der glühendste Vorkämpfer für Menschenrechte und Freiheit, Schiller, hatte in der Gedankenmajorität bewußt den Tod einer wirklichen Gedankenfreiheit, wie sie sein Posa heischte, erblickt und sie noch im Demetrius energisch abgelehnt: „Mehrheit ist der Unsinn! Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.“ Indessen die Geschichte eines Volkes nimmt ihren Weg keineswegs immer nur in der durch seine Individualität angezeigten Richtung — weshalb auch alle sogenannte Völkerpsychologie niemals über ein Nachverstehen der Geschichte hinausführen wird. Die Dinge hatten sich eben auch in Deutschland — um so mehr, als die Muße fehlte, etwas Eigenes, Originales auszubilden — schon mit einer gewissen Folgerichtigkeit in die Nähe des Konstitutionalismus hin entwickelt, wozu die ausländischen Anregungen wesentlich mitgewirkt hatten. Freilich gab es in der alten deutschen Geschichte einigermaßen dem Konstitutionalismus verwandte und dabei specifisch deutsche Einrichtungen, aber das waren für das eigentliche Volk vergessene Dinge, und an eine prüfende, das Wesen erfassende, die Form erneuernde Wiederanknüpfung war nicht zu denken. So war der englisch-französische Konstitutionalismus auch bei



Abb. 25. Schloß Schönhausen.

uns das Nächstliegende geworden, was für die allerstrebte freiheitliche Ausgestaltung in Sicht kam.

Nunmehr wurden also moderne liberale Einrichtungen (das Wort liberal stammt aus spanischen Verfassungskämpfen) in Deutschland verschiedentlich mit bestimmten Worten in Aussicht gestellt. In Preußen durch einen königlichen Erlaß vom Mai 1815; auch die Wiener Bundesakte prophezeite in ihrem vielberufenen Artikel 13, in allen Bundesstaaten würden landständische Verfassungen stattfinden.



Abb. 26. Otto v. Bismarck im elften Lebensjahre. Zeichnung von Franz Krüger aus dem Jahre 1826.

Damit waren Gedanken, die selbst der gewaltige Anstoß der französischen Revolution in Deutschland ursprünglich nur in wenigen erweckt hatte, plötzlich in breiteste Schichten getragen durch das große Befreiungswerk der deutschen Selbsthilfe und die von den Regierungen daraus gezogenen und öffentlich verkündeten Konsequenzen. Merkwürdig ist immerhin, wie wenig die die geistigen Interessen Deutschlands beherrschende altdeutsche Romantik auf die konstitutionellen Erwartungen Einfluß ausgeübt hat, worauf wir schon hingedeutet haben. Man hätte ja so leicht wenigstens für die Äußerlichkeiten anknüpfen können an Thing und Landesversammlungen, an königliche und herzogliche Hoftage, an die älteren Landstände, welche erst durch das neuere starke Landesfürstentum unterjocht und aufgehoben worden waren. Aber einer solchen doch nur äußerlichen Anknüpfung durch die Gelehrten widerstrebte wohl ein, wenn auch nur halb bewußtes Gefühl von der historischen Unvereinbarkeit des nun einmal in den Vordergrund gerückten nagelneuen französischen Musters mit allen jenen Formen alter deutscher Tagungen. Auf diesen waren eben niemals ausgewählte Stimmführer homogener Massen, sondern stets nur Tagfahrtbefugte aus eigenem Recht oder öffentlicher Stellung zusammengetreten. Man möchte einem derartigen dunklen historischen Empfinden um so mehr Gewicht beilegen, als in dem einen deutschen Bundesstaate, wo überhaupt die Möglichkeit einer geschichtlichen Wiederanknüpfung gegeben war, das dort unmittelbar vorhandene historische Gefühl sogleich mit ganzer Entschiedenheit das Neue völlig ablehnte und sich zornmütig aufbäumte gegen den vermeintlichen Ersatz der Alten durch den modernen Konstitutionalismus. Zur Psychologie der Meinungskämpfe um Konstitutionalismus und Parlamentarismus, ausländische Muster und deutsche Anschauungen, theoretische Verfassungen und geschichtlich erwachsene Bildungen, aller dieser Fragen, die in einer zwanzigjährigen Lebensperiode Bismarcks so viel breiten Raum beanspruchten, ist es nicht unwichtig, auf dies soeben berührte Beispiel etwas näher einzugehen. Schon um erkennen zu lassen, wie die deutsche Auffassung unbedingt die historisch erwachsene Form vorzog und an ihr um jeden Preis festhalten wollte, sobald überhaupt



Abb. 27. Wilhelmine Luise v. Bismarck, des Fürsten Mutter.
Gemälde in Varzin.

eine da war, die in Wettbewerb mit der fremden, neuen treten konnte.

In Württemberg gab es eine aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts herrührende altständische Verfassung, welche gleich der mecklenburgischen das Streben der Landeshoheit nach absoluter Omnipotenz siegreich überdauert hatte. Sie war erst 1806 durch die neue württembergische Königssouveränetät aufgehoben worden. Als nun nach dem Wiener Kongreß, den besonderen Nötigungsgründen entsprechend, die bei dem Wegfall des Napoleonischen Protektorats für die süddeutschen Staaten vorlagen, auch dem Lande Württemberg eine Konstitution gegeben werden sollte — eine neue nach modernen Ideen und Formen und viel liberaler, als die alte, welche nur die Tagungen von Prälaten, Adel und Stadtschultheißen kannte —, da geschah es, daß als Antwort durch das ganze Land ein unwilliger Schrei ging. Im Aufruhr und Zorn der Entrüstung schnellte die württembergische Bevölkerung fast einhellig empor und begann den Kampf um die Reliquie seiner abgethanen Stände, um das vom Nimbus der Geschichtlichkeit verklärte, von einer begeisterten, flammenden Dichtung verherrlichte „alte gute Recht“. Nicht darum, was besser, handelte es sich, sondern was alt und als Herkommen verbrieft sei; und Uhlands schöne Strophen verkündeten der Welt in herbem Rechtstrotz, daß das Volk der Schwaben keine neue, wenn auch vielleicht bequemere Freiheit, überhaupt keine Wohlthat begehre und nichts geschenkt haben



Abb. 28. Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck, des Fürsten Vater.
Gemälde in Varzin.

wolle aus einem Gnadenschatze der Kronen, „die Welt mit Freiheit zu tränken"; im Namen seiner einmütigen Landsleute erhub er die unbeugsame Forderung:

> Daß Weisheit nicht das Recht begraben,
> Noch Wohlfahrt es ersetzen mag,
> Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
> Das Recht besteht und der Vertrag!

Es sind freilich nicht alle Deutschen so gescheit, so tüchtig und zuweilen so — hartköpfig wie die Schwaben. Nicht alle, aber manche anderen noch. In die Geschichte der schleswig-holsteinischen Frage spielen staatsrechtliche Hartnäckigkeiten ähnlichen Charakters hinein. Diese Beispiele ausgeprägt historischen, alle Nachahmung ablehnenden Rechtsgefühls mußten wir berühren, um denjenigen Bismarck nicht schief beurteilen zu lassen, der später von dem modernen Konstitutionalismus Gebrauch machte — um ungeblendet und mit der offenen Naivetät des Genius laut zu sagen, daß er vor diesem Götzen der Zeit keinen tieferen Respekt besitze. Er nahm ihn hin, aber nur um auf das beharrlichste zu wehren, daß über das einmal Zugestandene an Konstitutionalismus hinaus das ausländische Muster noch weiteren Eingang, speciell als Parlamentsherrschaft finde. Uns ist allmählich — und wiederum durch Bismarck, einen Bismarck späterer Tage — der konstitutionelle Parlamentarismus geläufig und selbstverständlich geworden; wir könnten ohne einen Rückblick auf seine Vorgeschichte leicht übersehen, daß das in Deutsch-



Abb. 29. Bernhard v. Bismarck, 1810—1893, des Fürsten älterer Bruder, im 16. Lebensjahre. Zeichnung von Franz Krüger aus dem Jahre 1826.

land nicht immer so war und daß noch zu der Zeit, da Bismarck schon auf der Welt war und heranwuchs, ganze echtdeutsche Volksstämme ihn als fremd und unhistorisch ablehnten und in ihm keineswegs ohne weiteres die unantastbare Panacee erblickten.

Es gab daher auch noch andere Dinge, die aus der Summe jener Ideen heraus, welche man am bequemsten liberale nennt, gefordert wurden, um der so plötzlich perhorrescierten Bevormundung des Staates als Gewährschaft einer staatsbürgerlichen Freiheit entgegengestellt zu werden. Wer sich breiter und tiefer in die Äußerungen der öffentlichen Meinung in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts versenkt, beobachtet, daß viel lebhafter als nach Verfassungen nach dem Recht der freien Meinungsäußerung, nach Preßfreiheit gerufen wurde. Und darin kam in der That eines der eigensten Bedürfnisse des individualistischen Deutschen zum Ausdruck, zugleich eines, dessen er nicht entwöhnt gewesen war. Denn der Absolutismus strafte wohl hier und da Meinungsäußerungen sehr scharf, aber knebelte sie keineswegs von vornherein so, wie unter Metternichs oberer Leitung die auf die Befreiungskriege folgende klassische Zeit der Censur es in einer bis zum Lächerlichen gehenden Weise gethan hat.

Wir gingen, um Bismarck in seinem Verhältnis und Nichtverhältnis zu der mit seinen Entwickelungsjahren gleichzeitigen öffentlichen Meinung charakterisieren zu können, von seiner Nichtbeteiligung an der Burschenschaft aus, die dem Liberalismus in den aus ihr hervorgegangenen Politikern seine wichtigsten Wortführer gab und die ihn in ihren jungen aktiven Beständen am radikalsten weiterbildete. Wie schon angedeutet, hatten die Julirevolution und der wachsende Einfluß neufranzösischer Gedankenkreise die ältere, zugleich ethisch idealistische und studentisch-konservative Arminenrichtung in der Burschenschaft stark zurückgedrängt und den die Politik als den Hauptinhalt betrachtenden Germanen das helle Übergewicht gegeben. Nun schlugen die Wogen der Zeitströmungen über diesen jungen Köpfen zusammen, welche jedem Schlagwort zujauchzten, jede politische Phantasie für ausführbar hielten. Hingerissen von der Einfachheit des westlichen Egalité- und Centralisationsradikalismus, wollten sie auch den lieben Deutschen die freie und gerechte Volkseinheit erkämpfen, um dann, so hohen Bundes wert geworden, den großen Nationen der Franzosen und befreiten edlen Polen die wackere deutsche Bruderhand zu reichen. Erst jetzt hatte der vorher nur von einigen verwegenen Gruppen betriebene Umsturz einen breiteren Boden bekommen. Und wie damals überhaupt die öffentliche Meinung, gestachelt durch die Entrüstung über

die versagte Freiheit des Wortes in Presse und Volksversammlungen, mehr und mehr mit der Vorstellung kokettierte, den „Dreien", den Monarchen der „heiligen Allianz", der drei östlichen Großmächte, ebenfalls ein Sankt Helena zu weisen — nach Platens Wort —, so war speciell die Burschenschaft sich einig geworden, daß der Gedanke der Freiheit selbst mit einem modernisierten Fortbestehen der Dynastien nicht mehr vereinbar sei. Die Süddeutschen hatten jetzt — anstatt der Jenenser — die Führung an sich genommen. Die Norddeutschen bestaunten in ihnen die beglückten Landsleute der badischen, württembergischen, pfälzischen Volksmänner; sie gaben ehrlich dem an jenen wahrgenommenem Eindruck der größeren geistigen Regsamkeit, des leichteren Witzes, der liebenswürdigen und leichtherzigen Raschheit im ganzen Thun und Treiben nach. Auch fiel in Süddeutschland die gewisse Zurückhaltung der sogenannten besten Familien gegenüber der Burschenschaft fort; hier war das persönliche Material das gleiche, wenn nicht besser, wie bei den von den norddeutschen wesentlich verschiedenen süddeutschen Landeskorps. Am ungeduldigsten war die Heidelberger Burschenschaft; diese aufs Glatteis der Volksbeglückung verschlagenen jugendlichen Phäaken waren es, die in den gleichen Semestern, da Bismarck zu studieren begann, auf dem Hambacher Fest mit auftraten, bald danach in phantastischen Vorstellungen und Hoffnungen — fast drängt sich das akademische Wort Bieridee in die Feder — die Hauptwache in der Bundesstadt Frankfurt erstürmten, um das neue Volksreich zu gründen. Durch ihre tragischen Thorheiten erwiesen sie somit zwar, wie kindlich verständnislos und blind sie gegenüber allem Realen, selbst gegenüber den nächsten konkretesten Machtfragen waren; aber selbst so waren sie eben nur hochherzige Freiwillige auf Vorposten im Kampfe für das, was alle erhofften und erstrebten, und blieben weithin im liberalen Bürgertume angesehen.

Nach einer anderen Seite hin ist es das Verhältnis der Burschenschaft und des Liberalismus zu Preußen und den übrigen Einzelstaaten, oder, anders ausgedrückt, die öffentliche Anschauung über die erwünschte und notwendige äußere Gestaltung der

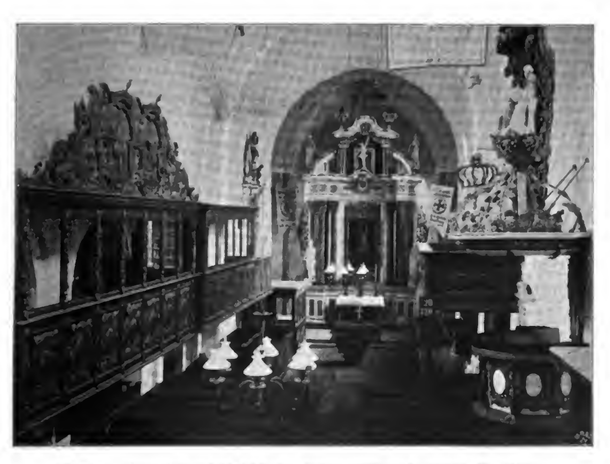


Abb. 30. Inneres der Schönhausener Kirche. Links der herrschaftliche Kirchenstuhl.
(Nach einer Photographie von Hans Breuer in Hamburg.)

nationalen Dinge, was wir noch zu betrachten haben, weil Bismarck auch hier fertige zeitbeherrschende Theorien vorfand.

In den letzten gliederlösenden Jahrhunderten des alten Reiches hatte der Begriff deutsch aufgehört ein politischer zu sein. Der Westfälische Friede von 1648 hatte den Einzelstaaten im Reiche eine Art europäischer Halb- oder Dreiviertelsouveränetät gebracht. Reich und Kaisertum blieben mehr als ehrwürdiges Schaustück übrig, so daß man ohne viel Aufregung gewohnheitsmäßig die Kaiserkrone immer wieder in die Hände Habsburgs legen konnte. Auch der Reichstag, der vermöge seiner Schläfrigkeit aus einer Tagfahrt, wie die alten Reichstage gewesen waren, seit 1663 zu einer permanenten, vergeblich nach dem Ende ringenden und schließlich darauf verzichtenden Versammlung geworden war, konnte keinen Anspruch erheben, die politische Gemeinsamkeit der Nation zu verkörpern. Das politische Leben hatte sich zurückgezogen auf die Einzelstaaten, wo zwar hier und da auch Dekadenz, an anderen Orten aber wieder desto tüchtigeres und bewußteres Vorwärtsstreben war. Es gab politisch keine Deutschen mehr, nur Kursachsen und Brandenburger, Pfälzer, Bayern u. s. w.; in den südwestlichen Gegenden der größten Zersplitterung bildete, während der Reichsgedanke sich auch hier verflüchtigte, die Maximilianische Kreisorganisation die neue Form für ein Gemeinsamkeitsbedürfnis und ward die Trägerin einer gewissen politischen Regsamkeit.



Abb. 32. Direktor Bonnell (Bismarcks Lehrer und Pensionsvater) in späteren Jahren.

Vergessen und aufgegeben wurde das Wort deutsch natürlich nicht. Es bezeichnete in dem unstaatlichen Sinne der Nationalität den Unterschied vom Welschen, Briten oder Moskowiter. Zuweilen vermochten große Ereignisse oder große Männer die Nation mit stolzen Regungen ihrer geistigen und volklichen Zusammengehörigkeit zu erfüllen und sie die staatlichen Unterscheidungen und Gegensätze vergessen lassen; Friedrichs Ruhm, obwohl über das Reich errungen, war deutscher Ruhm. „Deutsch“ wurde mehr und mehr zu einem Adjektiv für Eigenschaften, auf welche die Nation als ihren moralischen Besitz Wert legte; dem bürgerlichen Gesamtcharakter des Jahr-



Abb. 31. Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin.
(Photographie von F. Albert Schwartz in Berlin.)

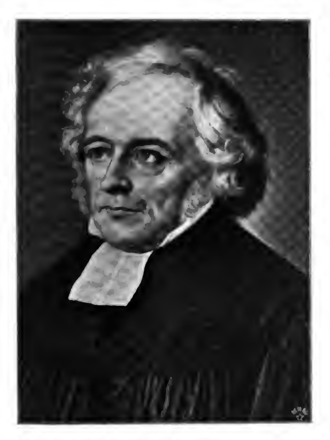


Abb. 33. Schleiermacher (1809—1834), Pastor an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, wo Bismarck von ihm am 31. März 1831 eingesegnet ward).
(Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.)

worden. Man spricht vom biederen Mecklenburger, Holsteiner, Pommer, Westfalen, Rheinländer, Thüringer, Sachsen, Bayern, Schwaben — wir müssen schon alle aufzählen, denn alle einzelnen wollen die biedersten sein, und mit „gemütlich" ist es gerade so, obwohl sie verschieden gemütlich und vor allem sehr verschieden bieder sind. Andererseits ist der „biedere", der „wackere", der „gemütliche" Deutsche im Sprachgebrauch so gut wie verschwunden, nicht nur bei uns, sondern selbst im Auslande. (Und das macht auch nichts; es ist die höchste Zeit, daß der Deutsche sich im Auslande ein kräftigeres Prädikat erwirbt.) Dagegen zu des alten Hagedorn, Chr. Fel. Weiße oder Mathias Claudius Zeiten kannte man keine friedlich-ethischen Rivalitäten im Nebeneinander der einzelnen Stamm- und Staatsangehörigen; da trennte staatliche Feindnachbarlichkeit, vereinte die Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit deutscher hunderts entsprechend erhielt es die Hauptbedeutungen: gemütvoll, bieder, wacker, tapfer. Mehr als etwa: „würdig des Ursprungs aus Teuts Geschlecht" wollte es nach der politischen Seite hin nicht besagen.

Es ist merkwürdig, in welcher Reciprocität, wenn man das Damals und Jetzt vergleicht, das Ethisch-Moralische und das Politische in Bezug auf die von ihnen aufgesuchten Kreise und Bezeichnungen stehen. Heute, da Deutsch wieder ein stolzer Staatsbegriff ist, sind die „deutschen" Tugenden unserer Urgroßväter wieder unter die berechtigten Reservateigentümlichkeiten der Einzelstämme zurückverlangt

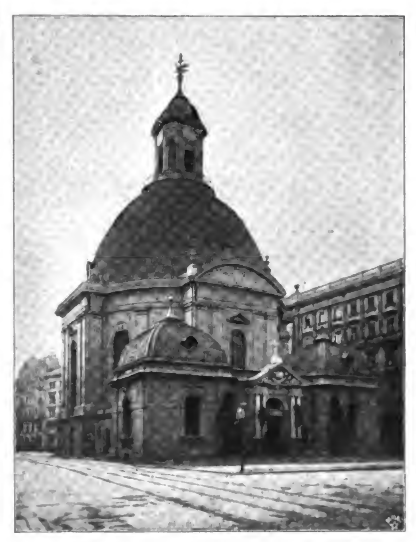


Abb. 34. Die Dreifaltigkeitskirche in Berlin.



Abb. 35. Bismarck als Korpsstudent. Denkmal von Pfretzschner auf der Rudelsburg.
(Photographie von R. Krause in Kösen.)

oder „teutscher“ Tugenden. Edel warst du und treu, fromm und deutschen Herzens, sang Miller seinem entschlafenen Freunde nach, ohne jede Absicht, ihn als Patrioten zu feiern. Fröhlich sein und alte deutsche Sitten gehörten zusammen, und das schwärmende Kommerslied begann: „Auf, ihr meine deutschen Brüder, feiern wollen wir die Nacht.“

Alles, was man gemeinsam hatte und woran das gemeinsame Gefühl sich hielt, ward als deutsch erkannt und gepriesen, also nicht ein Vaterland, wohl aber Sprache, Litteratur, Geistesbildung; selbst den Rheinwein betrachtete man als schlechtweg deutsch, dessen Gegensatz sogleich der fremde wäre: In ganz Europia wächst solch ein Wein nicht mehr. Es war, trotz alles Französischparlierens der vornehmen Kreise, die Zeit eines lebhaft erwachenden und immer mächtiger sich regenden deutschen Stolzes, den vornehmlich das Bürgertum trug. Und bald kam mit Klopstocks, Goethes, Kants, Schillers Tagen und aus der großen Philologen Ruhm die Zeit, da Deutschland sich bewußt ward: das, was andere Nationen an Geistesschätzen aufwiesen, aus dem Eigenen vollendet und überflügelt, die Welt zu Schülern gewonnen zu haben. Hinzu gesellte sich die zuerst

von den Humanisten des XVI. Jahrhunderts erweckte, dann fast 200 Jahre lang durch Ablenkung und Auslandsnachahmung völlig verkümmerte Richtung eines gebildeten Interesses auf die deutsch-mittelalterliche Vergangenheit und die germanische Vorzeit; sie setzte wieder ein mit einer überraschenden Lebhaftigkeit und Wärme. Das Volk fühlte sich eines und deutsch nicht mehr bloß in seinem geistigen Eigentum, sondern auch in seiner alten Geschichte. Und aus der Vorzeit deutschen Lebens, wie sie Johannes Müller (an dem überaus geeigneten territorialen Beispiele der alten Eidgenossenschaft) und die Romantiker schildernd erschlossen, empfingen die Deutschen mählich und nebenbei und dann doch immer stärker und treibender die entbehrende Sehnsucht nach den Thaten und Formen der alten Jahrhunderte, nach einheitlich starker und mutvoller Führung, nach einem in seiner Kraft zusammengefaßten Reich. Solches Ergebnis der geschichtlichen Lektüre bedeutete aber die Kriegserklärung der deutschen Bildung an den bestehenden Zustand. Der staatlichen Gegenwart stellte die aus der Neubelebung deutschgeschichtlichen Sinnes erwachsene Romantik und stellten die Jünglinge der Befreiungskriege in bewußtem Widerspruch ihr „deutsches" Denken gegenüber.



Abb. 36. Otto v. Bismarck-Schönhausen. Porträt-Silhouette im Besitz des Korps Hannovera zu Göttingen.

Was sie wollten, was ihnen nun als deutsch auf politischem Gebiet vorschwebte, das ließ keine Vereinbarung und Ausgleichung mit dem politisch Vorhandenen, keine Hinüberleitung, nicht einmal ein Entweder Oder zu, sondern das war ein Traumgebild. In den erhabensten deutschen Empfindungen schwärmten die empfänglichen Seelen von der Erneuerung eines Reiches, wie nach ihrer Meinung das der Staufer gewesen sei, oder von einer germanischen Volksgemeinsamkeit, wie sie — denn man las aus dem Tacitus heraus, was man voraussetzte — am Anfang der deutschen Geschichte als ein Heervolk unter einem herrlichen Führer in der Varusschlacht den deutschen Boden von den römisch-welschen Fremdlingen gesäubert. Seit den Befreiungskriegen war Hermann der Cherusker wieder zum lebendigen Volkshelden geworden; es war ja in den gleichen Jahren, da Bismarck studierte, daß E. v. Bandel seinen Plan voll Opfermut und Hingebung faßte, den Deutschen auf dem Teutoburger Walde das Denkmal ihres Befreiers zu errichten. So stand auch mit gleichem Hinweis auf die germanische Heldenzeit der Vorväter im Wappen der Burschenschaft die Eiche, im Schildfelde unter den zur Einheit verschlungenen Händen; und über dem schwarzen Felde, das mit Leier und Schwert und darangehängtem Kranze an Tod und Sieg im heiligen Kampfe von 1813/14 gemahnte, flammte die goldene Morgensonne neuer Einheit und Freiheit am blauen Himmel allbeglückender Zukunft empor.

Mochten in Fragen der Freiheit das spielende Denken und das Ungestüm der Jugend dem im ganzen doch durch Rücksichten gemäßigten Philisterliberalismus voraneilen, so wurden ihre radikalen, deutsch-einheitlichen Träume von vornherein von der Mehrheit aller geteilt. Hatten doch die geistes- und einflußmächtigsten Lehrer der Zeit diese Anschauungen und Wünsche weit über den Kreis der akademischen Jugend hinaus direkt ausgestreut. So hatte Fichte, schon Jahre bevor aus seinem zum Allgemeingut gewordenen Denken und Lehren die Burschenschaft entstand, der deutschen Nation in den Reden an sie verkündet: „Ich rede von Deutschen schlechtweg, für Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben." Dieser Kraftgedanke, wie er das Programm der Befreiungskriege gewesen war, blieb auch der höchstangestrebte Inhalt der vaterländischen Bewegung, stets aufs neue von Rednern und Dichtern formuliert; unbeachtete Nebensache blieb, wie es möglich sein würde, dem zum Siege zu verhelfen oder nur einige praktische Geltung zu schaffen. Es ist bezeichnend genug, wie in dem Barbarossatraum, in

der alten, aber nun erst zur lebendigen Prophetie neuerwachten Kaiser- oder Kyffhäusersage das Wiederkommen des Reiches erharrt wurde wie durch ein romantisches Wunder. Immer mehr entfernte sich in den dreißiger Jahren das wirkliche politische Leben in Deutschland von jeder auch nur geringen oder scheinbaren Annäherung an die 1814 so nah vermeinte und verkündete und noch Jahre danach stets mit einer gewissen entgegenkommenden Geflissentlichkeit behandelte deutsche Einheit. Ungestört strebte die Mehrzahl der Regierungen der Wiederbefestigung der alten partikularen Gewalten zu — meistens auch in der Richtung auf deren absolutistische Form. Desto leichter aber konnte der öffentliche Einheitsgedanke fortfahren, alle realen Anknüpfungen außer acht zu lassen, seine Stärke in der Anlehnung an den von Hunderttausenden geteilten Traum der Dichtung zu suchen und sich auch seinerseits nicht stören zu lassen in der Ausgestaltung und Phantasie seiner Wünsche. Diesem Einheitsgedanken war durch den feindlichen Gegensatz der wirklichen Staatsgewalten alles nur vereinfacht, er hatte keine Rücksichten mehr zu nehmen, keine Verantwortungen zu tragen, brauchte den Fragen nach dem Wie und Wodurch nicht Rede zu stehen und konnte das Heil einfach vom Umsturz, was ja immer das Bequemste ist, erwarten. Der brausende Herwegh, der die Stimmungen der vierziger Jahre am mächtigsten poetisch verkörpert, rief:

Die neununddreißig Lappen
Sollen wieder besser klappen
Und ein Heldenpurpur sein!
Ein Reich, wie ein Sonnenschein!
Ein Herz, ein Volk und ein Wappen!
Helf uns Gott, so soll es klappen!

Und nicht anders heischte der stille Otto Ludwig anstatt der 39 oder 40 Vaterländer: „Wonach die Völker dürsten, das eine Vaterland!“

Zu ihnen aber hielt das deutsche Volk, nur daß es nach seiner Art und unbewußt dem uralt germanischen Treubedürfnis folgend an die Stelle des Begriffs die Person, an die Stelle der Reichseinheit den waltenden Kaiser setzte. Niemand wird je rechte Kulturgeschichte schreiben, der des Wirtshauses vergißt. Es war damals keine Zeit, wo die Landesfürsten auf den Wirtshausschildern gediehen. Was es von solchen mit Aufschriften zum „Erbprinzen“ oder zum „Rautenkranz“ gab, das entstammte meist noch dem XVIII. Jahrhundert; aber „zum Deutschen Kaiser“, und zum „Adler“ mit dem doppelköpfigen Wappenzeichen im Schilde entstanden sie immer aufs neue und warben gern gethane Einkehr. Eigentlich hatte die deutsche Einheit nur einen Feind außer den Regierungen; das war in einzelnen Staaten das Hochgefühl des erreichten Konstitutionalismus, woran sich leicht ein dünkelvoller demokratischer Partikularismus anlehnte. Aber auch dieser blieb halbverhüllt und nur halbbewußt oder gab sich sogar, obwohl er nur weiter von allen gangbaren

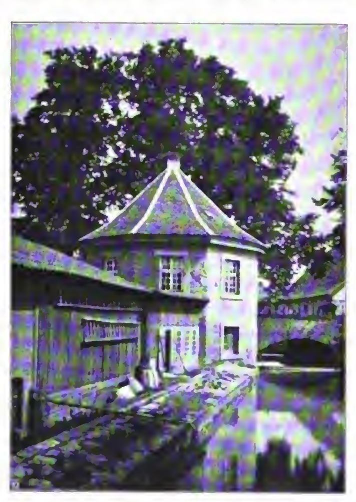


Abb. 37. Bismarcks (zweite) Studentenwohnung am Wall in Göttingen.

Friedrichsruh, 25 Mai
1893.

Für die heutige telegraphische Begrüßung von der Wartburg danke ich der Burschenschaft und den betheiligten Herren Commilitonen herzlich, zugleich für die Anerkennung, welche Sie mir darin für meine Mitarbeit an der praktischen Verwirklichung der idealen Ziele aussprechen, die schon vor 70 Jahren diejenigen der Burschenschaft waren.

v. Bismarck

Brief des Fürsten an die deutsche Burschenschaft (A. D. C.).
Original im Bibliothekzimmer der Burschenschaft Franconia zu Heidelberg.

Wegen abführte, den Anschein, die deutsche Frage nach seinen Specialrezepten lösen zu können.

IV.

„Noch immer nicht genug!"

Der „Pommer" Otto v. Bismarck im Corps Hannovera wurde nicht hingerissen durch das jauchzende „Das ganze Deutschland soll es sein" der Burschenschaft und ihrer das schwarzrotgoldene Treiben und Verlangen veranlaßte und verstärkte, daß ihm dieses bis zum Überdruß verleidet ward.

Zuerst, als er mit „Finken" verkehrte, war das noch nicht so. Gegen einen Landsmann Motleys, dessen Zweifel ihn verletzt hatten, wettete er stolz und keck, daß Deutschland in zwanzig Jahren einig sein werde. Im Korps traten dann, wie gesagt, dies mitgebrachte deutsche Gefühl und der



Abb. 38. Korpskneipe der „Hannovera" in Göttingen (in neuerer Einrichtung). (Photographie von H. Hoyer in Göttingen.)

Kreise; wenn er sich von Rechts wegen einem »teutonischen Teufel« verschrieben fühlte und nachträglich bekennen konnte, mehr burschenschaftlich gesonnen auf die Universität gekommen zu sein, so überließ er sich jetzt und auf lange Zeit hinaus in unverkennbarer Weise den umgekehrten Impulsen. Wenn er nunmehr an die Lützower Erinnerungen von Schönhausen dachte, so war das im Stolze, Preuße zu sein; die studentischen Berührungen mit Nichtpreußen verdoppelten dies specifische Preußengefühl, und die studentische Gegensätzlichkeit gegen Eifer für die Einigung ganz zurück. Übrigens war er hier vor allen Dingen Student und ließ die Tagesfragen beiseite. Er galt sehr rasch als eines der besten Mitglieder der Hannovera und als ihr fast unbesiegbarer Fechter, wurde auch Konsenior. Er war, wie einst auf der Hochschule zu Altdorf Wallenstein gewesen war: übermütig, überlegen, sarkastisch, voll lustiger Einfälle, bei „hurtigem" Mute ein tüchtiger und überall angesehener Student. So, in vollem Sichausleben und unabgelenkter als je, entwickelte er seine Persönlichkeit.



Abb. 39. Kneipzimmer in der „Alten Fink“ (altes Frühschoppenlokal der Korps) zu Göttingen.
(Photographie von H. Hoyer in Göttingen.)

aufthat. Würde er nun auch werden, wie gerade die vorher verwegensten Studenten im resignierten Stadium der verflossenen Burschenherrlichkeit so leicht es werden: immer älter, durchschnittlicher und „brauchbarer“?

Man darf Bismarck nachrühmen, bei all seiner glücklichen Kurzangebundenheit, wo sie not that, bei allem prächtigen Geschick, verblüffend abzufertigen, bei prickelnder Laune zum Spott über die Würde gespreizter Mittelmäßigkeit, doch stets von echter Herzensbildung, gegen würdige Gegner von feiner Rücksichtnahme und in schwierigeren Positionen nicht zum wenigsten durch seine sichere, einwandfreie Form der Überlegene gewesen zu sein. Niemand konnte mehr ehrerbietigen Respekt besitzen, als er, gegen jede echte Autorität und gegen alles durch die allgemeine Ordnung oder durch persönliche Achtung ihm Verehrungswürdige an Einrichtungen und Personen, seinen König voran. Aber die Elementarschule der Bureaukratie hat er nicht vertragen können und ist darin am Persönlichen gescheitert. Hierin war er der Despotenhasser vom Gymnasium geblieben, der gegen seine »Geschmacksrichtung« nicht gehorchen konnte (oben S. 11) und dem das Souveränetätsgefühl des kecken Korpsburschen das Rückgrat noch fester gesteift hatte; die capitis deminutio, durch die man junge Beamte zähmt, empfand er als den moralischen Tod. Wo der Vorgesetzte die gesellschaftliche Gleichstellung vergaß oder vergessen wollte, da reckte sich der Edelmann empor; aber auch, was das Erwähnenswerteste ist, seine Gedanken vermochte er der Enge des Kleindienstes der Verwaltung nicht zu subordinieren. Falls der Inhalt aufgetragener Arbeit nicht seinen Beifall fand, so würde er sich geschämt haben, innerlich herunterzukommen, hätte er es nicht ehrlich dazu gesagt. Es wird

Es gibt ein Bild von ihm, eine Zeichnung von befreundeter Hand, die ihn im Jahre 1834 darstellt. Sie zeigt die hohe Stirn vom krausen Lockenhaar der Jugend halb verhängt; in den Augen, der kurzen festen Nase, in den gepreßten Lippen und dem langen Kinn, in der ganzen Haltung liegt ein schöner, seltsam träumender Stolz. Wilhelm Jensen hat diese Züge einmal verglichen mit denen des jungen Novalis; es ist, ohne weitere äußere Ähnlichkeit, auch etwas darin, was an Byron erinnert. Wenige übrigens sitzen dem Zeichner so gleichgültig, so ohne jede Absichtlichkeit, sich recht günstig und bedeutend auszunehmen.

Schließlich mußte aber doch studiert werden. Savignys römisch-rechtliche Vorlesungen gaben den Ausschlag für Berlin. Dort machte er 1835 sein Examen als „sehr gut befähigt“ und trat als Auskultator beim Kammergericht ein. Er wohnte Behrenstraße 20.

Durch das Studentenleben hatte er seine Individualität ungeschmälert, nur befestigt und verdichtet hindurchgebracht, desgleichen durch den juristischen Begriffshimmel und durch seine sonstigen Studien — worüber später geredet werden soll, weil seine wichtigsten Studien erst in die Periode nach dem „Studium“ fallen. Nun drohte ihm vielleicht die ernstlichste Gefahr, als der Mechanismus der Bureaus sich nach ihm

in anderem Zusammenhang davon zu reden sein (Kap. XVIII), mit welcher Schärfe der Herr Referendar sich gegen Expropriationspläne seiner Regierung aussprach, weil ihm solche überhaupt nicht gefielen. So läuft seine amtliche Thätigkeit von Anfang an auf schmaler Schneide dahin, die Möglichkeit eines plötzlichen Endes vor Augen. Ich denke bei diesen Ausführungen nicht an die kleinen Anekdoten, wie an die oft erzählte mit dem Stadtgerichtsrat (Bismarck als Auskultator ärgert sich bei der Protokollaufnahme über den Delinquenten, einen richtigen Spreeathener mit entsprechendem Mundwerk, und droht ihn hinauszuwerfen, wenn er nicht bescheidener werde; das verweist ihm der Stadtgerichtsrat: Hinauswerfen sei seine Sache. Da, nach einiger Zeit, als das Berliner Kind abermals schnodderig wird, fährt der Auskultator diesmal in folgender Form los: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!"). Bei diesem Histörchen konnte er, der gutmütigen Persönlichkeit nach, den humoristischen Verlauf voraussehen, und das Ganze erscheint doch eher wie ein gelegentlicher Rückfall in Göttinger Reminiscenzen, als man noch nach verbreiteter studentischer Sitte die gestrengen Herren, welche mit dem groben Unfug zu thun haben, nach Möglichkeit benutzte, um mit ihnen selber Unfug zu treiben. Das erste Mal übrigens war sein Ausscheiden, so manches Schütteln und Wackeln der geheimen regierungsrätlichen Köpfe und Zöpfe er auch verursacht hatte, dennoch ein friedliches. Das war 1838 — er hatte zuletzt bei der königlichen Regierung in Potsdam gearbeitet — und es wurde durch Familienangelegenheiten veranlaßt. Dann hat er es nach sechs Jahren noch einmal mit der Amtskarriere versucht. Diesmal nun aber mit dem Erfolg baldigen schroffen Bruchs. So ist denn seine Laufbahn **nicht** durch die preußischen Bureaus gegangen, und man möchte fast meinen, außerhalb ihrer hätte er damals auch eher bleiben und werden können, was er zu sein und zu werden vermochte.

Vorkommnisse, welche eines Bismarck



Abb. 40. Thür aus dem Göttinger Karzer

ganzen Lebensgang auf andere Pfade geleitet haben, haben Anspruch auf unverhüllte Klarheit. Überdies liegen sie so weit zurück, daß Nebenrücksichten auf andere schwerlich noch einen Gegenstand hätten. So rechtfertigt sich die Mitteilung aus einer mir zu Gebote stehenden Quelle, die keineswegs von Bismarckscher, sondern von unbeteiligt maßgebender Seite herrührt. Erst diese — meines Wissens erstmalige — bestimmtere Darlegung über die in Frage kommenden Personen und Umstände gibt seinem Verhalten vollere Berechtigung, während es in den bisherigen, nicht näher orientierten Erzählungen leicht als eine bloße Voreiligkeit, ja Ungehörigkeit erscheinen konnte.



Abb. 41. Kniephof. Das alte Herrenhaus.
Nach einer Zeichnung von Bernhard v. Bismarck. Aus dem „Bismarck-Museum für das Deutsche Volk“, Werner-Verlag, G. m. b. H. in Berlin.

Der Oberpräsident Ministerialdirektor v. Meding, Bismarcks höchstgebietender Chef in Potsdam, war ein Herr so widerwärtig als möglich, wie ihn meine Quelle nennt und durch eine Reihe vertraulicher Lebensbilder zur Genüge kennzeichnet. Er hatte in keinem seiner Ämter je etwas gearbeitet, auf die eingereichten Eingaben in der Regel keinen Bescheid gegeben, den vorgesetzten Behörden keine Berichte erstattet. Nichtsdestoweniger war er auf der dienstlichen Leiter allmählich vorangerückt. Aus seinem Departement war unter v. Rochows Ministerium im Jahre 1838 der berühmte „beschränkte Unterthanenverstand“ entflossen, der unlöslich an dem Andenken dieses vielfach verdienten Mannes haftet und ihm bei der kürzesten biographischen Erwähnung nicht geschenkt wird. Rochow selber, der das bald geflügelte Wort zu seinem Bedauern achtlos unterschrieben hatte, sagte ihm bei seinem Rücktritt: „Wie Sie mich persönlich oft verletzt haben, will ich Ihnen vergeben, nur nicht, wie Sie mein Ministerium durch Trägheit in Verruf gebracht haben!“ Meding war, soweit es seine Bequemlichkeit zuließ, „rücksichtslos, herrisch nach unten; aalglatt nach oben. Ihm fehlte nicht der Kopf, aber ihm fehlte das Herz.“ Dabei war er chicanös und nörgelig; er reizte seine Untergebenen bis aufs Blut, besonders indem er hinter ihren wahrheitsgetreuen Mitteilungen mit höhnischem Lächeln verborgene Ausflüchte fand. Letzteres war



Otto v. Bismarck im Jahre 1834.
Nach einer Zeichnung von Gustav v. Kessel.

ihm so natürlich, daß er sich eigentlich nichts Schlimmes dabei dachte, und es paßte vortrefflich dazu, wenn er von seinen Beamten forderte, für ihn in den Aktenstücken zu lügen. Dem stand nun sein ganzes Personal in geschlossener Phalanx gegenüber, weil niemand mehr jenen Respekt besaß, der auf persönliche Eigenheiten immer noch dienstwillige Rücksicht zu nehmen vermag. Er hatte von allen Seiten gehörig einzustecken; und da in der Regel seine eigenen Weisungen oder vielmehr nicht gegebenen, obwohl erbetenen Weisungen die Ursache eben der Vorkommnisse waren, welche er grob tadelte, so arbeitete er dem allseitigen Bestreben, ihn „hineinzulegen", unverdrossen in die Hände. Mit Vergnügen benutzten auch seine Assessoren und Referendare, soweit sie zur Ritterschaftsuniform berechtigt waren und damit auf den Hoffesten unmittelbar nach den Excellenzen rangierten, alle Gelegenheiten, dies Recht zu forcieren. Sie wußten, daß es sein großer Kummer war, immer noch nicht Excellenz zu werden, und peinigten ihn an dieser wunden Stelle sehr.

Kurze Zeit, nachdem Bismarck — und mit ihm gleichzeitig Erbprinz Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst — in Potsdam wieder eingetreten war, saß in seiner Wohnung dort zu verspäteter Abendstunde mein Gewährsmann lesend am offenen Fenster. Ein heimkehrender Schwarm von Bekannten — so erzählen seine Aufzeichnungen — „kam vorüber und rief mir guten Abend hinein, worauf die Erwiderung folgte: ‚Wollt Ihr noch eine Cigarre bei mir rauchen? Aber mein Hausschlüssel ist verlegt, Ihr müßt dann durchs Fenster steigen.' Die Antwort war: ‚Das thun wir gern.' Und so schwang sich denn das halbe Dutzend, einer nach dem anderen, von der Straße ins Zimmer. Als letzter erschien mit gewandtem Sprunge Otto v. Bismarck, und zierlich sich verbeugend sagte er: ‚Gestatten Sie, daß ich auf diesem ungewöhnlichen Wege Ihnen meinen Besuch mache.' Die Einführung gefiel mir ebenso, wie der muntere, stets schlagfertige Referendar, welcher unabsichtlich seine Persönlichkeit stets zur Geltung brachte." Er war gerade derjenige, der den *οἱ περὶ* Meding noch gefehlt hatte.

Letzterer hatte vornehmlich auch die Angewohnheit, in seinem Dienstzimmer mit den Fingern an der Scheibe zu trommeln und den Eintretenden zunächst einmal längere Zeit die Nordfront seines violett-samtenen Schlafrocks zuzudrehen. Das ist ja bekannt und öfter erzählt worden, wie Bismarck bei solcher Gelegenheit, anstatt ehrerbietigst zuzuhören, ans andere Fenster trat, um auch zu trommeln und zwar den Dessauer Marsch mit solchem Fortissimo maëstoso, daß in diesem Vierhändigspiel das oberpräsidentliche Trommeln zur blassen Begleitung herabsank. Einige Zeit später kam er, um einen Urlaub zu erbitten; der Oberpräsident ließ ihm nach seinem Hauptrezept, die Beamten mürbe zu machen, sagen, der Herr Referendar möge warten. Eine halbe Stunde nach der Uhr wartete Bismarck, dann trug er dem alten Portier auf: „Sagen Sie dem Herrn Oberpräsidenten, ich wäre fortgegangen, aber ich käme auch nicht wieder." Er ging und erbat seinen Abschied. So, also nicht in einer Erklärung an Meding selber, hat sich die Sache abgespielt. Kurze Zeit darauf trafen Bismarck und Meding bei einem Diner in Berlin



Abb. 42. Otto v. Bismarck.
Zeichnung von Gustav v. Kessel vom 27. Dezember 1838.



Abb. 43. Die Schwester des Fürsten, Malwine, als Kind.
Gemälde im Schlosse zu Friedrichsruh.

V.

Hab' ich des Menschen Kern
erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen
und sein Handeln.
Schiller, Wallenstein.

Die Zeit, die zwischen diesen beiden Versuchen Bismarcks im Staatsdienst, dem kurzen und dem ganz kurzen, lag, hatte der Landwirtschaft gehört. Nämlich infolge einer Besprechung der Söhne mit den Eltern, welche einsahen, daß die Güter unter ihrer Leitung und bei ihrer kostspieligen Lebensführung dem Ruin nahe waren. So ließ sich denn Otto v. Bismarck, der 1838 gerade als Einjähriger bei den Gardejägern in Potsdam eingetreten war, für das zweite Halbjahr zum Jägerbataillon in Greifswald versetzen, um von hier aus an der landwirtschaftlichen Akademie zu Eldena Vorlesungen zu hören. 1839 siedelten die Eltern nach Schönhausen über, wo nun der Vater wirtschaftete; Bernhard und Otto traten die wichtigeren pommerschen Güter an. Sie teilten nach anfänglich gemeinsamer Wirtschaft so, daß Bernhard Külz, Otto Kniephof und Jarchelin übernahm. Der Jüngere hatte die Teilung gewollt, weil bei der gemeinschaftlichen Rechnung Bernhard, der weniger Geld brauche, zu kurz komme.

So beginnen nun die Jahre, da er die heruntergekommenen Besitzungen durch redlichste angestrengte Landmannsarbeit wieder in Flor bringt, sich tüchtige Verwalter und Leute heranzieht und die zerrütteten Vermögensverhältnisse überraschend schnell neu fundiert. Zugleich aber auch — trotz alledem — die Jahre mangelnder Vollbefriedigung im Dasein, eines unausgefüllten Mehr- und Höherverlangens. Omnes ingeniosi melancholici. Er darbte

zusammen. Der Hausherr fragte, ob die Herren sich kennten, Bismarck übernahm die Antwort: „Ich habe nicht die Ehre." Nun wurden beide einander vorgestellt, und der Ex-Referendar sagte freundlich lächelnd: „Freut mich sehr."

Auch eine Art Vers entnehme ich meiner Quelle, den man den schon mit philologischer Akribie von einem seiner Treuesten gesammelten Belegen über „Bismarck als Dichter" im Bismarckjahrbuch als neuen hinzufügen mag. Der Stadtgerichtsrat v. Pieper war berühmt wegen häufiger, ebenso pointenloser wie langatmiger Tischreden; so erfaßte er einmal eine Gelegenheit, auch auf Bismarck zu toasten. Der erwiderte auf der Stelle:

›Es lebe die Würze
Der Kürze:
Unser lieber
Stadtgerichtsrat v. Pieper!‹

seelisch in der nur auf sich gestellten Einsamkeit. Auch der Versuch, die geistige und gemütliche Unbefriedigung resigniert totzuschlagen, mißlang auf die Dauer. Weder die häufigeren Landwehrübungen, die er freiwillig herbeiführte — bei einer solchen war es 1842, daß er zu Lippehne seinen Reitknecht mit Lebensgefahr vom Ertrinken rettete —, noch die toll ausgelassenen Zechabende nach Art junger von Lebenskraft überschäumender Landherren, die bald bei Bismarck, bald bei einem der anderen stattfanden, vermochten mehr als Zerstreuung, Inhalt zu geben. Auch die Gesellschaften, zu denen er in seinem Hunger nach nur etwas anderem, als bloßer „Klutenpedderei“, oft viele Meilen weit auf dem getreuen Caleb ritt, und selbst die Reisen, die er nach England, der Schweiz, Paris unternahm, wollten ihn nicht nachhaltig über jene Leere hinausheben.

Womit der Faust des zweiten Goetheschen Teils aufhört, damit hatte er angefangen: die bildnerische Kraft und Leistung des Menschen an der nährenden Erde zu erproben. Bei ihm konnte darin noch nicht, wie dort nach langer Irrsal, die Versöhnung liegen: hier blieb der Überschuß von jugendlicher Kraft, und in den Zerstreuungen, die diesen verbrauchen sollten, verblieb das im Genuß Verschmachten nach Begierde. Wirkliche Freunde waren für seine überlegene Persönlichkeit in dem Kameradenkreise um Kniephof herum auch nicht zu finden. Allerdings eine hatte er, die ihm die Freunde, wenn auch aus der Ferne, ersetzte: seine Schwester Malwine. Sie ist ihm stets und in diesen Jahren ganz besonders eine vertraute Zuflucht und Seelengefährtin gewesen, durch ihre Briefe, und fast noch mehr dadurch, daß er an sie schrieb. Es sind lauter Briefe, die — selbst die eiligen — in der Freude eines schönen, sich gegönnten Moments in für sie gesammelter Stimmung geschrieben sind. Es gibt Briefe, die als Individuen verfaßt, und solche, die gewissermaßen als Formular ausgefüllt werden. Dies sind alles Individuen, voll sprudelnden Lebens. Selbst in der jedesmal anderen Anrede: Liebe Arnimin! Liebe Maldewine! Teuerste Kreusa! Malinka! und immer neuen scherzhaften Variationen verrät es sich, wie ihm für sie nirgends eine gedankenlose Wiederholung zulässig und gut genug ist. An sie zu schreiben thut ihm gut, wie eine Art Beichten. Es gibt nichts, worüber er sich ihr nicht anvertraut: Erfolg und Einsamkeit, Unruhe und Verlangen, Zweifel und Abwägen des Glücks seines Herzens, Heirats- und Zukunftspläne. In diesen Briefen Bismarcks stehen Dinge, über die



Abb. 44. Oskar v. Arnim-Kröchlendorff und dessen Gemahlin Malwine, geb. v. Bismarck. Photographie vom 1. Februar 1849.



Abb. 45. Oskar v. Arnim-Kröchlendorff.

sich auszusprechen, mancher überhaupt niemals einen Freund hat, der ihm nahe genug stände. Und in dies alles ist eine Laune und ein Witz, wenn auch über sich selbst, gemengt, daß es wie Shrapnelfeuer prasselt.

Solange es noch rastlos zu arbeiten galt, mochte es, wenn auch nicht Genügen, so doch Erholung bedeuten: tages Arbeit, abends Gäste. Dann aber ward er sich zu gut dazu. Naturen, die gegen sich und andere derartig ehrlich sind, wie die seine, geben der veränderten Stimmung Folge, anstatt mit Überwindung und Überdruß lässig weiterzumachen. Jenen schädlichen Altruismus, der, was einem selbst zu fade geworden, noch um anderer willen erträgt, besaß er nicht. Die Kameraden, aus deren Mitte er, als der leistungsfähigste und an Einfällen reichste von allen, unter dem Namen des tollen oder wilden **Bismarck** weithin bei den Familien des pommerschen Landadels bekannt geworden war, empfanden, daß er sich unvorteilhaft verwandelte. Er ließ sich ganze Stöße von **Büchern**



Abb. 46. Malwine von Arnim, geb. v. Bismarck.

kommen, philosophische, theologische und besonders geschichtliche; er langweilte seine Besucher mit politischen Gesprächen, die er noch am ehesten für möglich hielt, wurde ungeduldig über ihre Gleichgültigkeit, und, was das Schnödeste war, er entpuppte sich als merkbar liberal.

Für uns aber ist hier der wichtige Moment gekommen, diese Studien eingehender zu besprechen und abermals weiter auszuholen, um darzulegen, was sie nicht bloß für ihn, sondern auch für sein großes Lebenswerk zu bedeuten hatten. Denn diese Studien, wie er sie sich auswählte, haben ihn abermals in vollen Gegensatz zu der Zeitrichtung und zwar in überlegenen Gegensatz gestellt.

Die allgemeine höhere Bildung seit etwa 1800 fußte wesentlich auf der großen deutschen Idealphilosophie. Ihr gehörte unbestritten die geistige Führung und Krönung auf allen Gebieten, es waren noch in ihrem ursprünglichen und engeren Sinne die Philosophika, welche neben den



Abb. 47. Bernhard v. Bismarck-Külz (1864).

Fachkollegien die akademische Bildung gaben. In dieser Schule der großen Postulanten war aus der akademischen Jugend ganz folgerichtig das Geschlecht der politischen Idealisten und Konstrukteure und zugleich, bei allem Freiheitsrufen, der Antiindividualisten erwachsen. Bismarck ist — nicht etwa, weil er als Korpsstudent überhaupt nur schwänzte, sondern weil er andere Vorlesungen vorzog und darin gegen die Zeitmode sich selber folgte — diesen geistesstolzen und weltbeherrschenden Anregungen und Strömungen einfach fern geblieben, in Göttingen, wie in Berlin. Auf diese Weise hielt er sich, wie als Student gegenüber der politisch-herrschenden Burschenschaft, so auch als Studierender unangekränkelt von der Zeitgedanken Stärke oder Blässe auf den ruhig-bestimmten Wegen seines eigenen Naturells. Die Individuen aber sind es in aller Geschichte gewesen und werden es bleiben, die diese vorwärts schieben, den Zeitgedanken voran, zuweilen gegen sie. Sie bezahlen ihren zukünftigen geistigen Sieg mit der eigenen Opferung oder formen die Zeitgedanken um und besiegen sie durch sich selbst. Denn das ist Staatskunst, Schwierigkeiten in Mittel zum Zweck zu wandeln. Was die Mitwelt anlangt, so hat sie Sokrates verurteilt, Christus gekreuzigt, Mohammed vertrieben, Huß verbrannt, die Bahnbrecher der Naturwissenschaften verlacht, zu unseren Zeiten eine Reihe der besten Geister totgeschwiegen und sie dann im Nachtrab allmählich begriffen; sie hat auch Bismarck sein Lebenswerk zwar nicht verdorben, aber erschwert übergenug.

Sein Naturell hat zeitlebens aus ruhiger Empirie und objektivem Dazuerfahren bestanden, er ist immer der Mann der eigenen Erfahrung, des steten Nachprüfens geblieben. Bonus vir semper tiro, wozu sich auch Goethe bekannte, der das alte Wort ohne Zusatz zwischen seine Maximen und Reflexionen schrieb. Es gibt leider noch zu wenig Leute, die sich gleichzeitig um Goethe und um Bismarck ernsthaft kümmern; seichte Litteratenüberhebung versucht sogar gegen Bismarcks ihr peinliche Größe den großen Nichtpolitiker von Weimar auszuspielen, mit dessen Namen überhaupt so viel verschämte Armut des Geistes sich drapiert; sie ahnt nichts davon, wie überraschend eng und häufig die Naturen dieser beiden verschiedenen Großen in ihrem tiefem geistigen und seelischen Grunde, man möchte auch sagen in ihren Methoden, sich begegnen und decken. Wie Goethe mit der ruhig überlegenen Befriedigung des unermüdlichen Einheimsens, so hat sich Bismarck mit werbender Kraft allzeit denen gegenübergestellt, die sich der Erfahrung nicht zu erschließen, die nichts dazu zu erlernen vermögen, den „Unentwegten“. So lautet ja der Lieblingsausdruck dieser Selbstgefälligkeit, die nicht zu unterscheiden vermag zwischen löblicher Festigkeit männlichen Charakters in ihrem unzweifelhaften Recht und zwischen gefährlicher schlimmer Unbelehrbarkeit. »Es gibt eine Menge Leute, die haben ihr ganzes Leben hindurch nur einen einzigen Gedanken, und mit dem kommen sie nie in Widerspruch. Ich gehöre nicht zu denen; ich lerne vom Leben, ich lerne, solange ich lebe, ich lerne noch heute« (1881).

Freilich des einzelnen Menschen Leben reicht nicht aus, um überall zum Praktiker der eigenen Erfahrung zu machen. Da tritt dann das Erlebte der übrigen Menschheit hinzu, die Geschichte, deren konkretester

Wert es ja ist, das große Nachschlagebuch der angesammelten Erfahrung der Menschheit, das Lehrbuch der kodifizierten Praxis zu sein. Daß im allgemeinen aus der Geschichte nicht viel gelernt wird, ist eine Sache für sich, eine Folge mangelhafter Selbsterziehung im betreffenden Fall; man hört ja lieber auf die eigenen Wünsche als auf die berichtigenden und warnenden Erfahrungen der anderen, und in der Politik heißen die selbstherrlichen Wünsche Doktrinen und Principien, und die lästigen Erfahrungen der anderen sind eben die Lehren der Geschichte. Bismarck ist seit jeher getragen gewesen von lebhaftestem Interesse für Geschichte und tief ihn erfüllendem historischen Sinn. Freilich in der Weise, daß er, ehe er Geschichte machte, ein nutzanwendender Schüler der Geschichte sein wollte und sich nie bei allem Docieren aus der Geschichte, das er so prächtig versteht, ihren Schulen unterwarf. Er vermochte und brauchte sich unmöglich zu genügen in jenem zugeknöpften hochwissenschaftlichen Idealismus der Geschichte schreibenden Meister, denen es aus einer ersten lebhaften Gegenströmung gegen eine frühere Zweckmethodik schon zu viel und fast als eine Herabwürdigung erschien, selber, wenn auch unter allen Kautelen der Objektivität, zu helfen, daß aus der Geschichte überhaupt etwas entnommen und gelernt werden könne. Er las und trieb Geschichte mit dem lebhaftesten und unmittelbarsten Anteil seines Herzens und Denkens, er wollte möglichst viel daraus, wahr und genau, lernen, er war ein Pragmatiker der Geschichte von der energischsten Art.

Schon bei dem Schüler treffen wir diese Vorliebe, dieses Bestreben. Sein Lehrer Bonnell hat gewiß Anteil daran, denn er gab seinem eigenen Sohne die Neigung zur Fachhistorie, worin sich der leider früh Verstorbene als Geschichtschreiber der Anfänge des karolingischen Hauses einen guten Namen gemacht hat. Jedenfalls hatte Bismarck in jener Zeit keine liebere Lektüre, als das — einem Schüler doch nicht ohne weiteres zugängliche — Theatrum Europaeum, das bändereiche Foliowerk aus dem XVII. Jahrhundert, das mit Merianschen Kupfertafeln von Schlachtplänen, Kampfdarstellungen, Städteansichten, Belagerungen, Porträts illustriert ist und in seinem Text (ähnlich wie die neueren Wippermannschen oder Schultheßschen Geschichtskalender, nur viel zusammenhängender und lebendiger) die Ereignisse der jüngstvergangenen Gegenwart in der ebenso kraftvollen wie treuherzigen Sprache des Jahrhunderts erzählt. Eine Lektüre, die, so ungemein anziehend sie, viel mehr als irgend ein nachträglich zusammenfassendes Geschichtsbuch, in ihrer Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit ist, bei einem Gymnasiasten,



Abb. 48. Otto v. Bismarck und Gemahlin.
Aufnahme von 1849.



Abb. 49. Malwine, geb. v. Lettow, zweite Gemahlin Bernhards v. Bismarck-Külz.

auch wenn sie ihm empfohlen wurde, einen ungewöhnlich tüchtigen Geschmack verrät.

So kann es nicht mehr überraschen, den Studenten zu sehen, wie er seine Institutionen und Pandekten schwänzt, sich um alle Hegelei keinen Deut kümmert, aber angezogen von Heerens Geschichtsvorlesungen diese, und zwar Semester für Semester, besucht. Es lesen heutzutage gar wenige, selbst die Fachhistoriker miteingerechnet, die alten präraffaelitischen — wollte sagen vor-rankeschen Geschichtschreiber noch; der ästhetische Genuß von Johannes von Müllers lapidaren 24 Büchern allgemeiner Geschichte liegt brach, Herder allerdings hat das Glück gehabt, zum Klassiker ernannt zu werden, und so liest hier und da ein wohlerzogener Litteraturfreund aus Gewissenhaftigkeit seine immer noch anregende Philosophie der Geschichte der Menschheit; Heerens „Ideen“ haben kaum Leser, die Historici schreiben das nötige „historiographische“ Material einer dem anderen nach, haben aber schwerlich Zeit, jene „Ideen“ zu lesen, da tagtäglich viel zu viel neue „Untersuchungen“, „Forschungen“, „Beiträge“ erscheinen; und die landläufigen Bismarckbiographen, die sonst kaum je von Heeren gehört hatten, machen sich über den alten Professor eher lustig und nehmen schlankweg an, daß er gewiß sehr langweilig gewesen sei. Bismarck ist keineswegs aus Gutmütigkeit immer wieder zu ihm gegangen, so war er nicht. Während

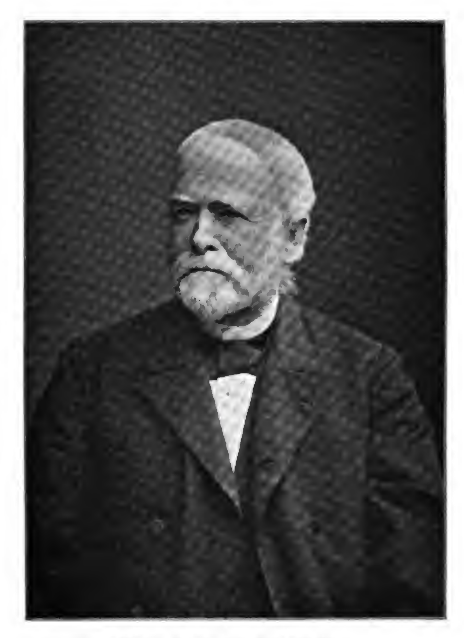


Abb. 50. Bernhard v. Bismarck-Külz.

ihm von den Juristen zum Belegen die gewissen Auch-Professoren gut genug waren, von denen man sich die Bescheinigung ungewöhnlichen Fleißes durch den Korpsdiener abholen läßt, hat ihn mitten in einer Zeit, wo er sonst Korpsgeschäfte und Mensuren in den Kopf zu nehmen hatte, der gedankenreiche und weitblickende alte Universalhistoriker lebhaft angezogen. Heeren hat als einer der ersten die Errungenschaft Winckelmanns und Heynes, die (zunächst antiken) Menschen und Völker nicht als konstruierte Gliederpuppen aus philologischem Leder, sondern mit Fleisch und Bein zu betrachten und deren eigenen Geschmack, ihr Denken, ihr Wirtschafts- und Werktagsleben nachverstehend zu berücksichtigen, auf die Geschichte übertragen. Er hat als ein Novissimum „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt“ geschrieben, die freilich jetzt zu den Inkunabeln moderner Geschichtsdarstellung gehören, aber als solche gelesen einen großen Reiz ausüben. Unser Bismarck hat, wie Mejer, der Biograph seiner Göttinger Zeit, verdienstlicherweise festgestellt hat, „am meisten Freude und am meisten Nutzen“ von Heerens Vorlesungen gehabt, sogar mit einer gewissen Ausschließlichkeit. Ranke und Raumer nachher in Berlin scheint er nicht wahrgenommen zu haben; damals hieß es zum Examen arbeiten, und die Zeit der schönen Auswahl war vorbei.

Dann war es nach der Auskultatorzeit der „wilde“ Bismarck auf Kniephof, der zur Historie zurückkehrte: die immerhin ungewöhnliche Erscheinung eines sich durch gute ernsthafte Bücher aus dem Tagewerk heraushebenden Agrariers oder „Junkers“, wie man damals noch sagte.

Bei seiner Art, die Geschichte mit Nutzen treiben zu wollen, interessierte ihn außer der deutschen besonders die von England. Das angelsächsisch-normannische Volk mit seiner Jahrhunderte alten Verfassungsentwicklung war von den größeren Nationen Europas die einzige, die den Anspruch erheben konnte, ein politisch-gebildetes, in konstitutioneller Selbsterziehung allmählich erwachsenes Volk genannt zu werden. Hier lag aus mehr denn einem halben Jahrtausend das reichste Material zur Belehrung vor. Übrigens hat gerade Bismarck stets vor falschen Nutzanwendungen, kritiklosen Übertragungen aus der Geschichte gewarnt. So hat er z. B. auch den Urhebern einer gelegentlichen englischen Ehrenbezeugung mit sicherer Unterscheidung geantwortet: daß Englands Geschichte und Einrichtungen für kontinentale Politiker zwar von jeher höchst interessanten Stoff zum Forschen und Denken abgegeben hätten, aber daß sein eigenes Werk im Dienste des Königs und Vaterlandes „entsprechend dem eigentümlichen Charakter der gesellschaftlichen Zustände und politischen Institutionen Deutschlands“ gestaltet worden sei.

VI.

Home, sweet home . . .

Dies also sind die Studien, die ihm die vertiefende Weiterentwicklung seiner unbefangenen doktrinenlosen politischen Logik verschafft, die ihn zu dem befähigt haben, was der Politiker wie der Historiker soll: das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden.



Abb. 51. v. Bismarck-Schönhausen,
ritterschaftlicher Abgeordneter der Provinz Sachsen im Jahre 1847.
Gezeichnet von Burde. Lithographie von Pittrag.



Abb. 52. Frau Johanna v. Bismarck, geb. v. Puttkamer.
Gemälde in Friedrichsruh von Prof. Jakob Becker (Frankfurt a. M.).

Sie haben ihm auch die sachliche Überlegenheit gegeben, durch die er während seiner Parlamentsjahre so verblüffen konnte, und durch die er, unterstützt durch seinen schlagfertigen Witz, ein Gegner in der Debatte ward, gegen den es nur impotente Entrüstung, doch keine Widerlegung gab.

Im Jahre 1845 starb der Vater und folgte der vorausgegangenen Mutter nach, bald nach einer großen Elbüberschwemmung, die Schönhausen verheerte und die schönen uralten Linden ums Herrenhaus entwurzelte. „Die Linden sind eingegangen," hatte der alte Rittmeister traurig zu dem Gutsverwalter gesagt, „nun werde ich auch bald eingehen." Am 22. November standen die Söhne an seinem Sterbelager.

Der Umstand, daß man Otto von Bismarck zum Deichhauptmann ausersah, Anfang 1846, war entscheidend dafür, daß er nach Schönhausen zog und aus einem Pommer wieder ein Altmärker wurde. Die beiden bisher bewirtschafteten Güter verpachtete er infolgedessen bei erster Gelegenheit. Mit dem Deichhauptmann ging es ihm, wie später mit den großen Ämtern: es wurde an ihn gebracht. Und dann mußte er annehmen, seinem ganzen Wesen nach. Obwohl er auch später bei jedem neuen Anstieg gern die Frage bei sich aufwarf: wenn er das alles nun plötzlich frei von sich schütteln würde und wieder in Ruhe auf dem Lande säße? — so war das doch eben nur ein Spielen mit



Abb. 53. König Friedrich Wilhelm IV.

diesen Gedanken, das er sich wie zur Entschädigung gönnte. Wir können nicht wissen, ob ihm als Familienvater das Landleben allein genügt hätte, was es ihm als Junggesellen nicht wollte; aber das können wir sagen: daß seine Natur ihm nicht erlaubte, da zu versagen, wo andere auf ihn hofften und er nützen konnte. Wenn er wußte, er sei der rechte Mann für etwas und geeigneter als ein anderer, dann wollte er auch. Er that dann, nach Art schamhafter Naturen, gleichgültiger oder profitlicher, als er war. So wollte er auch das Ehrenamt der Deichhauptmannsstelle nur angenommen haben, »weil von ihr es vorzugsweise abhängt, ob wir gelegentlich wieder unter Wasser kommen oder nicht«.

Die Umwohner aber sahen, sie hatten richtig gewählt. Was er anpackte, das trieb er nicht nebenbei; in Sturm und Wetter der Deichgefahr, da stand auf ihm,

soweit durch Manneswerk gewehrt werden konnte, ihr sicheres Vertrauen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß der Bauer Pietsch darauf bestand, Bismarck, der sich in der Eile nicht fachmäßig genug bestiefelt hatte, durchs Wasser zu tragen: „Ihnen tragen wir alle mit Freuden.“

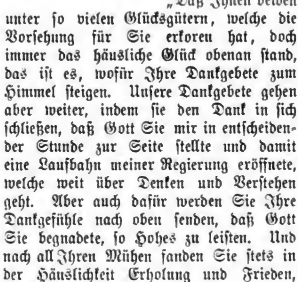
Nicht lange nach der Übersiedelung nach Schönhausen führte Bismarck eine junge Frau ins Haus: Johanna von Puttkamer. Die Eltern wohnten in Reinefelde, von Kniephof noch etwas weiter nach Pommern hinein, »dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben nächtlich heulen.« Sie — die Eltern — waren zuerst nicht sehr oder vielmehr durchaus nicht eingenommen dafür, den wilden Junker von ehemals Kniephof als Schwiegersohn zu bekommen. Indessen, es müssen schon gewaltigere Hindernisse als ein Vorurteil sein, welche die echte nachhaltige Neigung, zumal eines solchen Mannes, nicht überwindet. Wie übrigens die neueste Vermehrung der Bismarck-Briefe (in der Velhagen- und Klasingschen Originalausgabe) erweist, bedurfte es doch nicht des viel erzählten Veni Vidi Vici gegenüber den Eltern; sie wurden bei besserer Erkundigung schon vorher so weit für ihn gewonnen, daß er eingeladen ward, zu kommen und die Antwort selbst in Empfang zu nehmen. Aber eine kurze bündige Eroberung ist es, nachdem einmal der hin und her erwogene Entschluß gefaßt war, doch gewesen; nicht einmal die ältesten Damen in der Gegend hatten etwas davon gewußt.



Abb. 54. Fürst Metternich, 1809—1848 österreichischer Minister des Auswärtigen und Staatskanzler.

Etwa einen Monat, nachdem dieser Herzensbund geschlossen war, erstattete Bismarck sich einmal Rechenschaft in der Form, wie er das gewöhnlich machte: indem er der Schwester schrieb. »Es ist doch sehr angenehm, verlobt zu sein. Ich sehe seitdem mit ganz anderen Augen in die Welt, langweile mich nicht mehr und habe wieder Lust und Mut zu leben.« Ein halbes Jahr später, am 28. Juli 1847, war die Hochzeit, die Trauung in der Kirche von Alt-Kolziglow in Pommern.

Und bis sie in den grauen Novembertagen von 1894 von ihm ging, ist seine Frau sein Liebstes und Bestes auf der Welt geblieben. Alles andere — nach ihr. Sie glättete ihm die Stirn, sie leitete ihn aus Menschenverachtung und Überdruß, womit er oft heimkam, wieder sanft hinüber in die still beglückte Welt ihrer Häuslichkeit, über deren Schwelle die Politik nicht kommen durfte. So selten dem Genie die Ehe zur Wohlthat wird, hier ward sie in jeder Hinsicht schönste Ergänzung und Krönung. Im Juli 1872 schrieb ihm Kaiser Wilhelm: „Daß Ihnen beiden



unter so vielen Glücksgütern, welche die Vorsehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan stand, das ist es, wofür Ihre Dankgebete zum Himmel steigen. Unsere Dankgebete gehen aber weiter, indem sie den Dank in sich schließen, daß Gott Sie mir in entscheidender Stunde zur Seite stellte und damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, welche weit über Denken und Verstehen geht. Aber auch dafür werden Sie Ihre Dankgefühle nach oben senden, daß Gott Sie begnadete, so Hohes zu leisten. Und nach all Ihren Mühen fanden Sie stets in der Häuslichkeit Erholung und Frieden,



Abb. 55. General v. Wrangel.
Nach dem Leben gezeichnet von F. Dietz im Jahre 1848.

das erhält Sie in Ihrem schweren Berufe.“ Als nach 1890 das Repertoire der ständigen Zeitungsredensarten sich um den „Einsiedler von Friedrichsruh“ vermehrte, da wehrte Bismarck das unliebe Wort geflissentlich ab: er sei gar kein Einsiedler, sondern ein Zweisiedler. Ihm war es eine Unzartheit gegen sie, die ihn einst der wirklichsten Einsamkeit entrissen. »Gott hat mir reichen Segen gegeben, daß mein Familienleben ein so sehr glückliches ist«, das war die Stimmung, aus der er 1893 zu den Hamburgern bei einem Fackelzuge sprach. Im Jahre 1871 kam er einmal in einem Briefe an seinen Bruder Bernhard auf das Sterben zu sprechen. Es war unmittelbar nach den größten sichtbaren Erfolgen seiner Politik, nach den großen persönlichen Auszeichnungen, die ihm sein dankbarer Kaiser hatte angedeihen lassen. Bismarck läßt sich länger darüber aus, wie mit den älteren Jahren, entsprechend allen Abwärtsbewegungen, die Zeit immer beschleunigter davonrolle, der Jahreslauf immer kürzer erscheine, »ich kann nicht sagen, daß mir diese schnelle Förderung angenehm wäre, denn so deutlich ich mir auch gegenwärtig halte, daß jeder Tag der letzte sein kann, so gelingt es mir doch nicht, den Gedanken lieb zu gewinnen. Ich lebe gern. Es sind nicht die äußeren Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer fallen. Du sprachst in Deinem letzten Briefe, den ich in Berlin erhielt, von dem Erdenglück, welches mir so reichlich zu teil geworden. Es ist das besonders in meiner amtlichen Stellung der Fall; ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land sehr viel besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Womit mich aber Gott am meisten gesegnet hat und ich am eifrigsten um die Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihen der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind alle anderen Sorgen leicht und alle Klagen frivol.«

So komme, was da kommen mag!
Solang' du lebest, ist es Tag.
Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.
Ich sehe dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.



Abb. 56.
Friedrich Wilhelm Graf v. Brandenburg,
preuß. Ministerpräsident Nov. 1848 bis (†) Nov. 1850.
Nach einer Lithographie von Carl Mayer.

Das Stormsche Wort galt auch für diesen riesenstarken Mann und seine gute liebe Frau.

Er, der so unerschöpflich fortwährend zu geben und auszuteilen hatte, war damals, als er die Erwählte heimführte, der eigentlich Suchende und Empfangende. Seine Erziehung in einem selbstverständlichen, aber unaufdringlichen Christentum hatte nicht vermocht, ihm als Erwachsnem die Fragen über Ursprung und Ziel der Dinge, Gott und Unsterblichkeit, Wert oder Nichtigkeit der endlichen Welt und des kleinen menschlichen Thuns zu ersparen; sie gärten und

Jedenfalls hat ihm diese seine Gotteszuversicht und Gottesfurcht das gegeben, daß er sonst nichts gefürchtet hat in der Welt, und ohne diese transcendentale Zuflucht hätte selbst ein Riesenmensch wie er verzagen müssen in seiner politischen Isolierung und vor der überschweren Gewalt seines Werkes.

Name ist Schall und Rauch. Er konnte nun wieder als Gott den Ursprung aller Dinge und Begriffe benennen, den zu kennen und zu bezeichnen sein metaphysisches Bedürfnis unabweisbar forderte. Ihm konnte nie die Begründung des Existierenden durch das nur Konventionelle genügen, er wollte



Abb. 57. Das ehemalige Bölke'sche Wirtshaus in Rathenow, Schauplatz der Wahlversammlungen im Jahre 1849. (Nach einer Photographie von H. Bentzke in Rathenow.)

rangen in ihm gerade seit jener faustischen Zeit, als er die Zerstreuungen, das versuchte Ersticken der Sehnsucht und der Gedanken weit von sich gethan hatte und stetiger im Ernst geworden war. Es ist die Braut und Gattin, die diesen Zweifeln die Erledigung gebracht hat, die mit der ruhigen klaren Zuversicht ihres Glaubens und religiösen Denkens sein stützender Stab geworden ist. Im Bunde mit ihr gewann er als ein fortan unverrückbares Gut seinen einfachen christlichen Glauben zurück, seine ruhige Verehrung des Unerforschlichen, sein dogmenfreies, aber felsenfestes Gottvertrauen. Es mag Leute geben, denen er darum weniger groß und frei erscheint.

tiefer begründeter Werte sicher sein. Darum durfte vor seiner Logik selbst das Pflichtgefühl, der mächtige kategorische Imperativ, der ihn regierte, nicht etwa ein Ding an sich sein sollen, sondern mußte sich ebenfalls über Ausgang und Berechtigung ausweisen. »Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht« (1870).

Aber auch ganz abgesehen von dem weltgeschichtlichen Kampfe, den er zu führen hatte, worin sein treuer Gott hinter ihm stand und ihm die Muskeln und das Rückgrat stärkte, er hätte auch als Mensch mit sich allein nicht mehr entbehren mögen, was



Abb. 58. Georg Freiherr v. Vincke als preußischer Landtags-Abgeordneter.
(Nach einer Lithographie von Böhmer, Verlag von L. Weyl & Co. in Berlin.)

er in den Jahren seines jungen Glücks durch das religiöse Sichverstehen mit der Gattin immer sicherer gewann. Man wird nicht falsch verstehen. Mit Frömmelei und englischer Sonntagsheuchelei hat er nie zu thun haben können; auch bei ihm sollte der Bauer in Regengefahr Sonntags Heu machen dürfen. Sein Christentum hatte tieferen Grund und war als Ausfluß eines seelischen Bedürfnisses keine Sache der Form. »Christentum, nicht Konfession, wie die Hofprediger.« Mit der Konfession hatte auch der unter ihm geführte Kulturkampf nichts zu thun, ebensowenig mit Gewissenvergewaltigung. Er ließ ferner niemanden entgelten, wenn er ihn ungläubig wußte. Nur selber hätte er nicht dazu gehören mögen und machte kein Hehl daraus. »Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und langer Weile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe.« Ist dieser Standpunkt so ganz verschieden von dem Ringen der besten unserer Denker, unserer Dichter nach etwas, das hinauszutragen vermag über die irdische Vergänglichkeit? Thut doch in aller Welt- und Menschheitsgeschichte nur immer in neuen Namen der alte Gott sich kund. Nein wahrlich, dieser große Mann, der weit abgeschweift war von der durch keine Gedanken gefährdeten Herde und der aus der Wechselfolge der Irrtümer sich seinen



Abb. 59. Aug. von der Heydt,
Abgeordneter, 1848 preuß. Handelsminister, 1862 und 1866—1869 Finanzminister.
(Lithographie von Fr. Jentzen nach einem Gemälde von Prof. Krüger.)

Weg zurücksuchte zu seinem Gott, er hat die Stimmen vernommen, die über des Lebens Tiefen sind.

VII.

Barbarus hic ego sum,
quia non intelligor ulli.
Ovid, Tristia.

So also war er beschaffen, als er nun mit eintrat in das politische Treiben: klare, ungebrochene, nicht durch Theorien abgelenkte Individualität, außer durch Nachdenken vornehmlich an der Geschichte gebildet, sicheren Rückhalts sich bewußt an häuslichem Glück und zuversichtlichem Gottvertrauen. Er hat auch die Beteiligung an der Politik nicht aufgesucht, sondern erfüllte hier wiederum eine Pflicht. Aber wo er überhaupt berufen war, da konnte er nicht mit schwächlich in sich hineingeschlucktem Widerspruch zusehen — der hätte ihn krank gemacht —, da mußte er voran, da hieß es ganze Arbeit machen. An den Herrn von Schönhausen kam die Pflicht, am sächsischen Provinziallandtage teilzunehmen. Und von dort aus ward er durch die schnell voraneilenden geschichtlichen Vorgänge in raschen Folgen immer weitergetragen. Aus der persönlichen Pflicht, auch im parlamentarischen Leben als Deichhauptmann zu stehen und

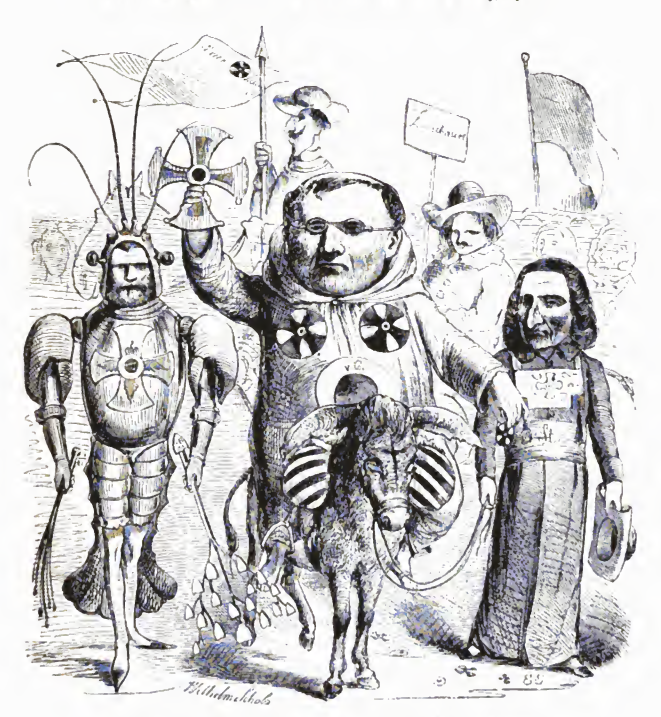
seinen Leib, seine Kraft entgegenzustemmen gegen die mit Schlamm und Schutt unklar wirbelnde Flut, ist er zu den Werken und Ämtern emporgewachsen, die so wie er zu versehen aller zulässigen Vermutung nach kein Zweiter imstande gewesen wäre.

Die 1815 geschehene Ankündigung einer preußischen Verfassung hatte dahin gelautet, es werde eine allgemeine Landesrepräsentation geschaffen werden, hervorgegangen durch Wahl aus den Provinzialständen; auch eine Charte nach englisch-französischem Muster, eine schriftliche Verfassungsurkunde war zugesagt. An die Terminlosigkeit dieser Verheißungen hielt sich die formelle Ausrede, als es bald nach dem Wiener Kongreß Metternich gelang, die Mehrzahl der Regierungen und Dynastien vor dem Jakobinertum ihrer Bürger bange zu machen und sie mit tiefem Abscheu vor denselben liberalen und konstitutionellen Ideen zu erfüllen, mit denen die Fürsten selbst, Kaiser Alexander I. von Rußland voran, zur Zeit der Befreiungskriege und des Kongresses sich voll ehrlichen Pflichtgefühls oder wohlgefälligen Eifers befaßt hatten. Damals bereute auch Preußen seine übereilten Zusagen, Hardenbergs Verfassungsplan blieb abgethan, er selber starb in veränderten Meinungen. Mit den Ostmächten stand Preußen jeder Regung zu Gunsten der liberalen und somit auch der untrennbar mit diesen verquickten national-deutscheinheitlichen Strömungen entgegen. Nur die Provinziallandtage richtete man 1823 ein: ein Nebeneinander partikularer, altständischer Vereinigungen, eher Körper provinzialer Selbstverwaltung anstatt Parlamente, mit geringen, unmaßgeblich beratenden Kompetenzen und in allem unfähig und be-



Abb. 60. Herm. v. Beckerath, 1847, 1849—1852 preußischer Landtags-Abgeordneter.
(Nach einer Lithographie von Böhmer, Verlag von L. Weyl & Co. in Berlin.)

Der neue Peter von Amiens und die Kreuzfahrer.



Es hält Sankt Stahl des Esels Zaum, Sankt Gerlach führt die Truppen,
Zur Seite steht Herr Bismarck treu, der Erzschelm, in Panzer und Schuppen.
Und die sich als Lanzknechte mit ihren Mähren quetschen,
Das ist Herr Wagner-Don Quixote mit Sancho Pansa-Gödschen.

Abb. 61. Karikatur von 1849.
(Mit Wagner ist Herm. Wagener, 1818—1854 Leiter der Kreuzzeitung, gemeint,
mit Gödschen Herm. Goedsche, konserv. Schriftsteller.)
Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.

hindert, irgend welches politische Leben zu entfalten.

Dann erfolgte jedoch 24 Jahre später, am Anfang des Jahres 1847, durch den guten Willen Friedrich Wilhelms IV., die alte Zusage einzulösen, die Berufung des Vereinigten Landtages der Monarchie und am 11. April dessen Eröffnung. War übrigens

dieser Vereinigte Landtag in noch harmloserem Sinne, als man 1815 vorgehabt hatte, eine bloße Zusammenaddition der Provinzialabgeordneten, so war er infolge der ehrwürdig-antiquierten Äußerlichkeiten, die des Königs historische Romantik in die Organisation hineintrug, sogar ein fast grotesk anmutendes Gegenteil von allem geworden, was die damalige öffentliche Meinung — radikaler als heute und von lauter ausländischen Vorstellungen geplagt — unter einem modernen Parlament verstand. Außerdem verweigerte es der König, seine Zugeständnisse durch eine Verfassung festzulegen und zu gewährleisten. Kein Blatt Papier sollte sich zwischen ihn und sein Volk drängen. Trotz alledem, das enge provinziale Gehege war einmal gebrochen, und ungeachtet aller gotischen Schnörkel hatte auch in Preußen das aufgestaute politische Wollen und Wünschen jetzt die Form gefunden, die auch der König weiterbilden wollte und die nun, wie vorauszusehen war, ganz von selber sich durch die Praxis dehnen und modeln mußte. Freilich das sagte man sich damals nicht, sondern man kam nicht darüber hinweg, daß die Verfassung und eine Gewährschaft, wann und wie oft der Landtag wieder berufen werde, fehlten. Und dies nun ist die berühmte „Rechtsfrage“, um welche sich alsbald lauter Streit erhob und die meisten Reden drehten.

Bismarck hatte anfänglich nicht gedacht, daß er bei dem bevorstehenden großen Landtage in Berlin, von dem in den landadeligen Familien so viel gesprochen wurde, dabei sein würde. »An und für sich würde ich der Farce sehr gern beiwohnen; unter jetzigen Umständen ist es mir aber lieber, daß ich nicht brauche und dafür in Reinefeld [bei der Braut] sein kann.« Da aber der Abgeordnete für Jerichow, v. Brauchitsch, erkrankte, hatte er dessen Platz als bestellter Vertreter einzunehmen.

Er kam und sah sich die Dinge ruhig an. Über die Rechtsfrage vermochte er sich nicht zu ereifern. Das mußte sich ja alles von selber machen. Aber schon dadurch war er von vornherein in Gegensatz zu der principienstarken Mehrheit geraten, deren Mitglieder übrigens an sich keineswegs liberale Stürmer, sondern solide Gutsbesitzer, meist von Adel, und kommunalbewährte Männer von angesehenster bürgerlicher Stellung waren; die erwähnenswertesten darunter sind etwa Graf von Schwerin, Alfred von Auerswald, Freiherr Georg v. Vincke, H. v. Beckerath, Hansemann, Mevissen, Ludwig Camphausen und v. d. Heydt.



Abb. 62. B. F. L. Waldeck, 1849 und 1860—1869 preuß. Abgeordneter und Führer der Fortschrittspartei, † 12. Mai 1870. (Nach dem Leben gezeichnet und gestochen von R. Afinger.)

Wir hatten Bismarck, soweit man ihn überhaupt mit Parteinamen zusammenmengen darf, ursprünglich eher liberal gefunden. Er hat seine Ausgänge vom Liberalismus öfter selbst betont, z. B. gegenüber Jules Favre und dem demokratischen Schriftsteller Otto v. Corvin. Von Natur aus sei er durch und durch liberal gewesen, fast republikanisch, dann aber durch Nachdenken und besonders durch Erfahrung konservativ, richtiger autoritatär geworden. So — nämlich in seiner individuellen Selbstherrlichkeit und als zunächst noch gar nicht autoritatär — verstanden ihn auch die pommerschen Bauern um Kniephof, wobei der Ausdruck dieses Verständnisses freilich höchst naiv und wunderlich war. Es ging bei ihnen ein Gerede, in einer Gastwirtschaft, wo auch Bismarck anwesend war,

Wrangel.
General Leop.
v. Gerlach.

Otto v. Manteuffel.
Graf Brandenburg.



L. Camphausen. v. Auerswald. Ludw. Stahl. v. Gerlach. Graf Schwerin. v. Kleist-Retzow. Simson. Bismarck.

Friedrich Wilhelm IV. leistet am 6. Februar 1850 den Schwur auf die preußische Verfassung.
Nach einer Zeichnung von Paul Bürde lithographiert von F. W. Gennerich.




Abb. 63. Frankfurter Thaler vom Jahre 1849. Nach einem Exemplar im Königl. Münzkabinett zu Berlin.

sei gegen den König räsonniert worden; dieser hätte unerkannt dabei gesessen und plötzlich den Mantel über dem Stern auf der Brust auseinander geschlagen; da seien die anderen sehr erschrocken, Bismarck aber hätte sich nicht daran gekehrt und weitergesprochen. Deshalb dürfe er sich zur Strafe nicht rasieren. Er trug nämlich damals einen Vollbart, was auch eine Emancipation von Mode und höfischer Korrektheit war.

Bismarck hat in seinem ganzen Leben den Notwendigkeiten des Regierens doch stets eine Art persönlichen Vorbehalt entgegengesetzt und in der Staatsgewalt über den freien Mann ein notwendiges Übel gesehen. Dementsprechend hat er — ähnlich wie Tacitus: in pessima civitate plurimae leges — die Gesetze auch nur als die »Arzneien« gelten lassen wollen, deren Anwendung »immer noch besser als die Krankheit selber sei«, aber nicht an sich erwünscht; er hat bisweilen auch bedächtig den allzu großen Gesetz- und Verordnungseifer seiner Mitarbeiter niedergehalten.

Er kam durchaus nicht als Mann der Regierung in den Landtag und hätte keine Veranlassung dazu in sich gefunden. Aber er wurde es bald, — durch die übrigen dazu gemacht. Jetzt zum erstenmale traten ihm die Zeitdoktrinen und der durch die staatsphilosophischen Systeme begünstigte Principienkultus in nächster Nähe entgegen, ihm unverständlich und fremd, weil er als eine seltene Ausnahme unter den Denkenden nicht in die gleiche Schule gegangen war. Umgekehrt erregte er den Zorn der übrigen durch seinen Principienmangel, seine Gleichgültigkeit in der Rechtsfrage und durch einzelne den gesamten öffentlichen Anschauungen kühn ins Gesicht schlagende Meinungen.

Der 17. Mai 1847 war der Tag, wo er mit seiner ersten Parlamentsrede ins Vordertreffen sprang, in dem er fortan stehen blieb. Es handelte sich wieder um die Rechtsfrage, über die man debattierte und beschloß, obgleich es sich eigentlich um einen Eisenbahnbau handeln sollte. Schon damals war seine Weise beim Sprechen so, wie sie geblieben ist: einfach, wuchtig, mitunter stockend, im Ton scharf, selbst schneidend. Gesten fehlten ihm ebensosehr wie Pathos, dagegen war ihm eine einfache, von oben nach unten drückende, die Gedanken den Hörern sozusagen einrammende



Abb 64. Bismarcks Wohnung während des Unionsparlaments in Erfurt. (Nach einer Photographie von R. Festge in Erfurt.)

Bewegung des rechten Armes früh zu eigen.

Es ist heutzutage üblich, mit einer gewissen Nachsicht von dem Bismarck der Jahre 1847—1849 zu sprechen. Diese Biographie hat keinen anderen Standpunkt als den des offenen Heraussagens ihrer Meinung, wie es seinem eigenen Wesen entspricht. Noch heute rührt viel alttestamentlicher Haß gegen Bismarck aus den Judendebatten von 1847 her und wird ihn wohl verfolgen bis ins dritte und vierte Glied. Dadurch sind dann wiederum andere Leute, die es nicht nötig hätten, ängstlich und irr gemacht worden. Gerade in diesen Judenverhandlungen aber hat Bismarck gezeigt, daß er viel mehr das wirkliche Volk vertrat, als die doktrinenstarken Vorkämpfer des Liberalismus es thaten. Die Regierung hatte einen recht entgegenkommenden und aus Toleranz geflossenen, andererseits in seinen Klauseln verständigen Entwurf vorgelegt, wonach durch Ausdehnung der für die alten Provinzen geltenden Judenbestimmungen auf die ganze Monarchie eine allgemeine staatsbürgerliche Emancipation der Israeliten herbeigeführt werden sollte, jedoch die obrigkeitlichen Ämter und die Lehrerstellen an christlichen Schulen ihnen auch fernerhin verschlossen blieben. Während über diese letzteren Vorbehalte die mit idealen Menschenrechten und unbewußt mit jüdischer Lektüre genährte Opposition jammerte, war es Bismarck, der sich auf die Seite der Regierung stellte, welche die praktischen Konsequenzen erwogen und die Volksstimmung, besonders im Osten, um die Provinz Posen herum, ganz richtig verstanden habe. Nicht gegen die Emancipation an sich kämpfte er, sondern gegen die unvermittelte Freigabe der Ämter: zwischen sich und der geheiligten Majestät des Königs als dessen Vertreter und bestellte Obrigkeit einen Juden stehen sehen zu sollen, wie er sagte. So wurde er es freilich, gegen den der gesamte Unwille der enttäuschten Doktrin sich lärmend und entrüstet erhob. Dafür aber labt sich noch heute, und gerade heute wieder, ein stetig wachsender Teil des deutschen Bürgertums und Volkes an den gesunden, klaren, mutigen Worten, die er damals für die zu-



Abb. 65. Die Augustinerkirche zu Erfurt, Versammlungsort des Unionsparlaments.
(Nach einer Aufnahme von K. Festge in Erfurt.)

rückhaltenden Bestimmungen des Entwurfs, der schließlich eine Mehrheit fand, und im Sinne der unverdeutelten Volksempfindung gesprochen.

Wie er hier der eigentliche Volksanwalt gewesen, so hat er auch, was bei jeder geistig freien Persönlichkeit der Fall ist, es nie vertragen, im Gegensatz zum Volke genannt, nicht zu diesem gerechnet zu werden. Ihm war „Volk“ ein hoher, allumfassender und ehrender Begriff, keineswegs die Benennung einer Schicht, über die sich der Bourgeoisstolz erheben zu sollen glaubt. »Auch der Kaiser gehört zum Volk«, hat er noch spät einmal ganz zornig gesagt.



Abb. 66. General Jos. v. Radowitz.
(Nach dem Leben gezeichnet von H. Hasselhorst.)

So war er durch Verschiedenes auf die Seite der Regierung gelangt, hieß der Heißsporn der Reaktion und wurde es in der That mehr und mehr. Alle Reaktionen (im ursprünglichen und technischen Sinne des Wortes) setzen bekanntlich am Anfang am kräftigsten ein; desgleichen er in seinem selbstverliehenen Beruf, sich dem liberalen Principiensturm breit und straff entgegenzustemmen. So trat er ein in das zweite Stadium seiner politischen Anschauungen und Richtungen, auf welches als drittes und bleibendes das ausgleichende Parallelogramm der Kräfte und Richtungen folgen sollte.

Übrigens stand ihm ein siegreiches und sicheres Übergewicht von Anfang an zu Gebote durch seine wohlverstandene Geschichtskenntnis, seine schnelle Gedächtnispräsenz und seine zwingend gehandhabte Logik. Daß »Parallelen mit dem Ausland immer etwas Mißliches haben«, schickte er seinen eigenen Beispielen warnend voraus und bewies es an denen der anderen; die Nutzanwendungen, die er selber mit vorsichtiger Kritik zog, waren unanfechtbar. Noch zweierlei gab ihm so große Überlegenheit. Erstlich daß, wo die übrigen auf dem abstrakten Princip ritten, er in fast naiver, aber durchschlagender Einfachheit aus unverkümmerter persönlicher Empfindung exemplifizierte; und zweitens sein rascher sarkastischer Witz. Selbst so schlagfertige Redner wie der kluge, mannhafte, unbeugsam seines Rechtes sichere, dabei geistsprühende westfälische Freiherr Georg Vincke, der beste Mann der liberalen Opposition, bekamen Anlaß genug, diesen homo novus von irgendwoher aus der Provinz Sachsen als sehr unbequem zu empfinden.

Von der mehr persönlichen Stellung, die Bismarck am Anfang eingenommen, hatten ihn, wie schon gesagt, der parlamentarische Kampf und die fast immer gleiche Gegnerschaft nach der unbedingt gouvernementalen Gruppe und zu den Konservativen, den Stahl und v. Gerlach, hinübergedrängt.



Abb. 67. Präsident Simson in späteren Jahren.
(Nach einer Photographie von Georg Brokesch in Leipzig.)

Er fand das Gefühl, am ehesten hierher zu gehören. »Und dann wissen Sie, ganz wird man den Junker doch nie los.« Die Weise, wie dies Wort als ein Schimpfwort gebraucht zu werden pflegte, reizte seinen Stolz, dazu zu gehören. Er nahm sich vor, ihn noch zu Ehren bringen, den Junkernamen, wie er es einige Jahre später (1851) unter dem Höllengelächter des Abgeordnetenhauses aussprach. Und wenn man die Liste der heute im Gebrauch befindlichen politischen Schmähworte durchsieht, so wird man zugestehen müssen, daß Junker nicht mehr als unbedingt diensttauglich gilt; man hat ein harmloses Fremdwort zum Träger des Hasses gemacht, obwohl die Existenz von Junkern im alten bösen Sinne doch auch heute nicht bestritten werden kann.

Noch fehlen dem Bismarck von 1847 die Respektlosigkeiten gegen den deutschen Gedanken; im Gegenteil, wir finden ihn ebenso gut deutsch wie preußisch. Aber in einem Gegensatze zur öffentlichen Meinung finden wir ihn auch hier. Aus lauter national und liberal gemengter Begeisterung waren (s. oben S. 26) die Deutscheifrigen in seltsamen Kurven zur Franzosen- und Polenschwärmerei gelangt und wollten auch den Vereinigten Landtag Preußens zur Förderung großpolnischer Traumgebilde benutzen. Er mit seinem massiven Widerspruch hiergegen war also der nationalere als die Tagespatrioten, ebenso wie er viel richtiger als die patentierten Volksmänner die Interessen und die Empfindung des Volkes vertrat. Noch auf anderem Gebiet stieß sein durch keine Legierungen verdorbenes deutsches Bewußtsein mit den beredten liberalen Einigern Deutschlands zusammen; ihren fast sämtlich aus Frankreich und England bezogenen Schlagwörtern, Formeln und Mustern setzte er »das stolze Gefühl der nationalen Ehre« entgegen, das bei aller Aufmerksamkeit auf die Gesetze des Auslandes doch verbieten solle, sie kritiklos und in übler Anwendung zu übertragen.

Gut deutsch im Gefühl war er auch darin und blieb sich damit selber treu, daß er die freie Meinungsäußerung, wie sie durch die Presse am besten geschehen konnte, schätzte und um ihrer unlegalen Auswüchse willen jene nicht an sich verwarf. Geschah ihm Unrecht und Verdächtigung, so schaffte er sich höflich und erfolgreich Genugthuung und legte durch sein gerades und vornehmes Verfahren den ersten Grund zur Hochachtung und rücksichtsvolleren Behandlung in der Presse. Eigentlich erst 1867 hat er schärfere Worte über den Mißbrauch der Preßfreiheit fallen lassen und seitdem öfter die Erkenntnis ausgesprochen, daß das Journalistentum heruntergekommen sei. Ob das zutrifft, das wäre ein sehr weitschichtiges Kapitel. — Nach den Märzereignissen und der damit zusammenhängenden, alle Welt begeisternden Befreiung der wegen Landesverrat verurteilten Polen schrieb er am 20. April 1848 an die Redaktion der Magdeburgischen Zeitung, mit der er ebenfalls Auseinandersetzungen hatte, das gute Wort, dem sie Raum gab: »So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom von Straßburg zu pflanzen.« —

Fassen wir es zusammen: er war von Hause aus und von den Parteibezeichnungen

abgesehen gerade so deutsch und liberal wie die übrigen. Aber sie waren es beide in sehr verschiedener Richtung. Wie das kam, das zu erklären haben wir früher umfassende Erörterungen angestellt. Dann aber war der Gegensatz zum offenen Klaffen gekommen und sollte Bismarck nun zunächst immer weiter abführen von dem landläufigen Patriotismus und Liberalismus, selbst von der deutschen (d. h. der schwarzrotgoldenen) Fahne, von der er noch im April 1848 sprach und die er, nebenbei gesagt, 1866 selber noch zu Ehren gebracht hätte, wenn sein königlicher Herr es vertragen und dessen Abneigung nicht eine andere Wahl erfordert hätte. Nur scheinbar entfernte er sich zugleich von dem letzten Ziele eines großen, starken und freien Deutschland.

Die Märzereignisse, die Revolutionstage in Berlin hatten Bismarck aufs äußerste mitgenommen; mehr noch als die Demokratie beelendete ihn die Haltung der bisher maßgebenden Kreise und der neugebildeten Regierung. Ungescheut tadelte er im Landtag das kopflose Entgegenkommen an die Revolution. In denselben Sturmtagen, da gerade die, denen es am seltsamsten stand, mit schwarzrotgoldenen Kokarden und Uhrbändern umherliefen, und da das allgemeine Wetterwenden nach links und rechts die Unschlüssigkeit des Königs noch vermehrte, erhielt letzterer von Bismarck einen Brief voll Mut und unerschütterlicher Treue. Der König hat diesen Brief den ganzen Sommer über auf seinem Schreibtisch liegen gehabt. Die Zuschrift war einem naiven raschen Entschluß entsprungen und nur von dem Bedürfnis eingegeben worden, zu zeigen, daß auch noch andere Leute als die Demagogen der Straße und die Windfahnen bei Hofe in Preußen übriggeblieben seien. Keine Streberei, denn die Streberei schreibt wohl auch ähnliche Worte, aber nur zu ungefährlicher Zeit, hätte Bismarck dahin tragen können, wohin ihn der einfache ehrliche Sinn dieses Briefes trug: er ward durch ihn zum Manne des königlichen persönlichen Vertrauens und zum — unverantwortlichen Ratgeber. Was er aber riet und gegenüber einer Flut von Revolution anzuraten unternahm, das waren Festigkeit und Mut. Er hatte die schöne Dreistigkeit, in offener Aussprache dem Könige diese Eigenschaften in größerem Maße zu wünschen, mochte immerhin die Königin solches Unterfangen eines Unterthans unziemlich finden. Er half Friedrich Wilhelm den Glauben an die Möglichkeit geben, der Berliner Revolution in ihrem zweiten latenten Stadium ein Ende zu machen, und zwar durch Energie. So zweischneidig das Mittel der gewaltsamen Unterdrückung ist, hier kam es zur rechten Zeit zur Anwendung gegen etwas, das nur noch als Unordnung, Unklarheit und



Abb. 68 Fürst Felix v. Schwarzenberg, 1818—1852 österreichischer Ministerpräsident. (Nach dem Leben von C v. Vogelstein.)

Roheit sichtbar war. Bismarck selbst ist es darauf hin gewesen, der im Namen des Königs dem Grafen Brandenburg seine Ernennung zum Ministerpräsidenten angekündigt und die bekannte Antwort zurückgebracht hat: „Nun, wenn ich der Elefant sein soll, der die Revolution zertritt, so bin ich bereit.“ —

Die preußische Nationalversammlung, welche am 22. Mai 1848 zur „Vereinbarung“ einer Verfassung zusammengetreten war, ward nach schließlich sehr tumultuarischen Scenen am 2. November suspendiert, am 5. Dezember 1848 aufgelöst. Sie hatte erklärt, sie weiche nur der Gewalt, General v. Wrangel ließ sagen, die Gewalt wäre nun da. An demselben 5. Dezember gab Friedrich Wilhelm die oktroyierte preußische Verfassung, die im Allgemeinen doch den Ergebnissen des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung entsprach. Das Wahlsystem wurde am 30. Mai 1849 übrigens noch verändert — zum denkbar schlechtesten von allen. Inzwischen war am 26. Februar 1849 der aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestehende neue Landtag zusammengetreten. Unter den Abgeordneten befand sich auch Bismarck wieder, der es nunmehr als Fahnenflucht betrachtet hätte, freiwillig zu fehlen und nicht zu kandidieren. Er war bei dem neuen Wahlmodus eines immerhin erweiterten Stimmrechts nur mit sehr knapper Mehrheit gewählt worden, und zwar in dem havelländischen Wahlkreise melodischen Namens: Zauche—Belzig—Brandenburg. In Rathenow hatte er sich persönlich vorgestellt, und nach seiner Kandidatenrede sagten die dortigen Urwähler: Das ist unser Mann. Ihre Wahlmänner gaben dem Gegner eine, Bismarck 31 Stimmen, und das reichte gerade hin, letzteren durchzubringen. Die Stadt Rathenow hat somit vielleicht das Verdienst, daß er damals nicht von der politischen Bildfläche wieder verschwunden ist, jedenfalls den Ruhm, ihn in den Sattel des neuen konstitutionellen Preußens gesetzt zu haben.

„So muß es und nicht Anders darf es sein,
„Soll Preußens Wohlfahrt ganz gedeihn!“

Abb. 69. Otto Freiherr v. Manteuffel, preußischer Minister seit 1848, 1850—1858 Ministerpräsident, † 1882.

In dem neuen, von einer breiteren Bevölkerung inmitten hochbewegter Zeiten gewählten Landtage ging es natürlich viel lebhafter zu, als in dem Gutsbesitzer- und Stadtväterparlament von 1847. Aber auch Bismarck stand hier noch ganz anders im Kampfe. Seine zahlreichen Kammerreden sind keine bloßen Erwägungen und Äußerungen im Stil der Tagesdebatten über das zur Verhandlung Stehende, sie sind — mag es sich um des Königs Begnadigungsrecht, um Parlamentarismus und Konstitutionalismus, um nationale Fragen drehen — das förmliche Überschütten einer numerisch weit überlegenen Gegnerschaft mit wuchtigen Argumenten und tiefgründigen Überzeugungen. Es sind ausgereifte Ergebnisse eines aufmerksamen sorgfältigen Denkens, die nun bei gebotener Gelegenheit ausgepackt werden. Die Landtagsmehrheit hat seinen Gründen zuliebe nicht von ihren Doktrinen gelassen, aber ihre



Abb. 70. Der Bundespalast in Frankfurt a. M.

recht entwickelten Widerspruch und mit dem ungescheut eingestandenen Widerwillen des königstreuen Edelmanns steht, bekämpft er jenen Parlamentarismus, der nach dem eigenen Absolutismus begehrt. Er bekämpfte nicht seine Mitwirkung, denn auf diesem Gebiete war nichts zurückzuerobern; er sah, wie Prinz Wilhelm, die alte Zeit sei

Entgegnungen, ihre Urteile über den herostratischen Zerstörer ihrer Ideale, je nach dem Temperament der Redner zornmütig entrüstet oder leidvoll bekümmert vorgetragen, — heute sind sie verweht im Winde, und es hat keinen Zweck sie einer Zeit wieder

begraben. Schwerlich hätte auch Bismarck im innersten Herzen verzichten mögen auf diese Möglichkeit, von viel gehörter Stelle die Regierung zu verteidigen, unter Umständen auch sie zu warnen. Wogegen er kämpft, das ist die Neigung der Mehrheit,

aufzutischen, der ihre Begründungen klingen würden wie liebe verschollene Sätze aus einer politischen Kinderfibel.

Inhalt und Ziele des Bismarckschen Auftretens lassen sich kurz dahin bezeichnen: Erhaltung des alten Preußentums und der alten Monarchie, soviel davon übriggeblieben ist und sich nur irgend retten läßt, gegen zweierlei „Revolution“: gegen die Demokratie der Radikalen und gegen die verschiedenen Reichsprojekte der Nationalen. Es gibt kein Vorbild für Preußen und darf keines geben, selbst nachdem es konstitutionell geworden, als das alte Preußen und seine glorreiche Geschichte.

Zugleich mit der Demokratie und dem radikalen Liberalismus, gegen die er nun mit seinem durch persönliche Berührung erst

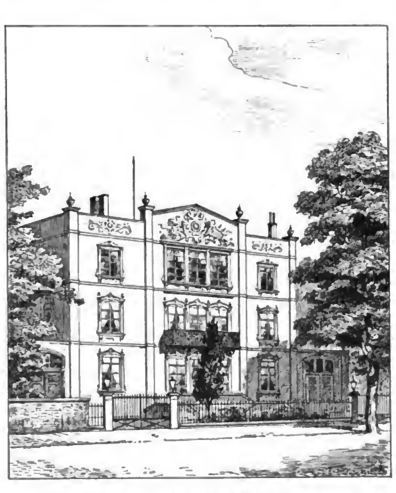


Abb. 71. Bismarcks Wohnung an der Bockenheimer Landstraße zu Frankfurt.

die Parlamentsherrschaft nach dem Muster Englands sich erobern zu wollen, ihre mehr oder minder unbewußte Vorstellung, diese Herrschaft sogar schon zu genießen, und ihre hieraus entspringende tiefe Entrüstung, wenn ihre fremdbürtigen Analogien nicht als selbstverständliche Dogmen acceptiert werden. Dieser schnellfertigen Blindseligkeit, die das Verhältnis von Regierung und Staatsbürger nicht begreifen will aus den Vorgängen der eigenen Geschichte, sondern nur aus einer gewaltsamen Umformung nach fremdem Muster, setzt Bismarck die Forderung entgegen, sich gewissenhaft an die empfangenen Zugeständnisse zu halten und einen seiner Schranken bewußten Konstitutionalismus auszubilden, der auf den gegebenen Verhältnissen und auf dem Naturell und Bedürfnis des eigenen Volkes beruht. »Die Berufungen auf England sind unser Unglück.« »Bei uns ist verfassungsmäßig seit Jahrhunderten ein selbständiges Königtum, ein Königtum, welches zwar im Laufe der Zeit und namentlich der letzten Jahre einen beträchtlichen Teil seiner Rechte auf die Volksvertretung übertragen hat, aber freiwillig und nicht etwa, weil ihm die Widerstandsfähigkeit fehlte.« Die Dynastien in England und Belgien, sowie Louis Philipp in Frankreich hätten, erstere früher, die letzteren beiden in jüngerer Zeit ihre Kronen aus den Händen der Revolution unter den von letzterer diktierten Bedingungen geschenkt bekommen. Da treffe denn freilich ein bekanntes und gewöhnliches Volkssprichwort vom geschenkten Gaul zu, aber nicht die unbedingte Nachahmungswürdigkeit für Preußen. In ähnlichen Wendungen kam er etwas später darauf zurück, ein prüfender Blick auf die wirklichen Zustände im gegenwärtigen Frankreich oder auf Baden, den aufrichtigsten Nachahmer, könne nur abschrecken. Schließlich sei es doch gerade die durch ihren Mangel an Liberalismus angeblich innerlich bedrohte preußische Monarchie gewesen, die den Bestand liberaler deutscher Dynastien aus dem Umsturz gerettet habe.

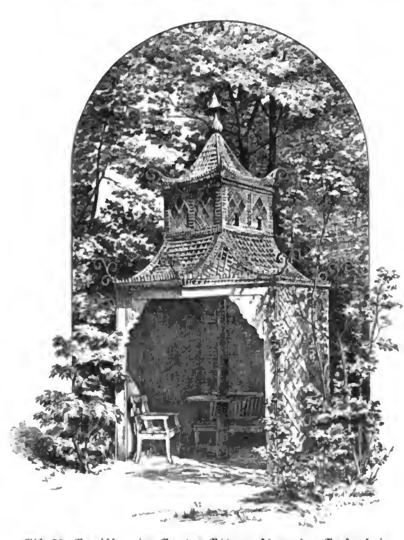


Abb. 72. Pavillon im Garten Bismarcks an der Bockenheimer Landstraße, in welchem er Besuch zu empfangen pflegte.

Alles das brachte die Landtagskollegen und Zeitgenossen, die besten unter ihnen, nicht so gegen ihn auf, wie seine scharfe und als hochmütig empfundene Ablehnung ihrer nationalen Vorstellungen und Bestrebungen.

In der alten Wahlstadt der deutschen Könige am Main hatte seit den Frühlingstagen von 1848 das nationale deutsche Parlament getagt, das über die gemeinsame Zukunft der Deutschen beschließen wollte und sollte: begeistert erwählte, von einem über alles gehenden Vertrauen erkorene und getragene Vormänner des deutschen Volkes. Nicht eigentlich amtlich berufen, sondern nur durch die Beschlüsse eines formlosen „Vorparlaments“ legitimiert, das wiederum seine Existenzberechtigung dem privaten Aufruf einer Anzahl angesehener Patrioten verdankte; trotzdem seitens der einstweilen

Brief Bismarcks an den preußischen Gesandten in Paris, Grafen Hatzfeld, über die Teilnahme Preußens am Pariser Kongreß.

Praes: Paris d. 9. Februar 56

Respond: 11/2 u 13/2 56.

... so wenn die Präliminarien festsetzen sollten. Nach der bisherigen
Verhältnissen aber, fällt die Gesammtheit der Bundesstaaten sich
entscheidend [illegible], einen Preußischen Theilnahme; doch steht
aber nicht, weil dieses zweifelhaft, den übrigen Bundesstaaten
Interessen und Verbindlichkeiten bei der Sache hat. Ist daher
Zuziehung erwünscht, so wird sich für ein Östreich zu Friedensunterhand-
lungen nicht herbeiführen lassen, und namentlich [illegible] allerseits,
so würde es denn auch eine Hand voll Noten für den Inhalt des
nicht entnommen. Im andern Falle aber würde die Stellung
[illegible] zu den Präliminarien so unbestimmt bleiben wie sie jetzt
[illegible] ohne Zweifel [illegible] in die Wagschale der
[illegible] die Östreich in letzter Beziehung nicht fremde wird, wenn es
nicht führen sollte; denn würde man in Petersburg so gut wie in Wien
[illegible] den Stimmungen Östreichs und in die Conferenzen hineinge-
[illegible], so ist kein Zweifel daß England nachgiebt; bis dahin aber
wird für den Bund der unentschiedene Zustand fortdauern. Ich
[illegible], wenn wir hier unsere „Selbständigkeit“ gewahrt haben, mit Unter-
handlungen zu folgen; der Widerstand Englands gegen diesen [illegible]
[illegible] überwunden. Wir brauchen Gewißheit, ob wir eine Haltung



Abb. 73. Bismarck als Bundestagsgesandter im Jahre 1858.
(Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Ölgemälde von Jakob Becker.)

von ihrem Märzschrecken noch nicht wiederhergestellten Regierungen nicht nur anerkannt, sondern sogar als souverän verfügende Constituante über sich geduldet. Denn diese Vertretung des Volkes lehnte es von vornherein ab, mit den Regierungen zu verhandeln, sie wollte ihnen einfach nur Gesetze geben und löste den Bundestag auf. Nie hat ein Parlament, indem es entstand, solche Machtansprüche erhoben, nie so wenig Widerstand gefunden; nie auch hat eine politische Körperschaft der Weltgeschichte so viel anerkannte geistige Kapazität, so viel gelehrte Berühmtheit, so viel ehrenwerte Selbstlosigkeit in sich vereint, als dieses Patriotenparlament der Frankfurter Paulskirche. Darum glaubte man denn auch in dem rauschenden Volksjubel dieser wundervollen Frühlingstage von 1848, nun sei alles gut, und hat es noch lange nicht anders hinnehmen können. Davon hatte man ja geträumt und daran festgehalten in all der Trostlosigkeit der „33 Jahre“: wenn nur das Volk selbst seine Geschicke in die Hand nähme und seinen Willen, seine nationalen Wünsche durch seine Erwählten ausführe, so müsse alles von selber gelingen, so könne ja nichts mehr daran hindern, den Deutschen ihre ersehnte nationale und freie Verfassung zu geben. Und nun bekam man zu sehen, daß das lang erharrte deutsche Parlament, diese bewunderte Versammlung der auserwähltesten Denker und Dichter, die von den Regierungen her vorläufig freie Hand hatte, und der das Volk in allem zu folgen bereit war — daß sie nicht imstande war, irgend etwas zu schaffen, weder für die Freiheit noch für das Vaterland. Beschlossen ward viel, fertig gemacht wenig, Entscheidendes gar nicht. Provisorisch wurde allerlei zurecht gezimmert, ‚provisorisch‘ war das große Wort der Zeit geworden. Warum? Weil sie doch alle, soweit sie nicht gänzlich in Principien staarblind geworden waren, sehen mußten, daß alle parlamentarische Resolutionskunst den Realitäten des Vorhandenen und der Geschichte nicht beikommen kann. Der bisherige Gedankengang der öffentlichen Meinung hatte diese thatsächlichen Faktoren immer nur kritisch und negativ betrachtet, jetzt sah man plötzlich ihren positiven Bestand. Um nun an diesem nicht sofort endgültig zu scheitern, waren die Provisorien gut, die bei gegenwärtiger Sachlage wenigstens Aussicht gaben, eine Weile hindurch den Konflikt latent zu erhalten. Als die Frankfurter Versammlung zusammentrat,



Abb. 74. Napoleon III.
(Gezeichnet und lithographiert von Metzmacher.)

da hatten die einen von ihr die große deutsche Republik erwartet, die anderen sich etwa ein verjüngtes Stauferreich ausgemalt, einheitlich-einig, un et indivisible, wie Frankreich, höchstens noch vielleicht mit romantischen Herzogen der deutschen Stämme geschmückt, maßgebend geleitet durch eine moderne Vertretung des ungeteilten Volkes. Derart wurden die Weltgeschichte und ihre Ansprüche verstanden von einer Zeit, deren gebildetes Publikum im großen und ganzen von Geschichte eben noch nichts kannte als ein in seinen Grundzügen gänzlich verzeichnetes Phantasiebild des Mittelalters.

So hatte sich denn zur Quadratur des Kreises und zum Perpetuum mobile noch die Konstruktion eines Deutschen Reiches hinzugesellt, und die Lösung ward, anstatt durch den Versuch einer arithmetischen Rechnung mit gegebenen Größen, erhofft von einer plötzlichen allgemeinen Entthronung oder von der hilfreichen Wiederauferstehung eines schon vor Jahrhunderten an seinen organischen Leiden siech gewordenen Imperiums. Inzwischen aber erwuchsen aus dem fröhlichen Windgegacker der Reden und Beschlüsse und aus der deutschseligen Freundschaftsbegeisterung der schönen Früh-

lingszeit bitterer Zungenhader und Parteihaß. In einer trostlosen Stufenfolge homöopathischer Abwandlungen hat die Frankfurter Nationalversammlung die allgemeine Hoffnung der Deutschen und zugleich ihre eigene Machtstellung zu Grabe getragen und ganz von vornherein den Traum vom einzig-einigen Reiche, der seit den Befreiungstagen die deutsche Jugend und das deutsche Bürgertum beseligt hatte, vor deren Augen in alle Winde zerflattern machen.

Das war die erste bittere Lehre aus dem großen parlamentarischen Bankerott von 1848/49, daß es, um Wirkliches zu schaffen, mit dem Fichteschen Begriff des ungeteilten Deutschland, mit oder ohne Scheinkaiserspitze, unweigerlich nicht gehe. Diese Lehre kam früh genug, um neben anderem die Bildung einer Parteiung zu veranlassen, welche klar erkannte, daß Österreich unter allen Formen die Herstellung des Zustandes vor dem März 1848 verfolge und daß das Bauwerk einer neuen Zukunft nur noch denkbar sei mit dem Tragpfeiler Preußen inmitten darin. Damit war ein Fortschritt, eine Klärung der allgemeinen Ansichten erreicht. Denn wenn auch manche von Anfang an die bewährten Kräfte Preußens auf das neue Reich hatten ausdehnen wollen, so war doch erst jetzt der kleindeutsche Begriff als starker Parteigedanke klar herauskrystallisiert. Und auch insofern hatte man den realen Verhältnissen Rechnung zu tragen gelernt, daß man sich zu dem Bundescharakter des neuen Zukunftsgebildes herbeiließ. Zur Zweieinheit sollten sie einander umarmen, Germania, die verhärmte Mutter, und die jugendstarke schwerttragende Tochter Borussia. Aber für der Mutter goldenen Eichenkranz sollte das Metall aus Borussias Krone ausgebrochen werden. Auch was man sonst, um überhaupt die Annahme einer solchen Reichsverfassung im Februar/März 1849 in der Nationalversammlung zu ermöglichen, von der Souveränetät des in einen deutschen Erbkaiser zu verwandelnden Preußenkönigs an Opfern und Verzichten erheischte, das schnitt so tief in monarchische und hohenzollernsche Tradition hinein, daß die zugedachte Ehrenstellung dem innersten Kern des preußischen Staatsgefüges drohendes Siechtum verhieß und dem Herrschertum von Gottes Gnaden, der nur aus freiem Entschluß durch Abgabe von Rechten konstitutionellen Monarchie das logische Ende bedeutete.

Am 3. April 1849 lehnte Friedrich Wilhelm IV. die von der Nationalversammlung dargebotene Kaiserwürde ab oder



Abb. 75. Graf Camillo Cavour,
1850—1861 sardinischer resp. italienischer Minister.
(Nach einer Lithographie von E Desmaison.)



Abb. 76. Rudolf v. Bennigsen, Begründer und Führer des Nationalvereins (1859) und der nationalliberalen Partei (seit 1866). In späteren Jahren. (Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

richtiger, er nahm sie nicht an. Es geschah aus einem Gemisch gesunder preußischer Erwägungen, aus Rücksichten auf die deutschen Könige und Fürsten, auf die unmögliche Zustimmung Österreichs und — nicht zum wenigsten — aus persönlicher Unlust. Er wollte, wie immer von einander widerstrebenden Auffassungen hin und her gezogen, nicht glatt, nicht absolut verneinen, sondern wollte hinausschieben und anstatt des Parlamentes auch die Dynastien sprechen lassen, die weitere Wirkung der Frankfurter Aktion auf diese abwarten; er sprach von einer Durchprüfung der beschlossenen Verfassung. Die Kaiserdeputation selber war über die Auffassung der empfangenen Antwort zwiespältig, aber ihre Mehrheit wollte Ablehnung verstehen, und so kam die Nachricht an die Mitwelt. Im tieferen Grunde hatte sie recht darin, wie sie sich die Antwort auslegte: Friedrich Wilhelm hätte schließlich doch nicht angenommen. Er hatte über diese Kaiserkrone von Frankfurter Gnaden intime Ausdrücke gebraucht, die ihm nie erlaubt hätten, sie auf das eigene und auf das Haupt des Königs von Preußen zu setzen.

Es war ein unverwindbarer Schlag für die Welt der deutschen Patrioten. Sie hatten willig anerkannt, daß Preußen, nicht mehr Habsburg, zur Wiederherstellung des Reiches berufen sei; sie hatten sich, und nicht überall leicht und ohne Überwindung, eingelebt in die Bewunderung der preußischen Geschichte, in das Vertrauen auf dieses Staates Gegenwart und Zukunft. Ja sie waren darüber hinaus selber als die Werbenden aufgetreten, hatten an die Zeit erinnert, da ein Albrecht Achill das Schlachtenbanner in den Reichskriegen der Deutschen geführt; sie waren, wie sie meinten, preußischer geworden als Preußen selbst, indem sie mahnten, wie schlecht ein zagendes Zaudern dem Staat des großen Friedrich anstehe. Nur ein Kleines, ein Weniges hatten sie ja gefordert, ein Überwinden, den schönen Sieg über sich selbst, über ein falsches einzelstaatliches Hochgefühl, über das allzu herbe Beharrenwollen im eigenen Wesen des Altpreußentums, nur ein Entschließen.

Nun sollte es nicht sein. Das vermeintlich geringe Opfer an Tradition und monarchischem Selbstgefühl hatte nicht gebracht werden wollen für Deutschlands traumersehntes, langerharrtes, jetzt endlich greifbar nahe gerücktes Glück. Da loderte nun die bittere Enttäuschung auf und sprach sich aus in Zorn und Entrüstung, in grollender, höhnender Resignation. Es wäre ja doch nichts gewesen mit diesem Kaiser, der nicht wollen und nicht wagen kann; es ist



Abb. 77.
Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha
Förderer des Nationalvereins.



Abb. 78. Alexander II., Kaiser von Rußland 1855—1881.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

in der That besser, daß er nicht gewollt hat. Wir brauchen keinen gottseligen und gottesgnädigen Herrn, wir brauchen einen Kaiser, wie Barbarossa war; fromm und gerecht soll er sein, aber auch dreinschlagen können, wenn's not thut, in dieser ratlosen und wirren Zeit. So ging mit sauren Trostgründen die herbe Enttäuschung durch ganz Deutschland und brachte natürlich ein um so tieferes Sinken der Hinneigung zu Preußen, als der vertrauensvolle Anlauf dazu manche Selbstüberwindung nötig gemacht hatte.

Für Bismarck galten die Ablehnungsgründe und blieben bei ihm auch weiterhin bestimmend. Als die preußische Regierung durch das Projekt der „Union" nun ihrerseits auf den kleindeutschen Bund zusteuerte, da erhob Bismarck seine Stimme dagegen. Seinen scharfen Tadel über den Versuch als solchen und über die Unsicherheiten, die dabei zu Tage traten, entnahm er denselben Gedanken, die der Kaiserdeputation als Hindernisse angedeutet worden waren und die neuerdings lebhaft von Prinz Wilhelm betont wurden, der anfänglich für die Annahme der Kaiserkrone, unbekümmert um Österreich, gewesen war. Was in ihm absolut feststand, das war: kein Tauschgeschäft, welches Stärke weggibt für Nimbus, auch für den der Größe und der nationalen Führung nicht, und welches Preußen bei seinem „Aufgehen in Deutschland" sich selbst verlieren läßt. Freilich

stand der geistig selbstgewordene Mann, abgesehen von der kleinen Partei Ludw. v. Gerlachs, recht vereinsamt, als er nun mit all seiner Kraft sich stemmte gegen die aus Frankfurt nach Gotha übergesiedelte kleindeutsche Erbkaiserpartei, gegen die preußische Landtagsmehrheit und gegen die mit v. Radowitz maßgebend gewordene neue Strömung in der Regierung des Königs.

Am 6. September 1849, eben bei der Beratung über jene Union und das zu ihrem Zweck mühsam gebildete, von Anfang an schlecht haltbare Dreikönigsbündnis (Preußen, Sachsen, Hannover), hat Bismarck, was in ihm vorging und seine Stellung bestimmte, am bündigsten zusammengefaßt: »Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag (s. oben S. 28) und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preußischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche.« So stand er seltsam, aber logisch gegen den Einheitsgedanken, wegen der unannehmbaren Form, bei sonst unvermindertem innerem nationalem Empfinden. Wie oft hatte er allein auch jetzt echte deutsche Güter zu schützen gegen Auslandsverhimmelung! »Das Ausländische hat immer einen gewissen vornehmen Anstrich für uns« (15. November 1849).



Abb. 79. Haus der Gräfin Stenbock am Englischen Kai, Wohnhaus der Familie Bismarck in Petersburg.

Der Vierunddreißigjährige hieß nicht der Führer der preußischen Altkonservativen, aber er war ihr schneidigster Redner geworden und ihr bester Publizist, dessen oft schnell im Redaktionszimmer geschriebenen „Zuschauer“-Artikel die Glanzstücke der Neuen Preußischen Kreuzzeitung waren. Die Gegner erkannten ohne Unterschätzung in ihm den eigentlichen Todfeind, den bösen Dämon ihrer Träume und ihrer Art von deutscher



Abb. 80. Bismarck als Botschafter in Paris.
(Aufnahme vom Jahre 1862.)

Schwarzrotgold, das heilige Banner des Einheitsgedankens, niemals die Farbe des alten Reichs gewesen und überhaupt eine moderne Zufälligkeit sei. Selbst auf abgelegensten Gebieten produzierte er geschichtliche Kenntnisse, die nur zu erklären sind, wenn er noch fortwährend in alten und neuen Geschichtsbüchern seine Unterhaltung und Belehrung suchte. Als der Präsident, Ed. Simson, am 25. März 1850 darauf hinwies, daß auch gerade vor 1000 Jahren ein Reichstag zu Erfurt stattgefunden habe, da wußte alsbald Bismarck die nähere Mitteilung zu machen, nach Meinung der Spangenbergschen Chronik Folio so und soviel habe König Ludwig der Deutsche jene Tagfahrt zu dem Zweck berufen, „um der Schinderei der Fürsprecher und Zungendrescher, deren Unwesen damals in Deutschland unerträglich geworden, ein Ende zu machen“.

Natürlich herzlichste und auf allen Bänken gleichmäßige Heiterkeit über das höchst unerwartete Citat. So ungebildet und versauert dürfte man sich überhaupt die Gegner Bismarcks weder im preußischen

Hoffnung oder mit den Worten, die der brave Hermann v. Beckerath mit erzürntem Kummer sprach: Deutschlands verlorenen Sohn.

Als dann am 20. März 1850 das Erfurter Parlament zusammentrat, das der inzwischen zusammengeschmolzenen und gefährdeten Union als konstitutionelles „Volkshaus“ sekundieren sollte, war auch Bismarck, abermals von den getreuen Rathenowern, dazu gewählt worden. Sein Programm für diese Tagung ist am prägnantesten ausgedrückt in den Worten, die er dem preußisch-konservativen Führer Stahl in dessen Album — wie sie in den Flitterwochen des Parlamentarismus überall üblich waren — eintrug: »... Darum ist unsere Losung nicht: Bundesstaat um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis. So vertrat er hier das Gleiche wieder, nur vor etwas anderen Hörern. Wieder alle überraschend und überragend durch bestimmtes und wohlangewendetes historisches Wissen. Es war kaum jemand, der das auch gewußt hatte, als er dem ungläubigen Hause unter lebhafter Unruhe der Linken sagte, daß ihr



Abb. 81. Kriegsminister Albr. v. Roon.
(Aufnahme von 1862.)

noch im Erfurter Parlament vorstellen, daß sie nicht oft in die große Heiterkeit eingestimmt hätten, die Bismarcks unwiderstehliche Vergleiche und Sarkasmen erregten. Man war damals überhaupt eher zornig und kummerbeschwert übereinander — und sagte sich das — als feindselig verbissen. Es waltete noch über allen und in allem ein schönes und verbindendes Gefühl, bei aller Abweichung der Ansichten doch um des Vaterlandes willen gekommen zu sein. Die generelle Beleuchtung, in die die Geschichte nachträglich die damaligen Gegner Bismarcks versetzt hat, ist ihnen natürlich ungünstig, ihr machtvoller Besieger hat wenig von nachlebendem Interesse für sie übriggelassen; lernt man sie jedoch aus den Protokollen ihrer Reden genauer kennen, so möchte man zwar manchmal über ihrer politischen Schnellfertigkeit verzweifeln, aber man kann nicht anders als fast für jeden einzelnen aufrichtige Achtung, für viele herzliche Zuneigung zu empfinden.

Übrigens die Tante Voß, die also nicht erst neuerdings das gelegentliche enfant terrible des links vorgeschrittenen Liberalismus ist, gestand schon 1849 ein (wenn auch mit allen Vorbehalten, die eine ältere Dame bei solchen Backfischanwandlungen macht) daß ihr dieser Junker v. Bismarck nicht einmal so gar schlecht gefalle. —

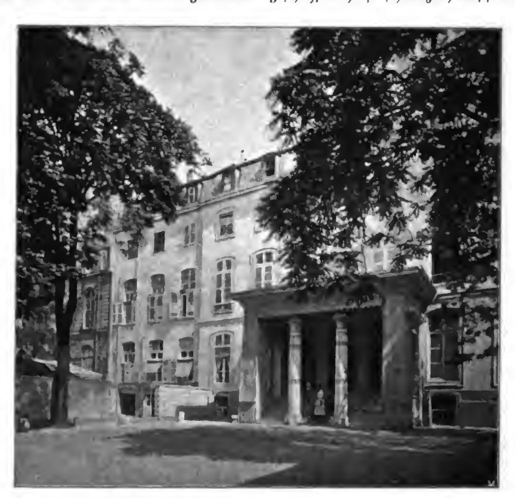


Abb. 82. Das deutsche Botschaftshotel, frühere preußische Gesandtschaftsgebäude in Paris.

Bismarck hat die Demütigung Preußens vor Österreich und dessen leitendem Minister Felix Schwarzenberg, die dann zu Olmütz geschah, nicht so schmerzlich empfunden, wie es die patriotische öffentliche Meinung und in anderer Weise auch der soldatische Sinn des Prinzen von Preußen thaten. Ihm war, wie Friedrich Wilhelm in abermaliger Wendung sich der „Befreiung von Fesseln“ zu erfreuen glaubte, die Hauptsache, daß die »rot unterfütterte« Union ihr Ende hatte. Daß eine österreichische Drohung diesen Abschluß herbeigeführt hatte, war für Bismarck insofern leichter zu ertragen, als alt anerzogene Vorstellungen traditioneller Ehrfurcht gegen Österreich, gegen dessen hergebrachte Führung und dessen Staatskunst



Ein Jünger der Staatskunst verabschiedet sich von seinem Meister, um selbständig das Geschäft zu betreiben.

Abb. 83. Karikatur von 1862. (Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

in ihm neuerdings wieder lebendiger geworden waren. Sein eigener Kampf gegen die kleindeutsche Kaiserkrone von Volkes Gnaden und gegen die Union hatte seine Anschauungen in Parallelität mit den leitenden Grundzügen der österreichischen Politik gebracht, während er andererseits bisher keine Veranlassung zu deren näherer Kritik gehabt hatte. Aus Vorstellungen heraus, die der altkonservative preußische Kreis der Gerlach und Kleist-Retzow, und in seinem eigensten Wesen der König selbst teilte, welcher am liebsten als erster Kurfürst des Reiches einen neuen Kaiser aus Habsburgs Stamm im feierlichen Krönungshochamt bedient hätte, erblickte auch Bismarck in dem Senken der Waffen vor Österreichs Wort nur ein verständiges Ablassen von üblem Thun und eine Handlung geziemender und ehrenvoller Loyalität.

VIII.

„Eisen und Blut.“

Eine Veranlassung zu der bisher mangelnden Kritik sollte nun aber bald eintreten und neue Ansprüche an sein Dazulernen machen, indem Bismarck die Gelegenheit gegeben wurde, die österreichische Politik aus allernächster und verantwortlichster Beobachterstellung kennen zu lernen. Im Mai 1851 wurde er dem interimistischen preußischen Gesandten am Bundestage, welch letzterer infolge von Olmütz in alter Schönheit wieder hergerichtet war, dem General v. Rochow, als voraussichtlicher baldiger Nachfolger beigegeben, da der General als persona grata beim Zaren nach Petersburg zurückkehren sollte. Seit den schweren Tagen von 1848 besaß Bismarck des Königs volles Vertrauen auf seine Zuverlässigkeit, so wenig er alle Meinungswandlungen des Königs mitgemacht und in solchen Fällen mit seinem Widerspruch zurückgehalten hatte und so wenig Friedrich Wilhelm seinerseits ihn für politisch reif hielt. Ihm war Bismarck noch der „blutige“ Draufgänger, der aber für später aufzubewahren sei, oder in Bismarcks eigener Wortfassung: »das Ei, woraus Friedrich Wilhelm einen Minister ausbrüten wollte« und das er darum zunächst unter



Abb. 84. Bismarck.
(Aufnahme vom Jahre 1863.)



Abb. 85. König Wilhelm.
(Aufnahme aus dem Jahre 1862.)

v. Rochows Fittichen nach Frankfurt that. Bismarck selbst war völlig durch Otto v. Manteuffels, des neuen Ministerpräsidenten, Anfrage überrascht worden. Doch nahm er ohne Zaudern an. Am 8. Mai 1851 empfing ihn vor seiner Abreise der König in Sanssouci.

In der Bundesstadt war nun freilich der in ein Küchlein der auswärtigen Diplomatie verwandelte machtvolle Landtagskämpfer sich so gut wie selber überlassen. Rochow besorgte ohne weitere Absichtlichkeit die Geschäfte doch möglichst, ohne daß jener Einblick bekam. Er liebte kürzestes Abmachen, mit Vorliebe durch Privatbriefe. Nicht der Vorgesetzte an sich, sondern der Mangel an Arbeit, das Gefühl der Überflüssigkeit ist es, worüber sich Bismarck beklagt. »Meine Stellung ist hier eine lediglich zuschauerliche und ex post kritisierende, da die wichtigen Sachen fertig aus Berlin kommen, die übrigen meist mündlich und gelegentlich abgeredet werden, was doch nur einer besorgen kann.« Inzwischen wurde er in seiner auf Zusagen beruhenden Erwartung, Rochows Nachfolger zu werden, öfter durch privatim erfahrene andere Nennungen beunruhigt. »L'appétit vient en mangeant, und jetzt lege ich allerdings einen ambitiösen Wert auf meine Ernennung und ihr Ausbleiben seiner Zeit würde mich schmerzen. Ich bescheide mich aber, daß Rücksicht auf persönliche Wünsche politischen Gründen gegenüber nicht maßgebend sein kann, und würde auch im schlimmsten Falle die Rolle eines gekränkten Staatsmannes jederzeit für eine geschmacklose halten.« Er fand sich so gut wie möglich mit der Sachlage ab, machte sich über seine Eigenschaft als fünftes Rad am Wagen lustig, was er insofern konnte, als irgend ein Ende vor der Thür stand, und schrieb einstweilen, da er keine Angelegenheiten zu berichten hatte, an den Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel, sowie an den General v. Gerlach nach Berlin die wundervollsten und köstlichsten Briefe über Personen, Frauen und Dinge in seiner neuen Umgebung, der Reichs-, Bundes- und Bankierstadt am Main.

Am 15. Juli 1851 wurde er dann an Rochows Stelle selber ernannt, was er seltsamerweise erst im August erfuhr. Nun erfolgte sein Umzug in die Bockenheimer Allee (jetzt Nr. 140) und die endliche



Abb. 86. Bismarck.
(Aufnahme vom Jahre 1866 während eines Aufenthaltes in Puttbus.)

Wiedervereinigung mit Frau von Bismarck und den Kindern, der langerharrte Abschluß eines Strohwitwertums auf dem Warteposten, das uns freilich mit einer Reihe seiner inhalttiefsten und über ihn aufschlußreichsten Briefe an die Gattin beschenkt hat.

Es war kein Diplomat von Fach, der hier zum Vertreter des in seiner auswärtigen Politik von den meisten Schwierigkeiten und Gefahren umhegten europäischen Staates ernannt worden war. Und das war auch gut. Wie er dadurch ein so doktrinenfreier Beurteiler geworden, daß er der konstruierenden Geschichtsphilosophie (die keine Geschichte, sondern ein Stück Philosophie ist) entronnen war, so ward es jetzt zum Segen, daß er nicht eingespannt gewesen war in die herkömmliche Diplomatenschule der Schnallenschuhe und der Seidenstrümpfe, der kleinen leisen Schritte und der zierlichen Pas und Drehungen nach allen Seiten und immer auf demselben Fleck. Auch hier trat er vielmehr unverkünstelt und mit unverdorbener Kraft an seine Aufgabe heran. Man wollte allerdings in seinen Frankfurter Anfängen spotten über den neuen Kollegen, den Politiker vom Lande und „Diplomaten in Holzschuhen“, doch das währte nicht sehr lange, man erkannte bald, daß es scharf gespornte Reiterstiefel seien, in denen dieser Neuling der Diplomatie so fest daherging. Man merkte auch sehr fühlbar, daß der viel verschrieene Krautjunker an Sicherheit und Takt im diplomatischen Personenverkehr der hemdärmlich-jovialen Unhöflichkeit der österreichischen Präsidialvertreter weit überlegen war. Und wenn der alten Politikerschule die Sprache dazu gut gewesen war, die Gedanken zu verbergen, so gab ihm seine Offenheit sogar ein ungesuchtes Übergewicht. Denn hinter ihr wurden die heimlichsten Anschläge gewittert und so konnte er vieles ungescheut und ohne Schaden enthüllen, weil es nach altem Brauch doch nicht geglaubt ward, und durfte sich nachher also darauf berufen, es mitgeteilt zu haben.



„Dann wandelt er an Freundes Hand,
Vergnügt und froh in's beß're Land.“

Abb. 87. Karikatur von 1862.
(Zauberflöte. Bismarck zwischen Napoleon III. und Otto v. Manteuffel, im Hintergrunde der Geist Hassenpflugs.)
(Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

Bismarck brauchte nicht lange Zeit, um zweierlei neue Eindrücke zu gewinnen. Den ersten formulierte er so: »Es sind lauter Lappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde.« »Die von den kleinen Staaten sind meist karikierte Zopfdiplomaten, die sofort die Berichtphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Cigarre bitte, und Wort und Blick mit

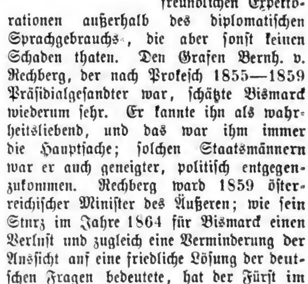
Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum A— fordern.« An zwei Tagen ließe sich zuwege bringen, wozu man hier fünf Jahre brauche. Die zweite, ernstere Erkenntnis war die: Notwendigkeit völliger und schleuniger Abkehr von Österreich. Wie wenig Zeit war vergangen, daß ihn Olmütz fast gefreut hatte; jetzt sandte er seine wohlbegründeten Warnungen nach Berlin, damit Österreich die in Olmütz gewonnene Position nicht »wie in der Wallensteinschen Periode« ausnütze.

Übrigens war Preußens Stellung am Bunde schwieriger denn je. Nicht mehr wie in vormärzlichen Tagen nahmen die Mittel- und Kleinstaaten auf die Stimmung ihrer Unterthanen jene gewisse Rücksicht, die besonders die konstitutionellen unter diesen Regierungen, d. h. die große Mehrzahl, doch an einer allzu deutlichen Heeresfolge für Metternich gehindert hatte. Sie waren jetzt alle erlöst von dem ihre Souveränetät bedrohenden Alpdruck der liberalen und nationalen Revolution, der Frankfurter Parlamentsbeschlüsse und der damit immerhin im Zusammenhang stehenden preußischen Unionspolitik; sie waren Österreich für die Wiederherstellung des Bundestages dankbar und in allem dienstbeflissen. Dieser erdrückenden Majorität gegenüber besaß Preußen nur eine von siebzehn Stimmen im Bunde; es hatte einen zuverlässigen politischen Freund auf seiner Seite, Weimar; zwei der Vertreter waren wenigstens persönlich preußenfreundlich, die von Mecklenburg und Luxemburg; einige nahmen eine nicht direkt österreichische, gern vermittelnde, aber immer doch eher nach Wien neigende Haltung ein: Bayern, Baden, Hannover, Dänemark (für Holstein) und die Hansestädte.



Abb. 88.
In Südfrankreich gepflückter Ölzweig, den Bismarck kurz nach Übernahme der Ministerpräsidentschaft der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses bot, nebst der Cigarrentasche, woraus er ihn entnahm.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

Die österreichischen Vertreter hatten es also bequem, das österreichische Interesse »wie pudenda zu verstecken« und ihre Klientel ins Gefecht zu senden. Es waren nacheinander Persönlichkeiten, die schwierig genug für einen Bundestagsgesandten erscheinen konnten, der der Präsidialmacht nicht länger unterthänig gefügig und der im Punkte der preußischen Ehre unbeugsam sein wollte. Trotzdem verstand Bismarck, gut mit ihnen fertig zu werden, und es entwickelte sich, nach einigen anfänglichen, oft erzählten anekdotischen Zwischenfällen ein ganz erwünschtes persönliches Verhältnis. Graf Thun gefiel ihm bei näherem Kennenlernen und dem Sich-Einleben in die österreichische Art mehr und mehr, und er bedauerte sein baldiges Scheiden. Bei dem Nachfolger aber, v. Prokesch, einem emporgekommenen, in allen möglichen Sätteln geschickten ursprünglichen Mathematiklehrer, wurde ihm allerdings schwer, dessen oft erprobte absolute Unglaubwürdigkeit zu überwinden; ja er gelangte sogar mit ihm »einigemal zu bundesfreundlichen Expektorationen außerhalb des diplomatischen Sprachgebrauchs«, die aber sonst keinen Schaden thaten. Den Grafen Bernh. v. Rechberg, der nach Prokesch 1855—1859 Präsidialgesandter war, schätzte Bismarck wiederum sehr. Er kannte ihn als wahrheitsliebend, und das war ihm immer die Hauptsache; solchen Staatsmännern war er auch geneigter, politisch entgegenzukommen. Rechberg ward 1859 österreichischer Minister des Äußeren; wie sein Sturz im Jahre 1864 für Bismarck einen Verlust und zugleich eine Verminderung der Aussicht auf eine friedliche Lösung der deutschen Fragen bedeutete, hat der Fürst im





Bismarck als Ministerpräsident. 1863.
(Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Bildnis.)

Jahre 1890 besonders eingehend gegenüber Friedjung betont.

Unter schwierigen Umständen ist es Bismarck in Frankfurt möglich gewesen, fast alles Erwünschte zu erreichen. So die Rückgängigmachung eines Beschlusses der verflossenen Frankfurter Nationalversammlung, der die preußischen Provinzen Preußen und Posen dem deutschen Vaterlande einverleibt, d. h. aus lauter Patriotismus dem Königreich Preußen die Basis seiner Stellung als europäisch souveräne und unabhängige Großmacht entzogen hatte, die es jetzt nach Erneuerung der Bundesverfassung unbedingt wieder brauchte. Ferner die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung des kleindeutschen Zollvereins. Die Hauptleistung aber wurde von Bismarck vollbracht, als 1853 die orientalische Frage am europäischen Morgenhimmel erschien: daß er die Mobilisierung der Bundesmacht für Österreichs Interesse verhinderte und alle in dieser Richtung wirkenden Bestrebungen umgestaltete in eine Kriegsbereitschaft gegen die Gefahr französischer Übergriffe. Unverwirrt durch alle Deklamationen der interessierten politischen Kreise, wie einer teils feilen, teils blinden Presse machte er sich und denen, die es wissen mußten, unwiderleglich klar, daß das Engagement für Österreich sofort die russischen Lanzen gegen Preußens Ostgrenze richten, den Kampfplatz dorthin verlegen, die Westgrenze aber dem nach Beute und Prestige hungernden neuen Napoleon preisgeben würde. In einer Zeit, wo alle Welt die europäischen Fragen danach beurteilte, ob man sich westmächtlich-liberal entscheiden wolle, wie damals z. B. Prinz Wilhelm und der ganze der englischen Einflußsphäre verfallene Fürsten- und Diplomatenkreis thaten, oder russisch-antinapoleonisch und antirevolutionär, wie Friedrich Wilhelm IV. und die Kreuzzeitungspartei, fand Bismarck die neue, zuerst mit Achselzucken aufgenommene Richtschnur: ganz einfach preußisch und deutsch zu sein. Aber schließlich mußte seine unabgelenkte, klare Logik durchdringen. Es handelte sich hier um mehr als einen Meinungssieg. Die bisherige theoretische deutsche Politik hatte viel Ähnlichkeit mit der deutschen Bildung überhaupt. Wie es zu dieser gehörte und vornehm war, zu reisen und fremde Sprachen zu treiben, so politisierte man auch mit universeller Bildung, d. h. mit ausländischen Gesichtspunkten und im Dienste solcher. Das nahm jetzt



Abb. 89. Spottbild auf Bismarcks russenfreundliche Haltung beim Polenaufstand von 1863. (Frankfurter Laterne, 4. März 1863.)



Abb. 90. Karikatur aus der Konfliktzeit.
(Frankfurter Laterne, 30. Sept. 1863.)

beide. . . . Der deutsche Dualismus hat seit 600 Jahren gelegentlich, seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen gründlichen inneren Krieg seine inneren Beziehungen geordnet, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes als dieses Mittel die Uhr der Entwickelung auf die richtige Stunde stellen können. Ich beabsichtige mit dieser Ausführung keineswegs zu dem Schlusse zu gelangen, daß wir jetzt unsere Politik darauf richten sollen, die Entscheidung zwischen uns und Österreich unter möglichst günstigen Umständen herbeizuführen.«

Wie seitdem immer wieder und zuletzt durch das Friedjungsche Werk festgestellt ist, wollte Bismarck den Krieg mit Österreich wenn möglich vermeiden und für eine friedliche Lösung der deutschen Frage beträchtliche Opfer bringen. Der Krieg war ihm das den meisten Erfolg versprechende, aber in verschiedener Hinsicht allzu gefährliche Mittel. Jede »drei Schritte«, die sich dem fernen Ziele friedlich näher kommen ließen, sollten ihn freuen. Im Grunde aber glaubte Bismarck persönlich (und daher auch im „Prachtbericht") an die Unvermeidlichkeit des Krieges.

Bis die deutsche Normaluhr richtig und die Möglichkeit, zusammenzugehen, wiederhergestellt werden kann, so fährt der Bericht fort, empfiehlt sich »etwas kostenlose Freundlichkeit gegen Napoleon«.

Nicht minder wichtig ist die im März 1858 aus Frankfurt gesandte Denkschrift: »betr. die Inangriffnahme einer selbständigen preußisch-deutschen Politik«:

Der Bund, welchem die Beteuerungen Österreichs gelten, ist nichts Weiteres als die österreichische Mehrheit im Bundespalast. Die Lage Preußens wäre vielleicht eine bessere, wenn der Bund gar nicht existierte;

ein Ende. Die Berichte des Frankfurter Gesandten begannen das vorgesetzte Ministerium des Äußeren zu lenken und mittelbar schon damals die ganze preußische Politik zu regieren.

Von diesen Schreiben haben zwei besonderen Ruhm gewonnen. Erstlich der sogenannte Prachtbericht vom 26. April 1856, ein außerdienstlicher Brief an Manteuffel. Bismarck entwickelt darin, daß von der Zukunft nichts so sicher zu erwarten sei, als das Bündnis von Rußland und Frankreich, den beiden seit dem Erlöschen der Gedanken der heiligen Allianz durch nichts mehr grundsätzlich getrennten, dagegen durch vieles aufeinander angewiesenen Nationen. Deutschland habe also um so dringenderen Anlaß, auf die Lösung der deutschen Frage bedacht zu sein. Je bälder diese geschehen, desto eher könnten die beiden deutschen Großmächte nebst den übrigen deutschen Staaten ehrlich gegen West und Ost zusammen stehen. Nach der Wiener Politik ist einmal Deutschland zu eng für uns

diejenigen näheren Beziehungen zu den Nachbarn, deren Preußen bedarf, hätten sich deshalb doch und unter Preußens Leitung gebildet. Alle unzweifelhaften Bundespflichten in Krieg und Frieden muß Preußen getreu erfüllen, solange der Bund besteht. Aber an sich ist letzterer »ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht beizeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen«. Nachdem eines von beiden geschehen sein wird, dann gilt es baldmöglichst ein enges Bündnis nach außen mit Österreich herbeizuführen. Bis dahin heißt die Losung noch: gutes Einvernehmen mit Frankreich und — wie überhaupt unter allen Umständen — mit Rußland. So kehren diese weit vorausspähenden Darlegungen alle damals aktuellen Gegnerschaften in die Prophezeiung dereinst kommender natürlicher Gemeinsamkeiten um und zeichnen schon die Grundstriche derjenigen politischen Sachlage, die trotz neuester Nüancierungen doch noch heute Europa beherrscht.

In der Zeit, da am verwegensten über Bismarcks Lebenswerk orakelt und kritisiert werden konnte, zu Zeiten des Caprivischen Regimentes, kehrte in einigen bestimmten Zeitungen gerne die Wendung wieder, Bismarck habe doch nur „eine zusammenhanglose Politik" mit Hilfe von viel Glück und einigem unbestreitbaren Jongleurgeschick zu ihrem erfreulichen Ausgang geleitet. Habeant sibi. Andererseits hat Sybel abgewehrt: von Lehrjahren Bismarcks zu reden, wäre ungefähr ebenso passend, als von der Schwimmschule eines jungen Frosches zu reden. Das ist ja, was die Anlage und das Talent betrifft, sehr gut und richtig gesagt. Indessen gelernt hat Bismarck zeitlebens und zwar mit Einsetzung von Mühe, Fleiß und aller Tüchtigkeit, und jene Frankfurter Periode bildet die hochwichtigen Wanderjahre, den inhaltvollsten Teil seiner Lebenslehrzeit. Allerdings so gereift und sicher kam er nach Frankfurt schon, daß von diesem Moment an, da er berufen ward, in die Politik aktiv einzugreifen, sein Werk eine einzige stete Kette bildet, zu der die Ratschläge und Maßregeln seiner Politik als unentbehrliche Glieder gehören. Und so zwanglos hat er diese Gliederkette über das Rad der Zeit dahinrollen machen, daß Kurzsichtige, die



Abb. 91. Das alte Abgeordnetenhaus in der Leipzigerstraße zu Berlin.

eben nur ein Stückchen überblicken konnten, wohlweise nachher erklären möchten: er hat immer nur gesorgt, daß das jedesmal Allernächste glatt geht, er hat „politisch von der Hand in den Mund gelebt". Wir möchten nicht falsch verstanden werden und um richtige Unterscheidungen bitten. Kein Staatsmann kann, wie Bismarck selbst so oft betont hat, seinen Feldzugsplan ganz genau im einzelnen voraus wie nach der Karte feststellen. Er wußte natürlich nicht von vornherein, auf welcher Route er jeweils zu marschieren, an welchem Punkte er zu schlagen haben werde. Aber er wußte genau, wohin er gelangen wollte, und that nur das, was ihn nach jedesmaliger Lage der Sache dem Ziele näher brachte. Er hat allerdings, nach dem Beruf des Politikers, gesorgt, daß jedesmal das allernächst Notwendige geschah, aber auch das Notwendige erkannte er aus dem einen und unverrückbaren Ziel. Dieses darf hier keineswegs schon als das Deutsche Reich bezeichnet werden; sein Gedanke war vielmehr seit der Mitte der fünfziger Jahre: die Großmachtstellung eines von der österreichischen Bundesführung befreiten Preußens und dessen Hegemonie über einen mehr oder minder umfassenden Teil des übrigen Deutschland, bei engerem, womöglich sogar staatsrechtlichem, jedenfalls koordinierendem Bündnis mit dem Donaureiche. Darin liegt allerdings alles seitdem Erreichte und Erstrebte enthalten.

Es wird vorhin aufgefallen sein, daß alle seine Zukunftsperspektiven England beiseite lassen. Er hat mit diesem im Zeichen des ständigen Wechsels stehenden Faktor eben nie bestimmt gerechnet und oft genug vor seiner Unverläßlichkeit gewarnt. Bekannt ist ja, daß er seinerseits fast immer mit versteckter oder sonst schwer faßbarer Wirkung von England aus zu kämpfen gehabt hat. Insofern hat er die Haltung Preußens und des Bundes in den Krisen von 1853 bis 1856 nicht nur in Frankfurt, sondern auch in Berlin erkämpfen müssen. England war erbittert und entrüstet über diese ganz neue Politik, die preußisch und deutsch anstatt „westmächtlich" werden wollte; seine Presse verkündete, man werde jede Gelegenheit ergreifen und alles Geeignete unterstützen, um Preußen zu schädigen; Königin Viktoria schrieb an Friedrich Wilhelm IV. einen Brief, der so weit ging, zu sagen, der König verzichte auf eine Großmachtstellung Preußens, wenn er Rußland den Krieg nicht erkläre. Der Prinz von Preußen war seit seinem englischen Aufenthalt im Jahre 1848, seit dem engeren Verkehr mit dem koburgischen Prinzgemahl und dem Gesandten Ritter v. Bunsen von einer Art generöser Vorliebe für englischen Anschluß geleitet, die von seiner



Abb 92.
Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg.
(Nach einer Lithographie von E. Fischer.)

Gemahlin lebhaft unterstützt wurde. Ein anderes kam hinzu: Prinz Wilhelm empfand richtig genug, daß man sich zu Olmütz viel mehr als vor Österreich vor dem Kaiser Nikolaus gebeugt hatte. Jetzt also war die Gelegenheit da, die Schmach wett zu machen und endlich einmal zu handeln. Mit Ausnahme der Kreuzzeitungspartei hatten diese westmächtlichen Auffassungen des Prinzen in Berlin viel einflußreiche Bundesgenossenschaft, am eifrigsten durch die Partei Bethmann-Hollwegs. Die in diesen Jahren eingeleitete Verbindung seines Sohnes, des einstigen deutschen Thronfolgers, mit der Tochter der englischen Königin erschien dem britischen Interesse geeignet, die preußische Politik dauernd für sich zu binden und nutzbar zu machen. —

Ein bestimmter politischer Gedanke Bismarcks, der später (1864—1866) äußerst wichtig werden sollte, läßt sich schon in diesen fünfziger Jahren durch öftere Beläge als vorhanden feststellen: daß Preußen und Österreich auch außerhalb ihres Bundesverhältnisses, also in freier Verständigung als europäische Großmächte und unbekümmert um die übrigen deutschen Staaten, bei geeigneter Gelegenheit von der Berechtigung Gebrauch machen können, gemeinsame selbständige Politik zu treiben. Je mehr das Bundesverhältnis Bismarcks Geduld ermüdet, desto lieber ist ihm jener Modus als eine Art Präludium der von ihm erstrebten Zukunft. »Ich sollte glauben, so wie die Beziehungen zwischen uns liegen und bei der viel größeren Wahrscheinlichkeit, daß Österreich unser bedarf, als daß wir Österreichs bedürfen, müßte es möglich sein, in Wien ... eine uns genehme Verständigung bald zu erreichen, ohne daß wir dabei das Band des Bundestages um so viel fester zu schnüren brauchen, daß es uns unbequem sitzt.« —

Abb. 93. H. v. Sybel in späteren Jahren. (Aufnahme aus dem Atelier von Albert Meyer in Berlin W., Potsdamerstraße 125.)

IX.

Regis voluntas.

Wie Bismarck in den Märztagen von 1848 der Mann des Königs geworden war, so trat er von Frankfurt aus in den näheren Gesichtskreis des als Gouverneur von Rheinland-Westfalen nach Coblenz versetzten Prinzen von Preußen, des späteren Königs Wilhelm. Bekanntlich hatte es dem Prinzen im Frühjahr 1851 nicht recht in den Sinn gewollt, daß dieser mit Olmütz zufriedene „Landwehrlieutenant“ preußischer Bundestagsbevollmächtigter werden sollte, aber in seiner ruhigen Sachlichkeit hatte er v. Rochows befürwortenden Empfehlungen der Persönlichkeit Bismarcks Gehör geschenkt. Bismarck seinerseits konnte am 24. Juni desselben Jahres an seinen Bruder Bernhard schreiben: »In acht Tagen kommt der Prinz von Preußen her, er hat sich, wie ich erfahre, schon überzeugt, daß seine erste Ansicht, meine Ernennung sei eine Mediatisierung unter Österreich, nicht richtig gewesen, und scheint mit uns oder doch mit meiner Person ganz ausgesöhnt.« Nun führten bei der leichten gegenseitigen Erreichbarkeit von Coblenz und Frankfurt verschiedene Höflichkeitsanlässe eine nähere Bekanntschaft herbei. Freilich bedeutete sie zunächst mehr eine persönliche Schätzung Bismarcks durch den Prinzen, als politische Übereinstimmung. An letzterer hinderte in eigentümlicher Weise die in beiden vorgegangene Umwandlung. Im Jahre 1850 hatte der Prinz Bismarck seine gelassene Auffassung über Olmütz verübelt; jetzt war

dieser davon gründlich bekehrt, aber dafür Wilhelm durch seine westmächtlich-antirussische Ansicht den Forderungen der liberalen öffentlichen Meinung und der österreichischen Orientpolitik genähert worden. Ungeachtet dessen bekam das Verhältnis bald einen intimeren Charakter. Der Prinz war Pate bei Bismarcks zweitem Sohne, Wilhelm, und in einer besonderen Spannung zwischen dem Könige und seinem Bruder fiel Bismarck die wichtige und erfolgreiche Vermittelung zu. Diese Spannung war, im Mai 1854, herbeigeführt worden durch die erwähnte englische Schulmeisterung der unfolgsamen preußischen Politik und die sekundierende Haltung des Prinzen, der in dieser einzigen Frage gegenüber seinem Bruder nicht recht hatte. Indem Bismarck die Vermittelung gelang, hatte er nun zugleich abgewendet, daß diese englische Neigung zwischen dem Prinzen und ihm selber stehen blieb, ihr war die Spitze abgebrochen.

So konnte Bismarck, als 1857 die Geisteskrankheit des Königs nicht mehr zu verhehlen war, ohne jeden persönlichen Vorbehalt die wirkliche Regentschaft des Prinzen fordern, gegenüber allen am Hofe vorhandenen Widerständen, die nur das lahme Provisorium einer von Frist zu Frist verlängerten Stellvertretung zulassen wollten. Am 7. Oktober 1858 geschah die Einsetzung der Regentschaft dennoch, und ihr folgte sehr bald die Berufung des „Ministeriums der neuen Aera“: Fürst Anton v. Hohenzollern, R. v. Auerswald, v. Schleinitz (Äußeres), v. Bonin (Krieg), v. Patow (Finanzen), Bethmann-Hollweg (Kultus), für das Innere zunächst Flottwell, seit 1859 Graf Schwerin. Bismarck war nicht unter den erwählten Männern; bei allem persönlichen Vertrauen war doch der Prinz keineswegs so gestimmt, daß er ihn unter diesem Ministerium hätte haben können. In den ministeriellen Formen waren ihm ohnedies, wie man bei genauerem Zusehen leicht erkennt, doch zunächst die von keiner Herzenswallung fortgerissenen Politiker der älteren Schule, die es ja auch unter den Liberalen gab, lieber als der entschlossene Feuergeist. Er hatte eigentlich kein „liberales“ Ministerium gewollt, aber es war unversehens eines ge-



Conducteur Rechberger: Achtung, Kollege, daß wir nicht auseinander kommen! Jetzt kommen wir an eine gefährliche Stelle

Abb. 94. Karikatur vom März 1864 auf die Politik Preußens und Österreichs (Graf Rechberg) in der schleswig-holsteinischen Frage (Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

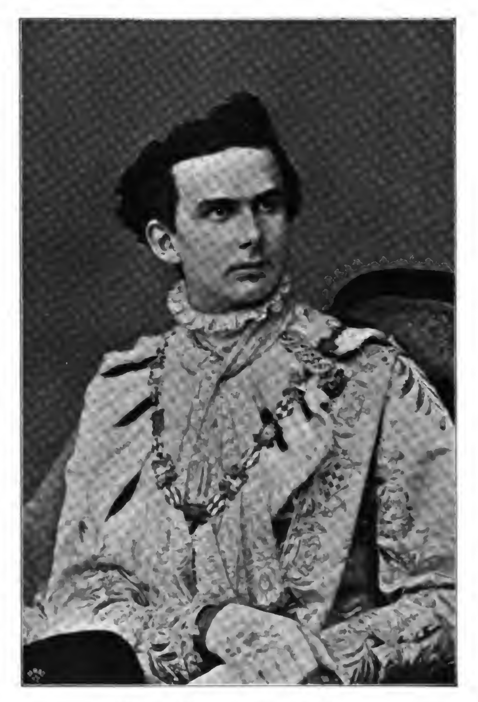


Abb. 95. König Ludwig II. von Bayern.

worden. Gegenüber Bismarck beklagte er sich (Januar 1859), daß man das Ministerium für antikonservativ halte. Der Regent fühlte doch selbst, daß er sich mit seinen ersten Räten nicht völlig verstand, und schon begann er andere, von ihm selber entdeckte Persönlichkeiten, wie Roon und Moltke, näher zu sich heraufzuziehen. Bismarck kam als Gesandter nach Petersburg, sein allgemein für gar zu heißblütig geltendes Temperament ward »an der Newa kalt gestellt«. Ein Scherzwort, das gerade in seinem tieferen Sinne zutrifft; denn den schäumenden Feuerwein kalt stellen, heißt ja durchaus nicht, ihn beiseite stellen.

Freilich hatte er (und wußte es) einen Freund, der auf seine Berufung hoffte und sie, wo er konnte, betrieb. Das war Albr. v. Roon, der im Dezember 1859 an Bonins Stelle Kriegsminister wurde. Auch sonst blieb Bismarck vor der Meinung der eingeweihten Kreise fortwährend der kommende Mann und ward durch stete derartige Nachrichten in der Schwebe erhalten. An seinen Bruder schreibt er am 12. Mai 1860, man kann doch nicht annehmen, »daß ich gar keine Bedingungen machen würde, wenn ich in dieses Kabinett eintreten sollte. Wollte ich bereitwillig in die Galeere hineingehen, so müßte ich ein ehrgeiziger Narr sein; jeder große Gesandtschaftsposten, auch der Petersburger, der abgesehen vom Klima der angenehmste von allen ist, ist ein Paradies im Vergleich mit der Schinderei eines heutigen Ministergeschäftes, besonders des auswärtigen. Wenn mir aber die Pistole auf die Brust gesetzt wird mit ja und nein, so habe ich das Gefühl, eine Feigheit zu begehen, wenn ich in der heutigen, wirklich schwierigen und verantwortungsvollen Situation ‚nein‘ sage. Wenn wir so vor dem Winde weitertreiben, so ist es Gottes Wunder und besondere Gnade, wenn wir nicht so fest laufen, daß die Fragen von Juden und Grundsteuern bald sehr nebensächlich erscheinen. Kurz, ich thue ehrlich, was ich kann, um unbehelligt nach Peters-



Abb. 93. von der Pfordten, 1849—1859 und 1861—1866 bayerischer Ministerpräsident. (Nach einer Lithographie von Schreiner.)

burg (zurück) zu gelangen und von dort der Entwickelung in Ergebenheit zuzusehen; wird mir aber der ministerielle Gaul dennoch vorgeführt, so kann mich die Sorge über den Zustand seiner Beine nicht abhalten aufzusitzen.«

Auch als Roon im Frühjahr 1862 wieder meinte, Bismarck das „an die Pferde“ zurufen zu können, tönte ihm dies hoffnungsvolle Drängen »in seinen Familienfrieden wie ein greller Mißklang hinein«. Das Ministerium der neuen Ära hatte sich durch den Austritt der liberalen Minister umgewandelt, aber obwohl der nunmehrige König stets Bismarck auf seiner Liste behielt, konnte er sich doch auch jetzt nicht zu ihm entschließen. Wohl hatte Wilhelm sich Bismarck genähert. Bei einer Zusammenkunft zu Baden-Baden im Juli 1861 hatte er des Gesandten Meinung von der entschlossenen Wiederaufnahme der Unionspläne, aber mit einem Zollparlament anstatt des Erfurter Volkshauses und mit Militärkonventionen, den eigenen Anschauungen durchaus verwandt gefunden. Aber er fürchtete doch, Bismarck werde im ganzen die Dinge zu sehr „auf den Kopf stellen“. „Nicht die Ziele“, sagt die glänzende, psychologisch und politisch tief eindringende Biographie Kaiser Wilhelms von Erich Marcks, „auch nicht wichtige Einzelheiten des politischen Programmes waren es, die sie trennten, sondern die Energie in der Verfolgung der Ziele ... Die Hauptsache blieb eben doch, daß der König in seinen politischen Absichten, in seiner — man wird

es sagen dürfen — politischen Notlage und demgemäß in seiner politischen Empfindung erst noch ein Stück weiter vorrücken mußte, ehe er so weit war, Bismarcks Hand fassen zu können und fassen zu wollen."

Es war das Ungestüm-Kraftvolle, wir möchten auch sagen, das Schneidend-Logische in Bismarcks Natur, was, wie fast alle, so auch Wilhelm in eine gewisse persönliche Scheu vor ihm bannte, trotz aller Phasen ihrer seit 1851 allmählich näher gezogenen Verbindung. Und doch bedurfte es jener Eigenschaften gerade um des Königs willen, was im Dezember 1861 Fürst Anton von Hohenzollern, ohne irgendwie an Bismarck zu denken, aussprach: „Um gründlich zu helfen, gehört aber dem Könige gegenüber ein eiserner Charakter, der, rücksichtslos die edelen Seiten desselben ignorierend oder ihnen Schach bietend, auf das Ziel hinarbeitet, welches als das dem Staatswohl entsprechende anerkannt wird." Jedenfalls blieb bald nur noch der Gedanke an Bismarck übrig.

Als es so weit war, hielt noch wieder die Besorgnis vor dem Eindruck auf die öffentliche Meinung zurück. Und nicht nur die Liberalen, sondern auch konservative Kreise hätten Bismarcks Regierung beklommen entgegengesehen. Letztere fürchteten, er werde in der deutschen Frage, überhaupt nach außen revolutionär und antilegitimistisch auftreten. Auch diese nicht ungerechtfertigte Ansicht übte Einwirkung. So blieb seine Zukunft fortwährend unklar; man ließ ihn im Frühjahr 1862 nach Berlin kommen und besprach die Situation mit ihm, aber versetzte ihn dann im Mai doch wieder nach Paris.

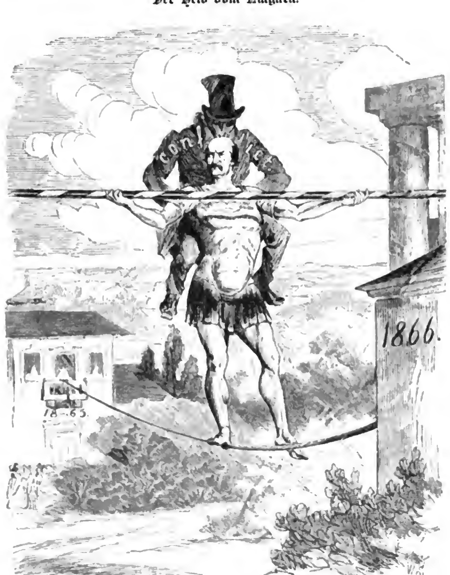
Auch diese beiden Gesandtschaftsposten Bismarcks sind für Deutschlands Gestaltung sehr viel wert geworden. Seine Petersburger Botschafterzeit knüpfte das traditionelle Band mit Rußland enger; die kurze Episode in Paris versetzte Napoleon und die französische Regierung in denjenigen Zustand, der die Durchführung der Ereignisse von 1864 und 1866 ermöglicht hat. Der Kaiser hatte längst persönliches Gefallen an Bismarck gefunden und ihm schon als



Abb. 97. Blick auf Gastein.

Bundesgesandten, als er 1857 einen gelegentlichen Abstecher nach Paris machte, ein geradezu unzulässiges Vertrauen geschenkt. Es ist ein denkwürdiges Bild, wie der überlegene und auf seine altpreußische Monarchie stolze Gesandte den politischen Parvenu, der so manchen ceremoniellen Kummer erduldet hatte, durch bereitwillige Höflichkeit entzückt, aber ihm auf unerhörte Anerbietungen hin ruhig ins Gesicht sagt, er freue sich, daß gerade er diese Eröffnungen des Kaisers erhalten habe, denn er, Bismarck, sei vielleicht der einzige Diplomat, der es persönlich auf sich zu nehmen wage, sie seinem Souverän lieber zu — verschweigen. Napoleon hatte als Preis eines engen Einvernehmens mit Preußen diesem die damals durch nichts begründete Annexion Hannovers und der Elbherzogtümer anzubieten gewagt.

Der Held vom Niagara.



Derselbe wird auf dem längsten bisher bekannten Seile Einen hinübertragen, der viel schwerer ist, als er selbst.

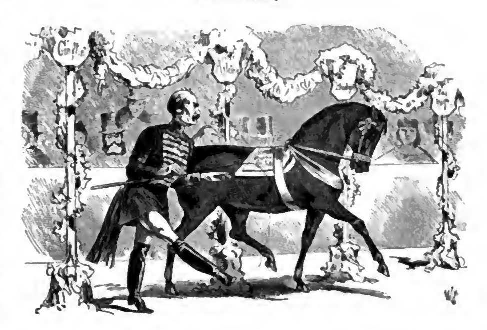
Abb. 98. Karikatur von 1865.
(Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

X.

Untröstlich ists noch allerwärts.
Uhland.

Am 23. September 1862 waren nun aber die Dinge daheim so weit, daß der letzte, einzige Halt, nach dem der König vor dem Verzichten greifen konnte, die Persönlichkeit Bismarcks war. Dieser hatte eigentlich wieder einmal genug von der Politik; er spielte behaglich mit dem Gedanken, sich aufs Land zurückzuziehen, war auch öfter krank gewesen, in Petersburg sogar recht bedenklich, und glaubte kaum, körperlich noch einen brauchbaren Minister abgeben zu können, wie er sich vor drei Jahren wohl zugetraut habe. An den eifrigen Roon schrieb er antwortend, er komme sich vor, wie ein kranker Kunstreiter. Zudem waren nicht alle Dinge nach seinem Wunsch gewesen, und in dieser Lage war es ihm erdrückend schwer geworden, das sacrifizio dell' intelletto bringen, bloßer Ausführer von Instruktionen sein und die eigene Überzeugung in sich ersticken zu sollen. Im Kriege Frankreichs und Italiens gegen Österreich 1859 hatte er fortwährend ein zu weit gehendes Entgegenkommen Preußens gegenüber den österreichischen Hilferufen und dem Drängen der öffentlichen Meinung zu fürchten gehabt: »in großer

Circus Renz.



Das Blumenpferd „Politique", in Freiheit vorgeführt von dem Director der Gesellschaft, wird sämmtliche in das Fach einschlagende höhere Gangarten durchmachen und sich so zierlich drehen und winden, daß es keines der aufgestellten Hindernisse berührt.

Abb. 89. Karikatur vom Januar 1866.
(Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

Sorge, daß wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813er von Österreich besoffen machen lassen und Thorheiten begehen. Sobald wir uns einmischen, wird natürlich für Frankreich der deutsche Krieg Haupt- und der italienische Nebensache und die Parteinahme Rußlands für Frankreich unvermeidlich. Dann bricht der Tanz an allen Ecken los, auch im Orient und in Ungarn. Ich glaube, daß wir es in der Hand haben, den Krieg auf Italien einzuschränken und auch Österreichs deutsche Besitzungen davor zu sichern. . . . Wenn wir Österreich zum Siege verhelfen, so würden wir ihm eine Stellung verschaffen, wie es sie in Italien nie und in Deutschland seit dem Restitutionsedikt im dreißigjährigen Kriege nicht gehabt hat; dann brauchen wir einen neuen Gustav Adolf oder Friedrich II., um uns wieder zu emancipieren. Bisher haben wir uns nicht dumm machen lassen, und ich hoffe, wir bleiben fest. Wir sind nicht reich genug, um unsere Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen.« In der Kriegsungeduld der öffentlichen Meinung, die nicht begreifen wollte, weshalb Bundestreue und „deutsche Ehre" die preußischen Armeekorps nicht für Österreich und gegen die roten Hosen an den Rhein und hinüber trieben, vermochte Bismarck nur die geschickt durchgeführte Beeinflussung der deutschen Stimmungen durch Österreichs Alleinherrschaft in der Presse zu erkennen. Diesen Reigen führte das bedeutendste deutsche Blatt, die Augsburger Allgemeine Zeitung, nach ehrlichster Überzeugung ihrer Verleger und Leiter, die Gazetta d'Absburgo, wie die italienischen Zeitungen aus drastischem Irrtum, anstatt d'Augsburgo, gewöhnlich schrieben. Selbst bis in die specifisch preußischen Zeitungen hinein, »die Kreuzzeitung nicht ganz ausgenommen«, glaubte Bismarcks Ärgerlichkeit den Einfluß österreichischer Subventionen zu sehen. Höchst wahrscheinlich in jeder Beziehung mit Unrecht; jedenfalls geschah, wie dem Verfasser erlaubt war, archivalisch festzustellen, die Stellungnahme der Allgemeinen Zeitung aus lautersten Beweggründen. Was die Presse und die öffentliche Meinung leitete, war doch wesentlich das ungeduldige, wenn auch naive und unstaatsmännische Verlangen nach einer erlösenden deutschen That gegen welschen Übermut.

Diese Verwirrbarkeit des Publikums mußte denjenigen wieder sehr zurückwerfen, der aus dem mühseligen Kampf mit der Diplomatenwelt heraus sich in Frankfurt schließlich zu der hoffnungsvollen Meinung bekehrt hatte: der rechte und einzige Alliierte Preußens, wenn man ihn zu erwerben und zu behandeln verstände, sei das deutsche Volk (Äußerung gegenüber v. Unruh). In diesem Sinne wollte Bismarck seit 1858 den Zollverein, um ihn lebensfähiger und national fruchtbringend zu machen, mit parlamentarischen Formen ausgestattet wissen. So hatte er auch am 12. Mai 1859 in einem Schreiben an v. Schleinitz, den neuen Minister des Auswärtigen, eben in solchen Hoffnungen auf die Unterstützung

Preußens durch die Einsicht der Nation, wiederum von der Lösung der deutschen Frage durch Eisen und Blut« gesprochen. Nunmehr aber glaubte er eine Übernahme des Ministeriums weder seinetwegen, noch gegenüber dem König verantworten zu können: weil er keine bewußte preußische Politik finde und nicht hoffen dürfe, sie schaffen zu können, und weil er die Bundesgenossenschaft Preußens mit den antipartikularistischen nationalen Wünschen des übrigen Deutschland von beiden Seiten nicht mehr recht für wahrscheinlich hielt. »Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unserer bisherigen Politik darin, daß wir liberal in Preußen und konservativ im Auslande auftraten, die Rechte unseres Königs wohlfeil, die fremder Fürsten zu hoch hielten . . . . . Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden [andere haben Vendée gelesen] »aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rate seiner Krone geeignet finden wird.« Diese Äußerung, in deren Unmut der schwere Kampf gegen die österreichische Gefolgschaft der deutschen Staaten aus seinen Frankfurter Bundestagen nachklingt, ist es, die, wie vorhin citiert wurde, nun auch die legitimistisch-konservativen Kreise vor ihm bange gemacht hatte.



Abb. 100. Kaiser Franz Joseph.

Der Krieg von 1859 war von Österreich verloren worden. Es entsprach nur der Gewohnheit der öffentlichen Meinung, zur res victrix zu halten, wenn sie, die sich soeben noch für Österreich entrüstet hatte, jetzt den auf Preußen deutenden kleindeutschen Meinungen und Gruppen wieder Oberwasser gab. Aber sichtlich lag hierin eine befreiende Wirkung, und alle nationalen Hoffnungen bekamen neue schöne Zuversicht. Der im Sommer 1859 von den alten Gothanern gegründete Nationalverein gestaltete sich rasch zu einem die Patrioten nord- und südwärts vom Main einigenden Verbande, die Schillerfeste im November desselben Jahres wurden zu brausenden Kundgebungen des deutschen Einheitsgefühls. Eine Festesfreude und Festseligkeit sondergleichen war in Deutschland erwacht und half die wesentlichsten Neigungen der Deutschen in hellen Patriotismus umdestillieren. Wo nur Deutsche zusammenkamen und „tagten“ — und die österreichischen mochten gern mittagen und waren liebe Gäste —, wo Lehrer, Juristen, Naturforscher und Ärzte, Handelskammern, Berufsverbände sich versammelten, da war ein Jubilieren und Toastieren vom Reiche wie nie zuvor, die Feste der Schützen, Sänger und Turner gestalteten sich zu vaterlandsjauchzenden Kongressen des deutschen Bürgertums. Da schrillte plötzlich in all dies Sichverbrüdern über die deutschen Binnengrenzen hinweg wie ein böser, feindseliger Mißklang die Militärvorlage des Regenten von Preußen hinein.

Prinz Wilhelm hatte da angefangen, wo angefangen werden mußte. Für ihn hieß Olmütz die Lehre: vor allen Dingen Begründung der militärischen Überlegenheit Preußens, nur so, und dann unschwer, wird alles erfüllt werden können.



Abb. 101. Heinrich v. Treitschke.
(Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.)

mit Roon genau ausgearbeiteten Plan einer Heeresreform vor, in jenem schönen Bewußtsein des rechten Weges und der redlichen Pflicht, welches gar zu leicht meint, sich auch auf andere ohne weiteres übertragen zu können. Es war der einfache Ausbau dessen, was er seit fast einem halben Jahrhundert als preußischer Prinz und Führer der Armee für die Erhaltung ihrer Kraft und Schlagfertigkeit gearbeitet hatte. Die goldene Frucht, daß ein durch sein Heer starkes Preußen dereinst an Deutschlands Spitze und Führung trete, die werde dann, so beschied sich der hohe Herr, von dem im Erbe stehenden, von seinem Sohne, ja vielleicht erst von dem Enkel gepflückt werden.

Den Inhalt der Militärvorlage bildete eine vollere und richtigere Ausnutzung der allgemeinen Wehrpflicht: Erweiterung der Aushebungen bei dreijähriger Dienstzeit und Bildung einer Reserve. Sie zog also mehr Unterthanen zum Waffendienst heran und legte dem Staate größere Kosten auf, entsprechend der jetzigen Bevölkerungsziffer von 18 Millionen, während die geltende Militärverfassung immer noch die 10 Mil-



Abb. 102. General-Feldmarschall Carl Rochus Edwin Freiherr v. Manteuffel.

„Meine Pflichten für Preußen fallen mit denen für Deutschland zusammen,“ verkündete er bei Übernahme der Regentschaft, und den Ministern der neuen Ära gab er am 8. November 1858 die Erläuterung, Preußen müsse moralische Eroberungen in Deutschland machen. Aber sein Heer sollte stark und angesehen sein, um, wenn es gälte, auch ein schwer wiegendes reales Gewicht in die Wagschale legen zu können. So blieb er im Sinne erweiterter Auslegung doch bei dem, was er in den gestaltungsreichen Wechseln von 1849 an den General von Natzmer geschrieben hatte: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht.“ Aber nicht nur darum, sondern auch für Preußen allein hielt er als feste Stütze in allen äußeren und inneren Gefahren ein umgestaltetes Heer für unentbehrlich. Entschlossen und arbeitsfreudig ging der mehr als 60 jährige Herr an sein Werk. Da war kein Haschen nach Popularität dabei, keine Versprechungen, nicht einmal Programme; ohne alle lockende Zuthat legte er seiner Volksvertretung den



Abb. 103. Johann, König von Sachsen, 1854—1873.
(Nach einer Photographie von Hans Hanfstaengl in Dresden.)

lionen von 1820 zur Voraussetzung hatte. So enthielt sie die Wohlthat, infolge der erweiterten Verfügung über junge Mannschaft im Kriegsfalle die Familienväter der Landwehr mehr, als nach der bisherigen Organisation, schonen zu können.

Dies Buch hat nicht die Absicht, auch das allgemeine Bekannte und öfter Dargelegte weitläufig auseinander zu setzen, es kann sich darauf beschränken, an den heißen Kampf, der nun zwischen dem „Militarismus“ und den Principien des liberalen Humanitarismus in der öffentlichen Meinung und im Landtage entbrannte, nur zu erinnern. Schließlich ertrug König Wilhelm ein solches Übelverstehen, wie er mit seinem guten rechten Wollen fand, nicht mehr, verzweifelte an einer Belehrbarkeit der öffentlichen Meinung und ihrer Vertreter. Ja, er hatte einem solchen Meer des Widerspruches gegenüber, der bis in seine allernächste Nähe vorgedrungen war, begonnen, in schwerem Kummer zu zweifeln, ob er denn seinerseits noch auf dem rechten Wege gehe, ob diesen, der die Fortsetzung seines ganzen Lebensinhalts bildete, weiter zu verfolgen, sich vor Verfassung und Gewissen rechtfertige. Und wenn er wieder bejahen konnte, so dachte er doch zugleich an die Lösung durch Eliminierung seiner Person, durch Abdankung. Im September schickte die Kammer sich an, das Budget zu verweigern; die Mitglieder des Ministeriums warfen bis auf wenige die Flinte ins Korn

und verlangten ihren Abschied. Inzwischen war es Roon, der immer wieder: „Bismarck!“ riet und der in diesen entscheidungsschwülen Septembertagen von 1862 den Retter heimlich aus Paris oder vielmehr von einem Pyrenäenausfluge herantelegraphierte. Auch in dieser Selbstmächtigkeit des treuen Roon lag rettende That.

Bismarck seinerseits wäre nicht gewesen, der er war, hätte er die Sachlage nicht schon vorher übersehen. Aus Biarritz und Südfrankreich schrieb er an seine Schwester und seine Frau darüber, unter steigender Unlust, seine seit Jahren ungewisse und fortwährend schwebende Verwendung länger abzuharren. Nach Roons inhaltsschwerem Brief vor dem letzten Telegramm schrieb er seiner Frau: »Gewißheit ist jetzt nötig, oder ich nehme Knall und Fall meinen Abschied.« Er wisse diese Minute noch nicht, was er Roon antworten solle, wolle erst etwas spazieren gehen, dabei werde ihm einfallen, was am besten zu thun sei. Dann schrieb er noch an demselben Tage, am 12. September, an Roon die dringlichsten Vorstellungen, daß es so nicht weiter gehe. Er bleibe sehr gern in Paris, d. h. unter der Gewißheit, daß, wenn er jetzt seine Familie kommen lasse, er dann nicht gleich nachher wieder nach Berlin umziehen müsse. Er sei auch bereit, ins Ministerium zu treten, wenn Se. Majestät es befehle; nur müsse er wissen, woran er sei. Erhalte er jetzt die Nachricht, in Paris bleiben zu sollen, lasse die Seinen kommen, und werde dann nach Berlin berufen, so könne ihn Se. Majestät des Dienstes entlassen, aber nicht zwingen, wieder umzuziehen; lieber gehe er nach Hause aufs Land, dann wisse er doch, wo er wohne. — Inzwischen kam Roons Telegramm, die Birne sei reif. Wenige Tage später, am 20. September, stand Bismarck vor dem König.

XI.

Es steht in Gottes Handen, daß es einem Regenten gerate; derselbe gibt ihm einen löblichen Kanzler.

König Wilhelm hatte sich dahin entschieden: das Werk der Armeereform vor einem verzweifelnden Verzicht in ultima ratione noch auf die ehernen Schultern Bismarcks zu legen, bei seiner Abdankung aber nach Umständen zu verharren. Jedenfalls dann, wenn auch Bismarck ihn enttäuschte, vielleicht aber auch sonst. Sie war ihm in mancher Beziehung längst das Erlösendste geworden. Bedeutete doch auch die Berufung Bismarcks für ihn zu dieser Stunde ein gewisses Aufgeben seines eigenen Ich. Nur sein Pflichtgefühl ließ ihn noch zögern. Die Urkunde der Thronentsagung lag vor ihm, als Bismarck in Babelsberg in sein Zimmer trat. Bismarck war entschlossen anzunehmen. »Ich mag mich nicht drücken«, hatte er Roon geantwortet, »denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein.« In diesem Sinne hatte er auch schon wochenlang mit dem Freunde die politische Lage erörtert. Im Grunde trieb es ihn an die verantwortliche Stelle, weil er wußte, er allein konnte helfen. Zugleich aber suchte er sich seelisch frei zu halten, sich selber jenes Verlangen nicht zuzugeben. Darum hatte er, der Entscheidung nahe, auch diesmal an Roon wieder beigefügt:

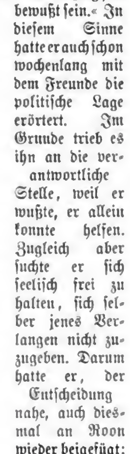




Abb. 104. Graf Friedr. Ferd. Beust, 1849—1866 sächsischer, 1866—1871 österreichischer Minister.

»wenn in vierzehn Tagen dies Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Entenst . . ß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.« — Aus dem »Gewitter« war durch den Abdankungsplan Sturm geworden, und mit fester Hand riß er das Steuer zurecht. Einer im anderen fanden sie, der König und Bismarck, in dieser Stunde von Babelsberg viel mehr für sich und ihr Zusammengehören, als bisher jeder von ihnen gedacht hatte. Beiden gab diese welthistorische Unterredung, was noch der vollen Zuversicht gefehlt hatte, und der König vernichtete sorgfältig die Abdankungsurkunde zu Gunsten des Kronprinzen, dessen sofortige Herbeirufung schon vorbereitet war. Eben dieser Umstand beweist, daß der König auch im Falle von Bismarcks Annahme die Situation etwa noch durch sein eigenes Ausscheiden erleichtern zu können gedacht hatte. Denn sonst konnte es keinen Zweck haben, eventuell den Kronprinzen und Bismarck zusammenzuführen. — Sie gingen aus dem königlichen Arbeitszimmer in den Park, Bismarck hat selber nach langer Zeit davon erzählt: als er zuerst beim König eingetreten war, hatte dieser ausgesehen, wie ein tief gebeugter und alter Mann; als sie vonein-



Abb. 105. Bismarck im Jahre 1866.
(Nach einer Photographie von H. Schnaebeli, Berlin.)



Bei Königgrätz. Gemälde von G. Bleibtreu.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

ander schieden, schritt der König aufrecht, fest und straff den Parkweg davon. Es war noch mehr geschehen: zugleich mit der Abdankung hatte der König ein sechzehn Seiten langes liberalisierendes Programm durchgerissen, wodurch Bismarck zur Mäßigung hatte genötigt werden sollen. Mit der beiderseitigen Zuversicht in ihre Sache war mit einem Schlage auch das Vertrauen begründet, das dann das ganze Leben des Königs und Kaisers Wilhelm hindurch unverbrüchlich vorgehalten hat. Natürlich war nicht jede Einzelschwierigkeit und Meinungsdifferenz schon beseitigt; der Einfluß aus der Familie stellte doch von Zeit zu Zeit den konsequenten Gang der Dinge wieder in Frage. Launig hat Bismarck einmal geschildert, wie der König den hohepriesterlichen Mahnungen an die Weltgeschichte und das Weltgericht anfänglich nicht unzugänglich blieb; aber nach solchen »Rüffeln mit der Weltgeschichte« faßte er ihn »beim preußischen Portépée«, dann war es wieder gut.

Am 23. September 1862 ward Bismarcks Ernennung zum Ministerpräsidenten vollzogen, am 9. Oktober dahin vervollständigt, daß er das Portefeuille des Auswärtigen übernahm. Und Preußen, Deutschland hatten endlich erhalten, was ihre am klarsten blickenden Männer seit vielen Jahren als einziges, was retten könnte, ersehnt: einen Mann als Führer, gewaltig genug, um Zwingherr zur Einheit, Diktator zur Freiheit zu werden.

Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlingen ineinander:
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander!

Und ganz ähnlich wie der Dichter dieser Strophe, der prophetisch ahnende Graf Strachwitz, den schon die kühle Erde deckte, hatte ein neuerer deutscher Poet, Emanuel Geibel, ungeduldig gezürnt:

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter wohlgereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner?
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordnen Renner,
Mit ehr'ner Faust beherrsch und ehr'nem Schenkel!

Aber auch Geibel, und die wie er dachten, ahnten nicht, daß er nun endlich erschienen sei, den sie vom Schicksal für das Vaterland erfleht, der eine, eine Mann.

— — Die Veröffentlichung der Ernennung Bismarcks, zumal unmittelbar auf die geschehene Budgetverweigerung hin, schien dem Lande so gut wie der Staatsstreich. Das war es, was der König Wilhelm voraus-



Abb. 106. Nikolsburg in Mähren, wo 1866 der Präliminarfriede abgeschlossen wurde.

gesehen und mit in Betracht gezogen hatte. Von der Entwickelung und besonders von den inneren Umwandlungen hoher Beamten des auswärtigen Dienstes erfährt die öffentliche Meinung wenig oder gar nichts, und an sich ist das sicher auch besser. Während sie über die Meinungen und Abstimmungen des mittelmäßigsten Abgeordneten breitspurige Kunde erhielt, war Bismarck ihr seit zehn Jahren aus den Augen gekommen. Sie konnte nichts ahnen von seinem energischen, ja den Eingeweihten schier bedrohlich erscheinenden guten Willen in der nationalen Sache, von seinem seit Jahren geäußerten Verlangen nach dem deutschen Volke als dem »einzigen und natürlichen Verbündeten Preußens« in der Lösung der deutschen Frage, von seiner gerade unter den Diplomaten gewonnenen Überzeugung, daß man politische und nationale Institutionen nur noch durch parlamentarische Zuthat lebensfähig mache. Es scheint doch, daß im Sommer 1862 Bismarck die Hoffnung geleitet hat, er werde mit der öffentlichen Meinung und ihrer Vertretung schon einigermaßen zurecht kommen. Sie dagegen empfand in ihm nur den rücksichtslosen Bändiger und suchte sich das übrige Bild zusammen aus ihren Reminiscenzen und aus den Kladderadatschjahrgängen von 1849 und 1852. Da vertilgte er Städte vom Erdboden und zog im Krebspanzer des Rückschrittlers, Knute und Stammbaum in der Hand, neben Ludwig v. Gerlach und Stahl zur Welteroberung für Junker und Pfaffen einher, da wurde Bismarck ganz getrost unter einem Bilde als „Erzschelm" bezeichnet. So war denn die erste Wirkung seines nunmehrigen Auftretens ein momentaner Rückschlag zu allgemeiner Verblüffung. „Ganz besonders angenehm und in der inne gehaltenen Form versöhnlich", so war das Urteil, das ein paar Tage lang durch die bessere liberale Presse ging. Aber — deshalb konnte diese Haltung nicht ehrlich gewesen sein. Und was er auch sprach, ob er beteuernd erklärte: ein deutsches Parlament müsse berufen werden, die deutsche Bundesreform mit zu lösen — sie glaubten's nicht. Es war alles zu unerwartet. Und es war doch auch in den beigefügten Voraussetzungen wieder so ganz anders, als ihre eigenen Anschauungen und Grundsätze, in denen sie so sicher und stolz waren. Wenn man diese sonst schon nicht gern modifiziert hätte, einem Bismarck zuliebe es zu thun, das wäre persönliche Schmach gewesen. Die Kölnische Zeitung konnte die erstaunte Wirkung nicht verhehlen, die Bismarcks erste Rede auf sie ausgeübt habe, nachdem „man von preußischen Ministern längst nicht mehr viel Geist gewöhnt gewesen"; schließlich redete sie sich wieder heraus: es sei doch wohl eher Sodawasser als Wein gewesen.



Abb. 107. Karikatur (nach W. v. Kaulbach, Zerstörung Jerusalems; [Münchner] Punsch, 2. Dez. 1866).

Der wackere kurhessische Parteiführer Fr. Oetker hatte in jener Zeit eine Unterredung mit Bismarck aus Veranlassungen seines Heimatlandes. „Man kann sich vorstellen," erzählt er, „mit welchen Gedanken und mit welcher Zurückhaltung ich mich dem Manne näherte, der damals liberalerseits als der wahre aristokratisch-feudale Unhold angesehen wurde. Serviler Landjunker, eingefleischter Aristokrat, Jagdbummler, leichtsinniger Spieler — das waren so die Bezeichnungen, mit denen man den neuen ersten Minister Preußens bedachte. Und ich selbst, wenn ich auch mein Urteil weit freier gehalten hatte, stand doch unter dem Eindruck der allgemeinen Meinung. Wie war

ich daher erstaunt, in wenig Minuten ein ganz anderes Bild in der Seele zu haben, als womit ich das Zimmer des Ministers betreten hatte . . ."



Abb. 108. Bismarck in den siebziger Jahren.
(Nach einem in Friedrichsruh befindlichen Bildnis.)

Wir wollen die von Oetker angeführten Zärtlichkeitsausdrücke der Presse für Bismarck nicht aus der Fülle der übrigen erweitern, sondern die Lage nur dadurch charakterisieren, daß auch Männer wie Heinr. v. Sybel u. Ed. Simson mit vollster Überzeugung an der allgemeinen Entrüstung und höhnenden Schulmeisterei mitthaten. Ersterer erkannte mit Kathedertone Bismarck ab, irgendwelche „Zeugnisse weitblickender Einsicht" vorgebracht zu haben, und ließ die düstersten Kassandrarufe ertönen; um so größere Ehre ihm, daß auch er zu „lernen" verstanden und der wichtigste, quellenmäßige Geschichtsschreiber der Bismarckschen Staatsleitung hat werden können. Simson nannte Bismarcks Politik — als Bonmot nicht übel — das Gelegenheitsgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist. Der Abgeordnete Löwe „konstatierte den außerordentlichen Mangel" genau an denjenigen Eigenschaften, von welchen man nachträglich gefunden hat, daß gerade Bismarck sie nie aus den Augen gelassen und ihnen nach der langen Herrschaft der Postulation erst durch seine Methode die gebührende Stellung in der theoretischen und praktischen Staatskunst wieder verschafft habe: „an Kenntnissen der wirklichen Verhältnisse des Staates und seiner Machtmittel." Virchows damalige Leistungen als Politiker und Appellant an die eigene Unsterblichkeit mögen beiseite bleiben, trotz der billigen Wirkung nachträglicher unsterblicher Komik, die mit ihnen am bequemsten zu erzielen wäre. — „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten", sagt Goethe in den Sprüchen in Prosa. Ans Ziel auf diesem Wege ließ sie zum Glück Bismarck nicht kommen. Die Gegner kamen beständig, wie man von durchschnittlichen Frauen wohl mit Recht behauptet: „zurück nur auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunft gesprochen stundenlang". Wahrlich, das deutsche Einigungswerk hat erkämpft werden müssen bei doppelter Frontstellung gegen die öffentliche Meinung, und manchmal schien der kraftvolle einsame Kämpfer dem dichten Flankenangriff der

Hüben — Das schwarze Gespenst — Drüben



als ein Mittel, die Völker militärfromm zu machen, und in ihnen die Steuerzahl-Lust zu erwecken

Abb. 109. Karikatur von 1869. (Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

deutschen Patrioten noch eher erliegen zu sollen, als selbst der machtvollen Phalanx der wirklichen Gegner. In Kummer und in Abscheu wollten die Hörer und die Zeitungsleser vergehen, als er nun auch öffentlich im Parlament das brieflich schon zweimal angewandte Wort gebrauchte: daß vor der Logik der politischen Einsicht die deutsche Einheit eine Sache sei, die keine Fülle der Reden und der Resolutionen, sondern die nur ein schwer gewappneter Kämpfer mit Schild und scharfem Schwerthieb erstreiten könne, durch „Blut und Eisen“. —

Ein Momentbild von pikantestem Reiz: Im Parlamente tobt der Kampf, ein Redner nach dem anderen verurteilt den unwürdigerweise auf den Sessel des preußischen Staatslenkers geratenen Sportsman des Hyperroyalismus und Junkertums, wehklagt im Namen des Vaterlandes, ruhig aber neben den Donnerern sitzt Bismarck, hört notdürftig zu und schreibt an seinen republikanischen Freund Motley: »Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind einzeln betrachtet zum Teil recht gescheit, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitätsbildung; aber von der Politik über Kirchturminteressen hinaus wissen sie so wenig, als wir Studenten davon wußten, ja noch weniger. In auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder, in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten; massenweise dumm, einzeln verständig.«

Peinliche Jahre; unendlich wichtig zwar durch das, was während ihrer geschah: die Armeeverjüngung und -verstärkung trotz Widerspruch und trotz Budgetverweigerung, und durch das, was sie nachträglich zur Folge hatten: die Klärung der öffentlichen Meinung. Aber bang und schwer für den gewissenhaften König; bis zum Übermaß widerwärtig für Bismarck, trotz der hürnenen Siegfriedshaut seines frei überlegenen Humors und seiner nur nach oben auf den König blickenden Pflichttreue. Übrigens zugleich die Zeit herzerfreuender oder köstlicher Intermezzi auf dem Gebiete der äußeren Politik, z. B. durch die politische Sendung des Feldjägerlieutenants nach Kurhessen. Aber was wir jetzt in unserer Geschichte nicht missen möchten, das konnte damals noch nicht beitragen, um für Bismarck einzunehmen, das schien nur erst recht zu bestätigen, was man von ihm dachte. Und die gleiche Folge hatte die für später so überaus wichtige, ehrliche Stellungnahme an der Seite des von dem gesamten europäischen Liberalismus verabscheuten Rußland im Polenaufstand von 1863, desgleichen der äußere Anschein seines Verhaltens in der schleswig-holsteinischen Frage, der größten all seiner diplomatischen Leistungen.

XII.

Am Amboß steht der deutsche Schmied
Und schwingt den Hammer und singt sein Lied.
C. F. Meyer.

Seine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, die schließlich die der deutschen Frage ward, verträgt es freilich kaum, wenn aus diesem wunderbaren Gewebe fein geführter

und verschlungener Fäden leidigerweise nur ein paar einzelne — die gröbsten — herausgezogen und vorgezeigt werden können. Denn die Weltgeschichte kennt nichts Komplizierteres, als jene Angelegenheit des meerumschlungenen Bruderstammes von Anfang an und in allen Stadien gewesen ist. Nur dadurch ist sie glückhaft erledigt worden, daß der lebhafteste der Diplomaten seine Alexandernatur bezwang und sich mit unendlicher Geduld an den Webstuhl setzte, um den ganzen gordischen Knäuel der Fäden, jeden einzelnen verfolgend, auseinander zu wirren und dann sie alle mit geschickteren und sorgfältigeren Händen, als sich je damit befaßt hatten, zu der schönen Wirkung zu verweben, die sein deutscher Sinn mit rascher Sicherheit sich vorgezeichnet und entworfen hatte.

Dieser sein Entwurf enthielt ganz einfach die Loslösung der beiden Herzogtümer und ihrer kerndeutschen Bevölkerung, wie es keine bessere gab, von Dänemark und danach ihre feste, zum mindesten militärische Vereinigung mit Preußen. Denn nur dann konnte Preußen für eine tapfere und bewußte deutsche Politik im Norden verantwortlich bleiben. Unbedingt nötig war hierzu: erstlich die Maßregeln Preußens stets auf dem Boden der früheren internationalen Verträge zu halten und eben diese, obwohl sie für Deutschland so kläglich waren und Dänemark zum Inhaber eingesetzt hatten, zu verteidigen, damit das Ausland ohne jeden Vorwand und Anlaß bleibe, wieder dreinzureden. Denn nicht durch Dänemark, sondern durch Rußland und England war 1848–1850 die ganze Aktion Preußens und des kurzlebigen damaligen „Reiches“ gelähmt worden. Zweitens gegenüber Dänemark im besonderen so streng loyal zu bleiben, daß dieses unmöglich auch nur scheinbar einen Teil der Verantwortlichkeit für seine gewaltthätigen Absichten und Maßnahmen auf Preußen abwälzen konnte. Drittens die Handhabe nie zu verlieren, um sich auch Schleswigs anzunehmen, obwohl dieses schon seit acht Jahrhunderten (1027) von Deutschland staatlich aufgegeben war und also nicht zum Deutschen Bunde gehörte. Diese Handhabe lag wieder lediglich in dem Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, welches wenigstens die Unteilbarkeit und andere Sonderrechte der Herzogtümer wahrte, wenn es sie sonst auch Dänemark ausgeliefert hatte. Ebenso wichtig war: das Protokoll war von Preußen und Österreich, aber nicht vom Deutschen Bunde mitgarantiert worden, machte also Preußen als Großmacht, nicht als Bundesstaat seinen Einspruch im Falle von Verletzungen zu Recht und Pflicht. Das Londoner Protokoll mußte in jeder Richtung der Angelpunkt der ganzen Angelegenheit sein. Den übelbeleumdeten Vertrag gewissenhaft zu halten, war das einzige Mittel, ihn durch Dänemark aus der Welt schaffen zu lassen.

Es war natürlich aussichtslos, einen feindseligen Landtag, eine mehr als argwöhnische öffentliche Meinung ganz Deutschlands mit Vertrauen zu erfüllen, wenn man nicht einmal versuchen konnte, sie aufzuklären, wenn man nur sagen konnte, was Europa hören durfte und sollte. Weder Armeereform noch Verfassungskonflikt haben Bismarck solche Epitheta eingetragen, wie sein „Verrat des verlassenen nordischen Bruderstammes“, nämlich seine Erklärung, an die internationalen Verträge gebunden zu sein und für diese eintreten zu müssen. Nichts war „infam“ genug — man sprach das Wort unter sich aus und umschrieb es im



Abb. 110. Fürst Leopold von Hohenzollern.

Landtag mit wenig Verhüllung —, um es nicht als das Motiv seiner Haltung zu suchen, und der allzeit Blamierteste der Politiker des Konfliktparlaments verkündete den horchenden Freunden, der Urgrund und Zweck, wie in allem, sei auch hier die dunkle Reaktion: nämlich die Absicht, Rußland den Kieler Hafen und die Herzogtümer zu Füßen legen zu können als den demütigen Tribut Preußens an den Hort des



Abb. 111. Albert, König von Sachsen (seit 1873), Generalfeldmarschall seit 1871.
(Nach einer Photographie von E. A. Teich-Hanfstaengl in Dresden.)

europäischen Rückschritts. Trotz dieser Erkenntnis vermochte derselbe principiengewaltige Redner gleich darauf freilich wieder zu finden, daß Bismarck „ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinausstürmt, daß ihm jedes leitende Princip fehlt; der Herr Ministerpräsident hat auch keine Ahnung von einer nationalen Politik."

Begreiflicherweise verklang es in der Entrüstung, wenn Bismarck im Landtage sich ärgerlicher als je über das Bönhasentum, den Dilettantismus in der Politik beklagte; sie warfen den ja gerade ihm vor. Gereizt machte er auf das Mißverhältnis aufmerksam, daß für alles und jedes ein Examen nötig sei, nur nicht für das Sichtummeln auf dem Felde der hohen Politik, wo doch jeder mit Applomb hinausgeschleuderte falsche Gedanke ein ganzes Buch erfordern müsse, um den Schaden wieder gut zu machen, und doch noch nicht überzeugen würde; der Privatpolitiker meine, daß das, was kein Verstand der Verständigen sehe, ihm selber durch naive Induktion (ob verhört aus: Intuition??) offenbar werden könne. Nur Praxis und Einzelkenntnis erlaubten in konkret diplomatischen Fragen ein Urteil, so wehrte er die Parlamentarier ab. Und als sich daraufhin der Abgeordnete Tellkampf gewichtig auf seine langjährige Professur für Staatswissenschaften berief, gab er ihm den Bescheid, seine Meinungen würden ihm noch viel wertvoller sein, wenn er ein einziges Jahr Rat im auswärtigen



Abb. 112. General Reille überbringt bei Sedan am Abend des 1. September 1870 dem König Wilhelm Napoleons Brief.
Gemälde von Anton v. Werner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Ministerium gewesen wäre. So flog der gegenseitige Vorwurf des Dilettantismus wie im Federballspiel hin und her.

Im übrigen ging Bismarcks guter Wille, zu überzeugen und zu rechtfertigen, so weit, daß er soviel mitteilte, als irgend zu verantworten war. Und: Der Weg, den ein preußisches Ministerium überhaupt gehen kann, ist so sehr breit nicht. Als die Abgeordneten den Krieg wollten und er dann sagte: Ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir für nötig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen, da war doch wieder nur der Unwille entfesselt, daß „die Nation mit ihrem Blute“ für diese Art Politik sollte einstehen müssen.

Und doch waren diese Gegner durchweg, und die Geschichte wird kein ungerechtes Bild von ihnen zurücklassen sollen, ehrenwerte, treue, vaterlandsbesorgte Patrioten. Nicht solches bestimmte sie, was heute dem Reiche eine gebührende, erhaltende und dem friedlichen Vorwärtsstreben nutzbringende Flotte oder was ihm sonst not thut, immer wieder zu versagen strebt; sie hätten Gut und Blut fürs Vaterland hingegeben, nur nicht für die unbegreiflichen Unternehmungen eines Führers, von dem



Abb. 113. Kriegsminister v. Roon.
(Nach einer Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)



Abb. 114. Tintenfaß Bazaines.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

eine ganze Welt von Principien und die aus Jahrzehnten herrührende Discrepanz der ganzen politischen Anschauung sie trennten.

Verhältnismäßig einfach war die Sachlage gewesen, solange nur die seit dem März 1863 mit erneuter Lebhaftigkeit und Rücksichtslosigkeit aufgenommenen Maßregeln Dänemarks in Betracht kamen, Schleswig vollständig einzuverleiben, es also von Holstein zu trennen, trotz des staatsrechtlich unangetastet gebliebenen Rechtes auf ewige Ungedeeldheit. Dann aber starb am 15. November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark, der letzte seiner Linie, und nun erhielt die Frage folgende weitere Komplikation: Nach dem Londoner Protokoll sollte Prinz Christian von Glücksburg, der neue König Christian IX., im Königreiche und in den Herzogtümern folgen, obwohl in letzteren der „Mannesstamm“ der Augustenburger infolge abweichender Thronfolgeordnung der berechtigtere gewesen wäre. Jener Festsetzung hatte Herzog Christian von Augustenburg 1852 und seither zugestimmt und eine Abfindung von $7^3/_4$ Millionen Mark für seine in den Herzogtümern belegenen Güter erhalten. Nun aber, da der Fall des Thronwechsels vorlag, erklärte, ermutigt durch die seit Monaten neubelebte Erregung gegen Dänemark, bei des Vaters Lebzeiten und angesichts seines abermaligen Verzichts sein Sohn, Erbprinz Friedrich von Augustenburg, seinen „Regierungsantritt“ in den Herzogtümern, auf den er nie verzichtet habe. So kamen also neue Parteiungen und Stellungnahmen in den Herzogtümern, wie in der öffentlichen Meinung ganz Deutschlands und Europas dazu. Immer wirrer arbeiteten all diese verschiedenen Kräfte und Tendenzen neben- und widereinander.



Abb. 115. Bismarck geleitet am 2. September 1870 Napoleon III. zu König Wilhelm.
Gemälde von W. Camphausen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Bismarck war es durch seine korrekte Politik der Verteidigung der bestehenden Verträge gelungen, dem auf eine einseitige Aktion Preußens eifersüchtigen Österreich alle Möglichkeiten abzuschneiden, einen abweichenden Weg zu finden. Er hatte es in die Lage versetzt, ein Verbündeter Preußens sein zu müssen, der ungern genug und unter manchem Versuch zu Seitensprüngen am gleichen Strang mitzog. Beide Staaten handelten nun gemeinschaftlich als Garanten des Londoner Protokolls. Den Deutschen Bund, einen in verschiedenster Hinsicht ungeeigneten und störenden Helfer zu eliminieren, bot dieser selbst die Gelegenheit. Preußen und Österreich beantragten am Bunde, Schleswig in Pfand zu nehmen gegen die auch unter der neuen Regierung fortgesetzten Rechtsverletzungen Dänemarks. Das aber lehnte der Bund ab. Nun konnten die beiden Großstaaten mit allem Grund auf ihn verzichten und das Weitere auf eigene Hand als europäische Mächte unternehmen. Es war das glückliche Ergebnis geschicktester Bismarckscher Politik und hilfreicher Umstände, wenn sie auch seitens des übrigen Europa dauernd freie Hand behielten. Rußland war diesmal, wegen 1863, wohlwollend für Preußen. England geht überhaupt nicht leicht über grobe Drohungen hinaus; an sich hätte es Dänemark gerne beigestanden, mußte sich aber auf das Londoner Protokoll verweisen lassen, welches man gegen Dänemark verteidigte und sühnte. Napoleon war verstimmt, besonders gegen England, weil man ihm nicht gegönnt hatte, auf einem europäischen Kongreß der gewichtige Schiedsrichter der schleswig-holsteinischen Frage zu werden. Er zog sich aus der Affaire durch die Rückkehr auf das von ihm so gern als Steckenpferd gerittene Nationalitätsprincip, was der Befreiung der Herzogtümer also voll zu gute kam. So war alles aus dem Wege geräumt für den lösenden Krieg. König Christian hielt die Schleswig in Dänemark einverleibende „Gesamtstaatsverfassung" vom 13. Nov. 1863, das letzte Werk seines Vorgängers, aufrecht, auch nachdem Preußen und Österreich am 16. Jan. 1864 deren Aufhebung, d. h. die Wiedervereinigung von Schleswig mit Holstein gefordert hatten. Als dann das preußische Heer, in der Gesamtaktion unterstützt von den tapferen Söhnen der österreichischen Alpenlande, die Siegeslorbeeren von Düppel und Alsen heimgebracht, da konnten die beiden Mächte erklären, die bisher festgehaltene politische Grundlage, das Londoner Protokoll, sei verwirkt durch den Vertragsbruch und die Gewaltthätigkeit Dänemarks; sie konnten in Übereinstimmung mit allem Völkerrecht eine neue Regelung nach geführtem Kriege fordern, um so mehr, als Dänemark auch den während eines Waffenstillstandes ihm gemachten Vorschlag einer Personalunion mit den Herzogtümern verschmäht hatte. So mußte es schließlich im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 die Herzogtümer bedingungslos an Preußen und Österreich abtreten.



Abb. 116. Leon Gambetta, 4. Sept. 1870 Minister des Innern der französischen Republik, seit Oktober 1870 Vorsitzender der Regierung und Kriegsminister, † 1882.

Natürlich so glatt, als wir versucht haben, in äußerster Vereinfachung die Hauptmomente zusammenzufassen, war es nicht gegangen, und zu den Klippen, die sich bei jeder neuen Wendung vor den Pfad schoben, kamen auch noch ganz überflüssige hinzu. So hatte Bismarck während des Krieges sehr bedenkliche Gefährdungen seiner Politik



Die Kapitulationsverhandlungen von Sedan zu Donchery in der N.
Mit Genehmigung der Photogr.



;t vom 1. auf den 2. September 1870. Gemälde von Anton v. Werner.
:ischen Gesellschaft in Berlin.)



Abb. 117. Bismarck in der Kriegszeit.
(Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch in Berlin.)

durch den preußischen Oberbefehlshaber zu verhindern und unschädlich zu machen gehabt, durch Wrangel, das »alte Kind, das gern mit seinen neuen Stiefeln ins Wasser patschen wollte«, wie Bismarck gutmütig sagte. Und ohne jeden Zweifel bedeutete ja auch der Friedensschluß, der gemeinsame Besitzantritt der Herzogtümer, keinen Abschluß, sondern nur den Anfang neuer, weit gefährlicherer Fragen für Preußen.

Aber die Wirkung auf die öffentliche Meinung und die Volksvertretung in Preußen? Nun, so war die Stimmung im »Hause der Phrasen« noch lange nicht, daß man schon jetzt die deutsche Hoffnung diesen Männern anzuvertrauen und die Seelen aufzuthun vermocht hätte. Noch scheuchte man jeden Anlauf von Befriedigung durch das Gespenst einer verdoppelten Reaktion, eines nun geplanten „inneren Düppel“ davon; nur mit dem Ärger des Besserwissers vernahm man von dem Respekt, den das Ausland vor Preußen, seinem Heere und seinen Lenkern gewonnen.

Um so weniger aber darf es denen vergessen werden, die schon damals, politischer

und prophetischer als jene, als die Volksvertreterschaft, die Binde von den Augen und die Rinde von den Herzen lösten. So thaten auch von unseren Dichtern Fontane, der die wundervollen Begrüßungsstrophen an die heimkehrenden Truppen schuf; der wackere Schleswiger Willatzen, der in hoffender Ahnung nun auch auf Elsaß-Lothringen wies; Emanuel Geibel, der glühendste und treueste der für Schleswig-Holstein kämpfenden Sänger, nun in frommer Dankbarkeit frohlockend von hellem Festgeläute; und nicht zuletzt Julius Grosse, der das mutigste Wort in eine ablehnende Welt hinausrief:

> Blut und Eisen, Eisen und Blut,
> Dich will ich preisen mit fröhlichem Mut! —

Guter Rath ist theuer.



Bismarck (Elsaß und Lothringen einführend). Liebster Reichstag, nun haben wir die beiden Jungen wieder, aber jetzt rathen Sie mir, wie und wo wir sie unterbringen sollen!

Abb. 118. (Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

XIII.

> Am Brunnen sitzt Germania.
> Zween Eimer wechseln . . .
> Th. Fontane.

Seine eine Parole für die Herzogtümer sah Bismarck erfüllt: los von Dänemark! Nun fehlte noch der zweite Teil: die Vereinigung mit Preußen, wenn nicht dynastisch, so doch materiell durch staatsrechtliche Vereinbarung. Es war und blieb nach dem Wiener Frieden ein ständisches Schweben zwischen Krieg und Frieden; ein Verschleppen der Sache war nicht Bismarcksche Art und wäre schon dadurch unmöglich und unerträglich geworden, daß nun in den Herzogtümern selbst zwei Regierungen, die der beiden Großmächte und die des „Herzogs", miteinander konkurrierten.

Indessen schied der augustenburgische Bestandteil der schleswig-holsteinischen Frage nach einiger Zeit doch aus. An sich hatte das augustenburgische Haus nicht einmal etwas Näheres mit dem seit den vierziger Jahren geführten Kampfe der Herzogtümer gegen die dänische Vergewaltigung zu thun. Es war nie an dessen Führung maßgeblich beteiligt gewesen; erst mit der neuen Krisis von 1863 war der Erbprinz dem Lande näher getreten und als ein Fahnenträger



Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar
(Mit Genehmigung der Phot



.. Gemälde von Anton v. Werner in der Ruhmeshalle zu Berlin.
ischen Gesellschaft in Berlin.)

der Errettung von Kopenhagen nach so viel Enttäuschung allerdings freudig begrüßt worden. Das sonst starr paragraphentreue und rechtsstolze Land sah ihm zuliebe auch fernerhin über alle Einwände und andere Auffassungen hinweg. Ihm war Treue um Treue gelobt worden, und die wollte das ehrenfeste Volk nun halten. Das in all diesen Kämpfen womöglich noch verstärkte Gefühl landsmannschaftlicher Besonderheit und Selbständigkeit, das dem meerumschlungenen Schleswig-Holstein ohnehin zu eigen ist, richtete sich vielfach mit bewußter Spitze gegen Preußen, welches von 1848—1850 her allerdings keinen Anspruch auf Liebe und Dankbarkeit in Schleswig-Holstein hatte. Ferner trat für den Augustenburger Österreich ein, aus Eifersucht auf Preußen, obwohl es damit einen Teil seiner Politik nachträglich verleugnete; innerhalb des Deutschen Bundes besaß er viele Sympathie. Auch König Wilhelms edle Gutherzigkeit hielt ihn viel länger, als Bismarck lieb war. Entgegen stand ihm vor allem der Londoner Vertrag, selbst nachdem dieser — nicht zu seinen, sondern zu der siegreichen Mächte Gunsten — hinfällig geworden war. In Konsequenz jenes Vertrages hatte Herzog Christian, der Vater, gegen Entschädigung verzichtet; was hatte denn dieser Verzicht des Familienhauptes für einen Wert, wenn er den Sohn nicht band, sondern zum Erben machte? Nicht zu dessen Gunsten, wie es thatsächlich gestaltet werden sollte, war der Verzicht geschehen, sondern ausdrücklich zu denen des nunmehrigen Königs von Dänemark, und der hatte seine Landesherrlichkeit an die Sieger abgetreten. In den Herzogtümern selbst fand die volle Souveränetät des „Herzogs" doch auch mehr und mehr Widerspruch. Ritterschaft und Prälaten forderten auf jeden Fall engste politische und diplomatische Verbindung mit Preußen; am unumwundensten wünschten die lauenburgischen Stände die unmittelbare Landeshoheit des Königs Wilhelm. Vieles andere von älteren Rechtslagen, oldenburgisch-russische Eventualitäten durchkreuzten die Position des augustenburgischen Erbprinzen obendrein, so daß denn Bismarck als weitere Handhabe für mögliche Fälle sogar eine Kandidatur des Großherzogs von Oldenburg bereit hielt.

Das Ziel Bismarcks war ganz einfach, für Preußen als Lohn für den Krieg und die gebrachten Opfer möglichst viel zu ge-



Graf Wartensleben. Blanquart. Zezulka. Wiehr. Willisch. Taglioni.
Graf Bismarck-Bohlen. L. Bucher. Bismarck. Abeken. M. Busch. Wagener. v. Holstein.
Wollmann. Delbrück. Graf Hatzfeld. v. Keudell.

Abb. 119. Der Kanzler und seine Beamten in Versailles.
(Nach einer Aufnahme von H. Schnaebeli in Berlin.)



Abb. 120. Die Frankfurter Friedensfeder.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

winnen. Am liebsten die Annexion. Etwas absolut hinderndes, ein stärkeres Recht auf anderer Seite bestand nicht. Doch war auch er bereit und geneigt, in der Anerkennung oder besser Einsetzung des Erbprinzen als Herzog die zwar nicht erwünschteste, doch bequemste Lösung zu finden: falls Preußen sich dabei vorbehalten konnte, was es wegen der fortan nur vermehrten Aufgaben der deutschen Wacht im Norden notwendig brauchte. Mit anderen Worten, wenn es eine Konvention schließen konnte, die ihm die Verfügung über die schleswig-holsteinischen Wehrkräfte und Wehrsicherheiten zu Wasser und zu Lande mit Einschluß eines von Bismarck sofort geplanten Nordostseekanals zugestand; ferner, wenn es an dieser Stelle fortsetzen oder anbahnen konnte, was im Sinne der liberalen und nationalen Erwartungen zu der Materie der moralischen und friedlichen Eroberungen Preußens in Deutschland gehörte:



Abb. 121. Hotel zum Schwan in Frankfurt a. M.,
wo am 10. Mai 1871 der Friede unterzeichnet ward.



Abb. 122. Das Bismarck-Standbild vom Siegesdenkmal zu Leipzig von Prof. R. Siemering. (Photographieverlag von Herm. Vogel in Leipzig.)

Anschluß an den Zollverein und an das preußische Post- und Telegraphenwesen. Das alles waren Forderungen, welche sich mit einer bundesfürstlichen Souveränetät wohl vertrugen und welche die Probe auf diese Verträglichkeit heute im neuen Reiche vollauf bestanden haben.

Bismarck hatte diese Eventualitäten schon während des Krieges mit dem Erbprinzen mündlich erörtert. Dieser, „nicht eben klar und bedeutend, aber durchaus ehrenwert, wohlmeinend", sah doch auch seinerseits Pflichten. Und Vieles war vorhanden, was ihn ermutigen, hartnäckig machen konnte. Statt einfach nachzugeben, was ihm als Politiker allein übrig blieb und den Thron sicherte, beging er den Irrtum, in Bismarck den einzigen Übelwoller unter lauter Gönnern zu sehen, und gab zuletzt die ungeduldige Antwort: der Deutsche

Bund an der Stelle Preußens würde die Herzogtümer leichter und ohne lästige Bedingungen befreit haben. So durfte Bismarck, als bei neuer Gelegenheit der Erbprinz bat, ihn nicht durch Paragraphen einzuschnüren, sondern sein Herz zu gewinnen, nicht allzu vertrauensvoll gestimmt sein, ob dem Erbprinzen befreundet und keineswegs für Bismarck eingenommen, glaubte auch eine Gefühlssache ohne Garantien aus der Einsetzung machen zu sollen: alle Schwierigkeiten würden dann verschwinden, denn der Erbprinz sei durchaus preußisch gesinnt.

Unter den vorliegenden Umständen ver-



Abb. 123. Bismarck in den siebziger Jahren.
(Aufnahme von Loescher & Petsch in Berlin.)

nicht auch das Gebundensein des Herzens über kurz oder lang als lästige Einschnürung empfunden werden würde. Seine alte Befürchtung ward wieder ausschlaggebend: daß Preußen nur einen von steter Annexionsfurcht beherrschten neuen Bundesfürsten schaffen würde, der dann am Bunde in allem Preußen niederstimmen helfe. Übrigens der Kronprinz von Preußen, eng mit handelte Bismarck über jene an die augustenburgische Einsetzung geknüpften Forderungen nicht mehr mit dem Erbprinzen selber, sondern mit dem rechtmäßigen Teilhaber am Besitz, Österreich. Als sie dort jedoch ebenfalls als zu weitgehend abgelehnt wurden, war für ihn die Eventualität zu den Akten gelegt. Inzwischen hatte der Erbprinz das Wohlwollen König Wilhelms durch die Art,



Ehrenbürgerbrief der Stadt Berlin für Bismarck. Aquarell von Ad. Menzel.
Aus dem Bismarck-Museum.



Abb. 124. Petschaft Kaiser Wilhelms I. (Aus dem Bismarck-Museum.)

wie er dessen Ratschläge aufnahm, persönlich verscherzt; der König hatte dafür Bismarcks Auffassung sich zaudernd, aber schließlich ganz zu eigen gemacht.

Die öffentliche Meinung blieb im ganzen unerfreulich. Zwar kristallisierte sich in den Herzogtümern aus dem Hin und Her der Eindrücke und Erwägungen eine breitere „nationale Partei" heraus, die nur noch einen militärisch und diplomatisch unter Preußen mediatisierten Herzog wollte. Deutschland im allgemeinen aber war und blieb augustenburgisch. Innerhalb des nationalen Liberalismus Preußens waren viele der Sache nach für die Annexion gestimmt, aber „diesem Ministerium" konnten sie den Erfolg nicht gönnen. Die Kreuzzeitungspartei wiederum erblickte den Untergang des legitimistischen und konservativen Gedankens in der Annexion und dem dann unvermeidlichen Bruch mit Österreich. So war nirgends ein Anhalt, eine Unterstützung.

„Was ist die Meinung der Armee?" fragte König Wilhelm im Ministerrate am 29. Mai 1865 den Chef des Generalstabes v. Moltke. Dieser antwortete seinem Monarchen, der im frischen Lorbeer des Siegers desto sorgenvoller der möglichen Konsequenz des Bruderkrieges entgegensah: „Soviel ich weiß, geht die Meinung des Heeres auf Annexion. Ich halte eine siegreiche Durchführung des Krieges für möglich." —

Noch einmal trat die Frage in ein Stadium der allseitigen Friedensliebe. Bismarck fand in dem bayerischen Minister von der Pfordten einen wohlwollenden Vermittler, und Österreich, mitten in akuten inneren Krisen und in großen Finanznöten, die auch einen Ministerwechsel nach sich zogen, sah darin zunächst Anlaß, versöhnlich zu sein. So kam am 20. Juli 1865 zu Gastein, wo König Wilhelm sich aufhielt und mit Kaiser Franz Joseph zusammentraf, der Vertrag zustande, der den augustenburgischen Erbprinzen als Privatmann aus der Angelegenheit entfernte und statt des bisherigen Kondominats der beiden Mächte eine Abgrenzung — Preußen: Schleswig, ferner Rendsburg und Kiel, Österreich: Holstein — festsetzte. Dauernd erhielt Preußen gegen Geldentschädigung Lauenburg. Alle Welt erblickte in dem Gasteiner Vertrage einen preußischen Sieg und die Entfernung der Kriegsgefahr; der König, herzlich erleichtert, erhob Bismarck in den Grafenstand.

Dieser selbst sah freilich nur eine »Verkleisterung der Risse«. Aber er ging ruhig nach Biarritz, das ihn 1862 entzückt hatte. Dort war auch Napoleon. Ihn gewann Bismarck, hinweggehend über alles, was jener in letzter Zeit der preußischen Politik an nörgelnden Vorschriften hatte zukommen lassen, für die Argumentation, daß Frankreich Preußen in der Durchführung seiner nationalen Aufgabe, wovon der Erwerb der Herzogtümer der erste Schritt sei, nur unterstützen könne, »denn ein strebsames Preußen wird stets hohen Wert auf Frankreichs Freundschaft zu legen haben, während ein entmutigtes seinen Schutz in defensiven Bündnissen gegen Frankreich suchen wird.«



Abb. 125. Staatsminister M. Fr. Rud. Delbrück, Präsident des Bundes- und Reichskanzleramtes (1867—1876). (Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)



Abb. 126. Lothar Bucher.
(Nach einer Lithographie von Hermann Eichens.
Verlag von Pietro Del Vecchio in Leipzig.)

Bedeutsam war, daß es Preußen nunmehr auch gelang, unter Benutzung einer der neuerdings bei den Mittelstaaten häufigeren Verstimmungen gegen Österreich, deren Anerkennung des neuen Königreiches Italien herbeizuführen, was in Form von Handelsvereinbarungen zum Ausdruck kam. Von hier datieren die ersten Anfänge der Popularität Bismarcks und der Prussiani in Italien, im Gegensatz zu Österreich, den Tedeschi.

Für Preußen, zumal für den König, konnte das aus dem Umsturz legitimer Throne geborene Königreich Italien von Gottes und des Volkes Gnaden an sich nur eine „unliebsame Allianz“ sein. Aber ein Bündnisplan mußte zur näheren Erwägung treten, als sich immer deutlicher zeigte, wie sehr Bismarck mit der bloßen »Verkleisterung der Risse« recht gehabt hatte. Schon begannen die österreichischen Behörden ihre jetzige Alleingewalt in Holstein zur Ermöglichung augustenburgischer Veranstaltungen gegen Preußen auszunutzen. Schwüler als je vorher ward die Stimmung zwischen beiden Mächten; dazu wurden mittelstaatliche Äußerungen bedenklichster Art laut. Die preußischen Militärs waren überzeugt, je bälder der Krieg ausbreche, desto leichter sei er zu führen. Es war nicht gleichgültig, daß so auch der General Edwin von Manteuffel, der Vetter des früheren Ministers, sprach, der das Ohr des Königs besaß und bisher gegenüber Bismarck stets eine verdrossene Haltung eingenommen hatte, »stets ablehnend und mißtrauisch und bei Meinungsverschiedenheiten absprechend wie ein Obertribunal, ohne Würdigung der Gegengründe, ohne Offenheit über die eigenen.« »Wir können beide leben, ohne uns zu lieben«, hatte Bismarck schon 1857 gesagt: »er in seiner Mördergrube hinter dem Marstall und ich an dem Wasserfaß der Danaiden in der Eschenheimer Gasse.«

Am politischen Barometer erschien das bedeutsame Wetterzeichen einer französischen Gebietshoffnung: „der Grenzen von 1814“, wie Napoleon mit einiger Gewundenheit sich beschied, d. h. Landau und Saarbrücken nebst Zubehör. Darauf gab Bismarck den stolzen Bescheid: nach dem unerschütterlichen Entschluß des Königs kann niemals von einer Überlassung deutschen Landes die Rede sein. Aber trotzdem wußte er Napoleon dahin zu dirigieren, daß dieser selber Italien dem Bündnisse mit Preußen zudrängte, weil er seine stereotype Hoffnung wieder hegte, wenn der Krieg da sei oder zu Ende



Abb. 127.
Generalpostmeister Heinrich Stephan.
(Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)



Abb. 128. Otto Camphausen,
1869—1878 preußischer Finanzminister.

hervorgehen zu lassen, — in diesem Moment nahm Bismarck noch einmal verschiedene Möglichkeiten auf, trotz allem ohne Blut und Eisen voranzukommen. Er wollte alle Wege versucht haben, ehe er den gefährlichsten ging. So betraute er v. Gablenz im Mai mit dem Vorschlage eines Abkommens, das er erst Friedjung für sein Buch: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866“ (Stuttgart, Cotta Nachf. 1897) enthüllt hat. Man verhandelte über eine Art militärischer Teilung Deutschlands; darum ward es später von beiden Teilen so geheim gehalten. Es war ein Schachzug; konnte es mehr werden, so war es Gewinn. Die Verhandlung zerschlug sich, es war inzwischen auch schon zu spät geworden. Andererseits hatte Bismarck auch jetzt an den »einzigen und natürlichsten Verbündeten« in Deutschland gedacht, das deutsche Volk.

Am Tage nach der Unterzeichnung des Bündnisses mit Italien, am 9. April 1866, brachte der preußische Gesandte in Frankfurt den preußischen Antrag auf Einberufung eines deutschen Volksparlaments

gehe, dann endlich als der europäische Schiedsrichter volle Entschädigung zu finden. So war denn alles so weit, daß Moltke für Preußen nach Florenz gehen sollte. Da erschien schon General Govone für König Viktor Emanuel in Berlin, und am 8. April 1866 ward das Bündnis fertig. Italien hatte die Entscheidung über Krieg und Frieden ganz in Preußens Hände gelegt und auch darin nachgegeben, daß es nur Venetien als Siegespreis zu verlangen zusagte, nicht auch mit sonstigen Kronländern Österreichs verbundene Gebietsteile (Welschtirol, Triest). Über einen bevorstehenden Krieg hinweg hatte Bismarck, alten Gedanken treu, schon jetzt der innerlichen Wiederversöhnung mit Österreich sorglich vorgearbeitet, ja sogar die vorläufig kaum denkbare Möglichkeit offen gehalten, zu einem solchen Einverständnis und Bündnis mit Österreich einstmals auch Italien hinzuziehen zu können.

So standen die Dinge auf der Schneide des Schwertes. Und in diesem Moment, da die Herzogtümer als Siegespreis zurücktraten vor der größeren deutschen Pflicht: wenn einmal Krieg nötig sei, dann aus ihm aber auch die Neugestaltung des Bundes



Abb. 129. Dr. Adalb. Falk,
1872—1879 preußischer Kultusminister.
(Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)



Abb. 130. Graf Otto von Stolberg-Wernigerode, 1878—1881 Vicepräsident des preuß. Staatsministeriums. (Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.)

Österreich und einige Mittelstaaten mobil, Preußen seit dem 8. Mai. Am 14. Mai lehnte eine Konferenz mittel- und kleinstaatlicher Minister zu Bamberg den badischen Antrag auf Neutralität einstimmig ab. Der Bundestag beschloß danach am 24. Mai allgemeine Abrüstung. Dadurch war, weil die beiden streitenden Großmächte nicht ohne Abgabe von Erklärungen über den Abrüstungsbeschluß bleiben konnten, die Sache an den Bund gelangt, und Österreich rief dessen Entscheidung überdies ausdrücklich an. Das aber war ein formeller Bruch des Gasteiner Vertrages; am 5. Juni veröffentlichte der preußische Staatsanzeiger aus dessen Text die bündige Zusage Österreichs, die Zukunft der Herzogtümer nur durch ein Einverständnis mit Preußen allein zu ordnen.

Am 10. Juni sandte Bismarck den deutschen Regierungen den fertigen Entwurf einer Bundesreform zu. Er enthielt, vielfach anknüpfend an die Reichsverfassung vom Frühjahr 1849, Österreichs Ausschluß aus dem Bunde, Regelung seines ferneren Verhältnisses zu dem neuen kleindeutschen Bunde durch ein engeres völkerrechtliches an den Bund. Fürsten und Volk waren sprachlos in Staunen und Verblüffung. Der die Reaktion selber war, forderte ein demokratisches Parlament! Wer sich überhaupt etwas Ernstliches oder Bestimmtes hierbei vorzustellen vermochte, der dachte an französischen Plebiscitschwindel zur Erreichung eines momentanen Zweckes. Die Stimmung der meisten Regierungen gab König Georg von Hannover am kürzesten durch das Wort „schauderhaft!“ wieder. Aber der Antrag stand noch vor den Stadien seiner Verhandlung, auf die er ja Anspruch hatte — da tönten in die allgemeine Verblüffung und Ratlosigkeit schon die Kriegsfanfaren hinein.

Preußen hatte beabsichtigt, die übrigen deutschen Staaten, wie 1864, beiseite zu lassen, die Sache mit Österreich allein auszutragen. Dem arbeitete dieses natürlich entgegen. Seit Ende April machten



Abb. 131. v. Rottenburg, Vorstand der Reichskanzlei unter Bismarck. (Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

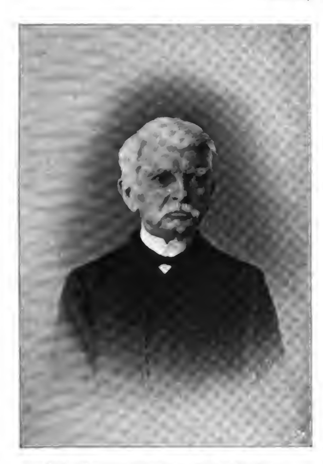


Abb. 132. Hans Hugo v. Kleist-Retzow.
(Nach einer Aufnahme von 1889 von Jul. Braatz in Berlin.)

Bündnis, Verteilung des militärischen Oberbefehls zwischen Preußen im Norden und Bayern im Süden, Begründung einer Bundesmarine und das schon erwähnte deutsche Volksparlament. Dies alles sei nicht das absolut Beste, aber das Ergebnis der mannigfachster Rücksichten extra muros et intra, schrieb Bismarck damals dem eifrigen Herzog Ernst von Koburg-Gotha. Eine Generation könne nicht an einem Tage gut machen, was andere in Jahrhunderten verpfuscht hätten. Auch von der öffentlichen Meinung sei nur gewohnheitsmäßiges Nörgeln zu erwarten. »Erreichen wir jetzt, was in der Anlage feststeht, oder Besseres, so mögen unsere Kinder und Enkel den Block handlicher ausdrechseln und polieren.«

Da Preußen den Bruch des Gasteiner Vertrags festgestellt hatte, fiel auch die darin enthaltene Abgrenzung in den Herzogtümern weg; Manteuffel rückte am 7. Juni wieder in Holstein ein und stellte den Österreichern frei, das Gleiche in Schleswig zu thun. Das war scharfe Auslegung; aber besser mit scharfem Messer, als mit stumpfem schneiden, und logisch war es unanfechtbar. Österreich jedoch sah darin — man kann es ihm psychisch nicht verdenken — den casus belli, klagte am 11. Juni beim Bunde auf Friedensbruch durch Preußen und beantragte sofortige Mobilmachung. Auch das letztere war buchstäblich unstatthaft, da die Geschäftsordnung wahrhaft altväterische Umschweife des Vorgehens bei Friedensbruch vorschrieb. Und es konnte ja kein Friedensbruch wirklich nachgewiesen werden. So übte Bismark auch hier, förmlich wie zur Parade, seine unvergleichliche und grausame Kunst, den Gegner in das enge Gewirr von lauter anfechtbaren Maßnahmen zu treiben, bei eigener logischer Unangreifbarkeit. Der Bund aber erwies noch einmal vor dem Ende recht deutlich die ganze Unvereinbarkeit seines Inhalts und Formalismus mit jeder praktischen Frage größerer Politik.

Am 12. Juni brach Österreich die diplomatischen Beziehungen zu Preußen ab. Letzteres hatte Sachsen, Hannover, Kurhessen und Nassau schon gewarnt, indem es ihnen in nicht mißzuverstehender Weise die Fortdauer ihrer Dynastien für den Fall ihrer Neutralität gewährleistete. Am 12. Juni erklärte es nun, daß es die An-



Abb. 133. Eduard Lasker.
(Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.)

nahme des österreichischen Antrags durch den Bund als Kriegsfall betrachte. Am 14. ward jedoch die Bundesmobilmachung mit neun gegen sechs Stimmen angenommen. Der preußische Vertreter widersprach darauf hin dem Beschlusse als verfassungsmäßig unzulässig, gab im Namen des Königs die Erklärung ab, daß Preußen den Bund als hierdurch aufgelöst betrachte und beendete seine Thätigkeit am Bunde, indem er den preußischen Entwurf einer neuen deutschen Verfassung niederlegte.



Abb. 134. Eugen Richter.
(Photographie von Gustav Michelis vorm. Jul. Braatz in Berlin.)

Schon einmal war der Bund plötzlich verschieden, 1848, und damals hatte ihm eine amtliche deutsche Regierung, die bayerische, den Nekrolog gesprochen: „Anfangs ein Gegenstand des Mißtrauens, dann der kalten Anwiderung.“ Diesmal sollte er nicht wiedererwachen. —

Ein Bruderkrieg kann überhaupt keine helle Begeisterung entflammen, am wenigsten konnte der von 1866, den Preußen nun mit seinen wenigen Bundesgenossen außer Italien gegen alle Feinde ringsum eröffnete, populär sein. Noch steckte die gebildete Welt in Preußen mit ihren Gedanken im Verfassungskonflikt. Die Befreiung von Österreich, dem Schutzpatron aller deutschen Reaktion und daher auch der preußischen Altkonservativen, hat, obwohl sie der eigentlichste Gedanke des Liberalismus hätte sein müssen, doch gegen diesen durchgeführt werden müssen. Fast alle



Abb. 135. Aus Varzin: Das Schloß, vom Goldfischteich aus gesehen.
(Aufnahme von Ernst Schmidt in Schlawe i/P.)

schöpferischen Gedanken sind vom Liberalismus ausgegangen, verwirklicht worden sind sie von den großen Einzelmännern, die er als Gewaltmenschen von sich ausschloß und bekämpfte. Er hat doch alle wahrhaft befreienden und als solche bleibenden Thaten, die nach den Befreiungskriegen geschahen, den Kronen zu thun übriggelassen. Auch der preußische Fortschritt sah das jetzt, im Jahre 1866, ein, als Bismarck den Krieg gegen die Hochburg des politischen Stillstandes und der Reaktion begann; einer seiner Abgeordneten sagte: Siegt Preußen, so sind wir verloren.

Und doch empfand man mehr, als man sie zugeben wollte, die Erlösung. Es war wie das seltsam gemischte Gefühl, wenn nach langer lähmender Schwüle die bleiernen Gewitterwolken, einander übertürmend, heranjagen und der Sturm vor ihnen her — das ist die Befreiung, daß sich das Unwetter nicht mehr zerteilen kann. Tiefer atmet die Brust die verwandelte Luft, und im Herniederzucken der ersten Feuerstrahlen löst die Spannung sich in die kraftvolle Freude an der Schönheit entfesselter Übergewalt. So jauchzte die Seele des preußischen Staats nun mit im Sturme, als sein Heer in herrlicher Mannszucht und Stärke einherzog zur Schlacht, die Fahnen hoch im Winde, und voran dem Heere, auf den alten Siegespfaden des großen Friedrich, seines Werkes und Ruhmes rechter königlicher Erbe und Vollender.

Freilich kein Krieg war's, um von Dichtern besungen zu werden, kein übermütig Soldatenlied klang auf, wie sonst allemal. Unendlich viel traurige Einzelheiten für ein deutsch fühlendes Herz verknüpften sich mit diesen Kämpfen; manch Führer oder Offizier stand im Lazarett am Lager oder auf blutigem Blachfeld an der Leiche eines Gegners, dem er noch vor kurzen Jahren, ja Wochen die Hand als Freund gedrückt. Und dennoch, jeder empfand's: für Deutschland war es hohe Zeit gewesen, daß der Kampf geschah.



Abb. 136. Varziner Schloß. Der „Neubau", Wohnung des Fürsten.

Der Tag von Königgrätz ward geschlagen; die größte Schlacht des Jahrhunderts nach Max Jähns' Bezeichnung, und Stunden hindurch auf preußischer Seite eine Schlacht des bangen, sorgenvollen Harrens auf Gelingen und Entscheidung. „Bismarck, diesmal hat uns der brave Musketier noch einmal herausgerissen!" In diese Worte Roons strömten beider über-

mächtige Empfindungen am müden Abend nach der Schlacht zusammen.

Die Österreicher zogen sich zurück auf — Olmütz. Welch ein Gedanken jetzt bei diesem Namen alter Schmach! Eine Wendung des Feldzugs war von der tapferen, aber schlecht geführten österreichischen Armee nicht mehr zu erwarten. Moltke sagte es dem König am Schlachtabend. Da setzte Bismarck hinzu: »So handelt es sich von jetzt an darum, die alte Freundschaft mit Österreich zurückzugewinnen.«

großen Fuchs. Sonst gewöhnt, das Erlebte auch immer in sich durchzuleben, was in Riesenverhältnissen nur ein Riesenmensch kann, kam er hier mit diesem Bedürfnis in die Brüche. In dem Treiben, hatte er seiner Gemahlin geschrieben, komme er gar nicht mehr zum Gefühl der Lage, als nachts im Bett, und das konnte er nicht brauchen; er bat sie um einen Roman, aber nur einen auf einmal. Man kann sich nicht wundern, wenn Leute wie er über die praktische Verwendbarkeit der „schönen Li-



Abb. 137. Aus Varzin: Arbeitszimmer des Fürsten.
(Aufnahme von Ernst Schmidt in Schlawe i/P.)

teratur“ mehr hygienisch denken. Nicht so gut, daß die ruhebedürftigen Gedanken angeregt und festgehalten werden, nicht so schlecht, daß sie gleich loslassen und wieder durchgehen — das war so ungefähr die Klasse von Romanen, die er sich verordnete.

Die Schuld am militärischen Unterliegen Österreichs hat größtenteils der Name des Feldzeugmeisters Benedek auf sich zu tragen gehabt. „Entweder steh ich in kurzer Zeit auf dem Postamentl, oder es schaugt mi kein Hund mehr an,“ sollte er vorher gesagt haben. Daß er die Niederlage vorhergesehen, daß er gewarnt und abgelehnt habe, aber zum Schweigen durch ein Ehrenwort bis übers Grab hinaus verpflichtet wurde, darüber hat ebenfalls Friedjung neuerdings Materialien gebracht.

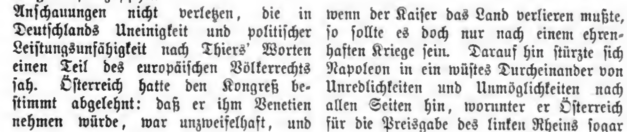
Bismarck war während der Märsche fast immer im Sattel gewesen, auf seinem

Der Friedensschluß mit Österreich mußte herbeigeführt werden unter steter Bedrohung durch Frankreich. Mehr wie je hatte der kaiserliche Rattenfänger in den vergangenen Monaten das schwer berechenbare Hinund-herschwanken zwischen politischer Bonhomie und Unverschämtheit geübt, das die ganze



Abb. 138. Aus Varzin: Das Schlafzimmer des Fürsten.
(Aufnahme von Ernst Schmidt in Schlawe i/P.)

Geschichte seiner deutschen Politik kennzeichnet. In den ersten lebhafteren Kriegslärm, den er selbst mit am meisten durch sein Zureden bei Italien herbeigeführt, warf er einen Kongreßvorschlag hinein. Glaubte er von der Vollendung des neuen einigen Italien auf Österreichs Kosten als einer That Napoleonischer gloire geradezu die Fortdauer seiner Dynastie abhängig, so durfte er andererseits die Richtung der französischen



Anschauungen nicht verletzen, die in Deutschlands Uneinigkeit und politischer Leistungsunfähigkeit nach Thiers' Worten einen Teil des europäischen Völkerrechts sah. Österreich hatte den Kongreß bestimmt abgelehnt: daß er ihm Venetien nehmen würde, war unzweifelhaft, und wenn der Kaiser das Land verlieren mußte, so sollte es doch nur nach einem ehrenhaften Kriege sein. Darauf hin stürzte sich Napoleon in ein wüstes Durcheinander von Unredlichkeiten und Unmöglichkeiten nach allen Seiten hin, worunter er Österreich für die Preisgabe des linken Rheins sogar



Abb. 139. Aus Varzin: Empfangszimmer.
(Aufnahme von Ernst Schmidt in Schlawe i/P.)

die Wiederherstellung des alten Zustandes in Italien vor 1859/60 versprach. Was Bismarck sich aus den Anerbieten und Zusagen des Vielgestaltigen während des siegreichen Beginnes des Feldzuges festhielt, war: Zugeständnis der Vergrößerung Preußens durch die gegnerischen norddeutschen Staaten und der Gründung eines neuen Deutschen Bundes, wofür er schließlich versprach, daß die Südstaaten für sich bleiben sollten. Er hätte auch dies Versprechen vermeiden können, wollte das aber gar nicht mehr — aus Gründen, von denen die Grobschmiedspolitik, die Napoleon betrieb, keine Ahnung hatte. Dieser vielmehr sah Deutschland an gelöst in eine zukünftige Trias, wobei der Sonderbund der Südstaaten — den er schlankweg voraussetzte, aber zum Gegenstand von Abmachungen zu erheben versäumte — ihm als ein neuer Rheinbund vorschwebte. So war er seiner Pariser Opposition gegenüber sehr zuversichtlich gestimmt.

Aber nun war das gewaltige Königgrätz erfolgt, Deutschland, das Aschenbrödel der Nationen, warf das Bettelkleid der politischen Armseligkeit ab und schritt einher im preußischen Königsmantel als ruhmgekrönte Siegerin. Das war wie jähe Schläge ins Gesicht der grande nation. Von angoisses patriotiques sprach man in der französischen Kammer, und „Rache für Sadowa" scholl es von der Straße zu den Fenstern des Schiedsrichters von Europa empor. Alsbald verlangte dieser als „Entschädigung" für Frankreich den linken Rhein; Benedetti, sein Gesandter bei Preußen, ein ehrenwertes Opfer seiner Instruktionen, hatte Befehl, unerschütterlich zu sein. Aber er wurde recht beklommen, als Bismarck Fraktur mit ihm sprach: »Wir rufen nicht bloß die gesamte deutsche Nation auf, sondern wir machen auch sofort Frieden mit Österreich auf jede Bedingung, überlassen ihm ganz Süddeutschland, lassen uns selbst den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit 800 000 Mann über den Rhein und nehmen euch den Elsaß ab, unsere beiden Heere sind mobil, Ihre sind es nicht, die Folgen denken Sie sich selbst! ... Machen Sie Seine Majestät den Kaiser darauf aufmerksam, daß ein solcher Krieg unter gewissen Eventualitäten ein Krieg mit revolutionären Donnerschlägen werden könnte!« Bismarck wußte, daß Napoleon mit gutem Mut nicht Krieg führen durfte, aber möglicherweise konnte auch auf dem französischen Throne Va banque gespielt werden. So beeilte er den Abschluß mit Österreich. Die alte „Union", der kleindeutsche Bund mit Einschluß von Süddeutschland war für diesmal aufgegeben. Um so mehr, als auch nach anderen Seiten hin die Fragestellung sich während gewisser Zeit so formuliert hatte: nationale Bundesreform oder physische Vergrößerung Preußens im Norden. Zuerst hatte Bismarck mehr ersterer zugeneigt; die letztere Eventualität war geeigneter, zugleich mehrere innere Widerstände zu beseitigen, ferner, wie gesagt, denjenigen Frankreichs. Napoleon ließ sich durch die Selbständigkeit Süddeutschlands so sehr befriedigen, daß er die norddeutschen Annexionen sogar empfahl. Freilich wollte er auch noch seinen eigenen Gewinn, wie solchen im Jahre 1859 Italien ihm hatte



Abb. 140. Der Tempel im Park von Varzin.

zahlen müssen. In unglaublicher Naivetät ließ Benedetti in den Verhandlungen, womit Bismarck die französische Politik ohne jede Andeutung von positivem Entgegenkommen zu beschäftigen und hinzuhalten fertig brachte, dem preußischen Ministerpräsidenten zweimal die schriftliche Aufzählung in Händen, was Frankreich als Gegenstand seiner Wünsche in Betracht zog: die Rheingebiete Preußens und Bayerns, Luxemburg, Belgien. Gerade als die Friedenspräliminarien von Nikolsburg mit Österreich am 26. Juli zur Unterzeichnung auf Bismarcks Tische lagen, meldete Benedetti sich wieder, dem neuerdings in russischen Kongreßforderungen eine gewisse Hilfe erwachsen war. Da ließ er ihn gar nicht zu Wort kommen, er nehme heute keine amtlichen Mitteilungen an, und sprach über dies und das. Als der Botschafter gegangen war, eilte die Kunde von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien in die Welt hinaus.



Abb. 141. Lektüre von Scheffels „Gaudeamus“.
(Zeichnung von Anton v. Werner. Verlag von Paul Bette in Berlin.)

XIV.

Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel,
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch gibt's ein klares Spiel.

Geibel.

Die Besorgnis vor Frankreich hatte den geringsten Anteil daran, wenn Bismarck es dem Kaiser Franz Josef so leicht als möglich gemacht hatte. Zu dem alten Plane des Bündnisses nach der Lösung gesellte sich die Einsicht, daß Österreich als Großmacht unentbehrlich sei, daß ein Völkerbestand von Jahrhunderten bei all seinem Mangel an Homogenität dennoch ein historisch Gewordenes darstelle, welches man besser respektiere, anstatt einer völlig verhüllten Zukunft vorzugreifen; dazu trat die Erwägung, daß Österreich schon darum kein deutsches Land verlieren dürfe, damit sein Schwerpunkt nicht sofort nach Ofen gerate. Der Verlust von Venetien, welches Italien ausgeliefert bekam, war eine ganz andere Sache und hatte seit 1859 von Habsburg selber nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden können. Es ist bekannt genug, daß Bismarcks Mäßigung gegenüber dem unterlegenen tapferen Feinde die Meinung des Königs nur sehr schwer zu sich herüberzog. So natürlich es für König Wilhelm war, großherzig-edelmütig gegenüber benöteten Fürsten — wie dem Augustenburger — zu sein, so schwer verzichtete er auf die einfache Empfindung von dem Rechte des Siegers, der Gut und Blut eingesetzt hat und seines Lohnes wert ist.

Wären nicht weitere Umstände, darunter russische Fürsprache, zu Hilfe gekommen, so

würde Bismarck wohl mit noch größerer Gefahr des Mißlingens die Verstümmelung Bayerns und Hessen-Darmstadts und damit das erniedrigte Weiterbestehen unversöhnlicher Dynastien bekämpft und gehindert haben. Aber die längst den natürlichen Wegen einer gesunden nationalen und inneren Entwickelung feindseligen Souveränetäten von Hannover, Kurhessen und Nassau, die Reichsstadtherrlichkeit von Frankfurt verschwanden, von Minderheiten betrauert. An Sachsens Integrität lag Bismarck auch nichts; das albertinische Haus hatte sie dem ehrenwerten Betreiben der Wiener Politik zu verdanken, auf das Bismarck einging. Was Bayern anlangt, hätte manch Kleinerer in Bismarcks Lage schwerlich widerstanden, Napoleon durch den heiß ersehnten Preis der Rheinpfalz in einen Helfer zu jeglichem Schalten in Deutschland umzuwandeln und nebenbei, unter der bequemen Deckung durch eigene Zwangslage, den größten und dem Preußentum fremdesten der Mittelstaaten erheblich zu verringern.

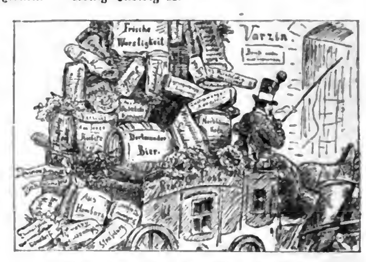


Abb. 142. Vignette von Ed. Daelen, Düsseldorf, aus „Bismarcks Himmelfahrt".

Das empfand auch König Ludwig II. wohl, ebensogut wie es die Bevölkerung der bayerischen Pfalz empfunden und seitdem die Bismarckverehrung so ganz besonders treu in ihre Herzen geschrieben hat: deswegen, und keineswegs nur aus leichterer Begeisterungsfähigkeit eines offenen, lebhaften und weintrinkenden Volkes. Der bayerische König aber trug das Bedürfnis, dem Gegner, der ihn nach außen dennoch beschützt und im Frieden geschont hatte, königlich vor allem Volke zu danken und bot dem König Wilhelm noch in den Augusttagen den Mitbesitz der alten Zollernburg zu Nürnberg an: „Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. königliche Majestät in neue Bahnen gelenkt hat!"

Schon 1866 wäre, was die deutschen Staaten selbst anlangt, der Deutsche Bund mit Einschluß des Südens möglich gewesen. Aber Bis-



Abb. 143. Aus Kissingen: Die obere Saline, regelmäßig die Wohnung des Fürsten.
(Photographie der Kunstanstalt Lautz & Isenbeck in Darmstadt.)

marck hatte gegenüber Napoleon darauf verzichtet, den 1866er Friedensschluß dafür auszunutzen, und er hielt auch weiterhin sein Wort. Für einen zeitweiligen Verzicht ließ er die Möglichkeit einer weit schöneren Vollendung offen, als sie jetzt möglich gewesen wäre. Das, was Deutschlands öffentliche Meinung und seine Fürsten 1870/71 dem hohenzollernschen Führer freudig zu Füßen legten und über Annehmen hinaus darboten, das wäre 1866 doch nicht denkbar gewesen, und kein echtes Jubellied des Volkes wäre schon aufgeklungen: Nicht mehr scheidet uns der Main!

Aber der das Gebiet des späteren Reiches umfassende Zollverein ward nun mit Zollbundesrat und Zollparlament ausgestattet. Ferner knüpfte Bismarck das weitere, in die Zukunft deutende Band der Defensiv- und Militärverträge. Der ihm für diese die Wege geebnet, war kein anderer als Napoleon, durch seine stete Bedrohung der Pfalz und des Rheins — der sich von seiner 1866er Politik den endgültigen Zerfall Deutschland in eine der französischen Benutzung stets offene Trias versprochen!

Und nicht minder, als der militärische Besiegte, sollte der beschämte parlamentarische Feind die überlegene Mäßigung und Größe des Siegers empfinden, welcher vor Europa die Blöße des volksvertretenden Unverstandes zudeckte und durch die freiwillig gebaute Brücke des Indemnitätsantrages es den bisherigen Gegnern so leicht machte, zu ihm hinüberzukommen. So erfüllte er den Besten und Einsichtigsten in der ganzen Nation, was sie von ihm erhofft. Mit Heinrich v. Treitschke, der ihm schon durch Briefwechsel bekannt war, hatte Bismarck kurz vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 angeknüpft, um ihn, der damals Professor im feindlichen und feindseligen Freiburg war, den weithin schon bekannten feurigen, geistsprühenden Vorkämpfer und Herold der deutschen Aufgabe Preußens, nach Berlin zu ziehen; da antwortete ihm Treitschke mit schöner Männlichkeit und ehrlichem Rate zugleich: „Ich habe aus dem Gange, den die königliche Regierung bisher genommen hat, nicht die Hoffnung schöpfen können, daß ich ihr meine Dienste widmen dürfe. . . . Die Herstellung des Budgetrechts und die fortreißende Kraft des Krieges — das sind nach meinem Ermessen die einzigen Mittel, die verirrte öffentliche Meinung wieder zur Besinnung zu bringen. Selbst nach einem Siege unserer Waffen wird, wenn der Konflikt im Innern nicht beigelegt ist, das unüberwindliche Mißtrauen der Liberalen den Bundesreformplänen die größten Schwierigkeiten bereiten. Ew. Excellenz sind in unserem Lande durch die Gnade des Himmels fast wunderbar erhalten worden. Möchte es Ihnen auch gelingen, den Frieden im Innern wiederherzustellen, der für das Gelingen Ihrer groß gedachten nationalen Pläne notwendig ist.“ Bismarcks Antwort



Abb. 144. Bismarck im Jahre 1877.
(Nach einer Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)



Abb. 145. Bismarck-Denkmal in Köln, von Schaper.

nicht zu Befreienden blieben unentwegt und meinten immer noch, wenn so viele miteinander auf dem Holzwege seien, so müßte das der richtige sein.

Übrigens, niemals hätte König Wilhelm zugestimmt, wäre der Sinn des Indemnitätsantrages eine bedauernde Bitte und seine Annahme ein Vergeben gewesen. Er hatte über den Verfassungskonflikt längst in sich selbst eine lösende staatsrechtliche Theorie zurechtgelegt; er verlangte auch jetzt nur das nachträgliche Erteilen einer Gutheißung, die der eine und zwar der für den Staat verantwortliche verfassungsmäßige Träger des öffentlichen Wohles von dem zweiten in einem Augenblicke, da er ihrer nach seinem Pflichtermessen bedurfte, nicht hatte erlangen können.

Im Volke war der Protest der Landtagsminderheit verhallt, hier war alles vergessen, alles gut. Nun endlich hatten sie sich gefunden, der Thatenheld und die einstigen Männer des Schwarzrotgold, nun führte das verlästerte "harte Stockpreußentum die etwas verblühte Burschenschaft zum Altar und verwandelten sich dieser in einer soliden, vernünftigen Ehe halbvergessene Träume der Jugend in ungeahnte späte Wirklichkeit. — Von 1866 an erschienen und folgten in ganz Europa rasch aufeinander die Biographien Bismarcks; 1869 ward (in Hesekiels Buche, Bielefeld und Leipzig) die Welt zuerst durch mitgeteilte Briefe von ihm in Entzücken und staunende Überraschung versetzt. Die Ära war endlich gekommen, wo man ihn zu begreifen und auch als Menschen zu erkennen, wo man völlig über ihn umzudenken und, in Abthun und Verlassen jahrzehntelanger Anschauungen und Doktrinen, das politische Lernen und Meinen aus ihm zu entnehmen, nach ihm sich zu bilden begann.

War er bisher im besten Falle der Ultrapreuße und der „starre“ Bismarck gewesen, so wurden nun die Herzenstöne laut.

vom 11. Juni ehrte Treitschkes grundsätzliches Bedenken und sprach von »ernstlichen Bemühungen, eine Versöhnung herbeizuführen«. Solche sind damals gemacht worden, es fanden Besprechungen mit hervorragenden Abgeordneten statt; aber der König blieb unzugänglich für jedes Nachgeben. So fest war er wieder in sein Recht und seine Überzeugung eingelebt. Erst von der stolzen Siegeshöhe herab, nach gethanem Werke fand Bismarck ihn geneigter und durfte den Antrag einbringen. 230 Abgeordnete beschlossen die Indemnität mit freudigem Ja, 75 hätten mit Waldeck und Virchow einen schöneren Weg zur deutschen Einheit gekannt, den „Weg durch die Freiheit“, und sagten Nein; diese von sich selbst

Im Gegensatz zum preußischen Fortschrittsmanne, der die geballte Faust in der Tasche hielt, sandte der alte Burschenschafter, Festungsgefangene und Hochverräter, der Mecklenburger Fritz Reuter seine Werke „dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat.... Gott segne Sie für Ihr Thun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen." Als alte gute Freunde hieß Bismarck die Reuterschen Bände willkommen, »die in frischen, mir heimatlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben«.

Und nun begann auch die schöne hoffnungsfreudige Zeit des Sicheinrichtens im neuen Bunde: ein Einrichten übrigens, wie in einer bald noch zu vergrößernden Wohnung. Schon bekam man einen „Reichstag", denn Geschmack und althistorisches deutsches Erinnern empfahlen diesen Namen dem eines Volksparlaments vorzuziehen. Ebenso ward der Ausdruck „Kanzler" wiederaufgenommen, so verschieden der moderne hohe Beamte, der in Kraft und Treuen das Steuer des Bundes und Reiches führen sollte, von dem früheren Reichserzkanzler in Germanien war, dem die Krone meisternden und die feindliche Fürstenoligarchie anführenden Erzbischof von Mainz. Bismarck persönlich war es wieder, der den Zauber der uralten Namen nicht entbehren wollte und sie jener schönen Phantasie dargeboten hat, die so gern und wohlthätig um die kahlen Gebäude der Staatsjuristen die poetischen Blütenranken der Erinnerung zieht. Die Hauptsache war, der neue Bau stand da, fest und wohlversehen auf sicherem Grunde, in allem so beschaffen, um das noch fehlende krönende Stockwerk auf sich zu nehmen.

Die drei Südstaaten hatten das Recht, nicht die Pflicht bekommen, einen besonderen Südbund zu bilden, sie machten keinen Gebrauch davon. Schon begehrte Baden, sich dem Norddeutschen Bunde anzuschließen, aber Bismarck wehrte ab. Er wollte das treunationale Land von dem übrigen Süddeutschland nicht lösen, um nicht am Ende »den Milchtopf abzusahnen und den Rest sauer werden zu lassen«. Aber in Nord und Süd empfand man, es handle sich nur noch um Fragen der Zeit. Prophetisch klang es überall Erfüllung: ein Deutsches Reich, ein Kaiser, erstanden vom Kyffhäusertraum,



Abb. 146. Bismarck im Kürassierhelm.
(Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

— vielleicht auch Straßburg wieder deutsch, die geraubte, die wunderschöne Stadt ...! So rauschten und flüsterten geheimnisvoll die Blätter der aus uralter Wurzel auf neuem Stamm ergrünten deutschen Eiche. Und ein Lied von Karl Tannen summte mit leisem Meeresrauschen dazwischen, fast wie aus vergessenem Traum:

> Germania, du Mutter mein,
> Du sammelst deine Glieder ein,
> Vergiß auch nicht dein kleinstes Kind
> Umbraust von Wogendrang und Wind —
> Rot is de Kant,
> Witt is dat Sand,
> Das ist das deutsche Helgoland!

— Aus allgemeinen geschichtlichen Gründen konnten die Neuschöpfungen von 1866/67 eigentlich nur in Verbindung mit dem Liberalismus vorgenommen werden. Gedankenbildend und gedankenverbreitend sind selten oder so gut wie nie die herrschenden Schichten, sondern nur die emporstrebenden und aufsteigenden. In diesem Falle also das Bürgertum und der Liberalismus. Von jeher hat jenes Streben ins Weitere, das mit dem Handel und Wandel des Bürgertums verbunden ist, diesen Stand zum antipartikularen in unserer Geschichte gemacht. Hatte andererseits der Liberalismus zu viel durch Doktrinarismus gesündigt und sich einer festen Leitung durch die Monarchie bedürftig gezeigt, so sollte diese auch jetzt und für die Zukunft vorbehalten werden. Bismarck hatte, wie wir wissen, den Gedanken des nationalen Volksparlaments auf breitester Grundlage schon öfter erörtert und amtlich vorgeschlagen. Er blieb jetzt konsequent und einem abgegebenen Worte getreu, so wenig Glauben es bisher gefunden haben mochte. Indessen brauchte es ihm keine Überwindung zu kosten, daran festzuhalten. Er betrachtete das allgemeine Stimmrecht als wertvolles Mittel gegen zweierlei damals gefürchtete Hemmnisse und Gefahren im neuen einigen Deutschland. Erstlich: die Dynastien und Fürsten. Er empfand gegen sie — denen er seitdem ein von wahrer Hochachtung und dankbarer Treue beseelter erster Diener werden sollte — bis 1866 »keine Verbindlichkeit«, wenige ausgenommen; er traute noch nicht, ob die alten Rheinbundsvelleitäten und partikularen Auslandsschleppenträgereien je einer ganz ehrlichen, spontanen Bundestreue das Feld räumen würden. Darum setzte er gegen sie den besten Verbündeten Preußens, den er seit 1857 erkannt hatte, das deutsche Volk, in eine Stellung ein, wie dieses sie für ein solches Bündnis verlangen und für die gegebene Aufgabe am besten ausnutzen konnte.



Abb. 147. Das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, bezogen 1878.



Abb. 148. Der Wintergartensalon im Reichskanzlerpalais.
Aus dem „Bismarck-Denkmal für das Deutsche Volk“, Werner-Verlag, G. m. b. H. in Berlin.

Wenn wir heute bekennen müssen, daß in zahlreichen Fällen und Krisen die deutschen Fürsten sehr viel patriotischer und größer denkend gewesen sind, als eine Mehrheit des Reichstags, so bedeutet das noch keine Widerlegung und Überflüssigmachung des Bismarckschen Gedankenganges. — Der zweite Gegner, gegen den ihm das allgemeine Stimmrecht gut sein sollte, war: jene durch das Klassenwahlsystem am meisten begünstigte Schicht der größeren und mittleren Kapitalisten, die ihm die Fortschrittsphilister in die Kammern lieferte. Ihr gegenüber gedachte er durch ein allgemein gleiches Stimmrecht die Kreise der bürgerlichen Arbeit besser zu stellen: den kleinen Mittelstand, dessen Interessen nicht in die Politik hineinragen, so daß sie ihm den Patriotismus nicht verfälschen, und die materiell nicht bevorzugten Kreise der soliden und ernsthaften Bildung, z. B. den Stand der Lehrer aller Gattungen. Für diesen hat er ja stets eine aufrichtige Hochachtung gehabt, zunächst wenig bekannt, bis er sie durch die allgemein überraschende Bestimmung der Schönhausener Stiftung offenbarte. Kurz und gut, er bezweckte mit dem allgemeinen Stimmrecht auch das, verschiedenen sehr wertvollen Bestandteilen des deutschen Volkes zum besseren Meinungsausdruck zu verhelfen.

Es wäre eine schlimme Kritik der Lebensenergie eines Volkes, wenn seine innere Entwickelung ein Menschenalter voraus übersehen werden könnte, wenn alles prophezeit werden könnte, was durch seine wirtschaftliche und sociale Fortbewegung an Fragen und Konstellationen nach solchem Zeitraum an die Oberfläche geworfen wird. Mehr, als 1867 irgend gedacht werden konnte, ist eine gewaltige Steigerung und Expansion aller Kräfte durch die neugewonnene Achtung und Autorität des deutschen Namens auch in unserem materiellen Leben hervorgebracht und dadurch sehr vieles in ungeahnter Weise verändert und umgekehrt worden. Insbesondere hat sich ein Teil des Industrialismus und Kapita-

lismus enger mit dem monarchischen und nationalen Begriff verbunden und dadurch wieder neue Gegensätze geschaffen. Wir wissen natürlich nicht, wie Bismarck selber als alter zurückschauender Mann heute ganz intim über seine Einführung des allgemeinen Stimmrechts denkt. Im Jahre 1878 konnte er sich nicht dazu »verstehen, zuzugeben, daß es ad absurdum geführt« sei. Im übrigen sind solche Dinge vom Standpunkt ihres Werdens und nicht von dem des Mangels an Autorität, der Unbefriedigung bei einem Teil der Nachlebenden zu beurteilen. Auf den logisch konsequenten Gang aller Bismarckschen Maßregeln bezüglich eines gemeinsamen deutschen Parlamentarismus ist immer wieder zurückzuverweisen. Das allgemeine Stimmrecht war »gewissermaßen als ein Erbteil der Entwickelung der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen«.

Schließlich ist immer noch diejenige Maschine bei Gefahr der Überheizung und der Störung in ihrem Innern am besten bewahrt, welcher das aufrichtigste Manometer, das breiteste Ventil beigegeben sind — selbst wenn diese die Gefahr unbequem früh anzeigen sollten. Ein anderes ist es, wenn in Deutschland, nachdem Bismarck es in den Sattel gesetzt und das allgemeine Reitenlernen begonnen hat, anscheinend gerade dem Reichstag beschieden ist, beim Voltenüben stehen zu bleiben, anstatt die Tete, da wo sie ihm gebührt, zu gewinnen, nämlich im richtigen Ausdruck der öffentlichen Meinung.



Abb. 149. Pius IX., Papst 1846—1878.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E. und Paris.)

Man vergesse doch nie, wenn man von Bismarck und dem allgemeinen Stimmrecht spricht, daß er es ist, der, gegen alle Wünsche damaliger öffentlicher Meinung, Deutschland bewahrt hat vor dem kahl und absolut herrschenden Parlamentarismus. Solange uns noch das bleibt, was er in schweren Kämpfen gerettet hat: das notwendige Zusammenwirken von Monarchie und Parlament zum neuen Ergebnis; solange bei dem Bundesrat Annahme oder Verwerfung steht, braucht uns, so wenig wie Bismarck, vor etlichen Socialdemokraten mehr im Reichstage bange zu sein, und mag das allgemeine Stimmrecht nur noch wirklicher zur Erfüllung seiner Aufgabe gelangen, die »besonnene und berechtigte Meinung des Volkes zu photographieren«.

So war denn überall genug und nirgends zu viel, zu Rasches geschehen. Ein gewaltiger Umschwung des öffentlichen Denkens und Wollens war herbeigeführt und doch ein glückliches weiteres Verlangen

und Sehnen übriggelassen. Von hüben und drüben über den Main streckten sich freundschaftliche Hände zur Bürgschaft der Zukunft. Aber in viel rascherer Fügung noch, als wohl irgend jemand gedacht, brachte dann die Kraft, die das Böse wollte und das Gute schaffen mußte, das letzte, wonach Deutschlands Harren noch begehrte: Einheit und Nationalität, Reich und Kaiser.



Abb. 150. Leo XIII., Papst seit 1878.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E. und Paris.)

XV.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein.

Am meisten bloßgestellt, nicht nur vor seinem Frankreich, sondern vor Europa war Napoleon durch sein klägliches Gewinnenwollen und Nichtgewinnen, wobei er überdies in geradezu humoristischer Weise zu spät gekommen war. Das „Prestige" war seitdem, soviel auch die europäischen Völker darin Frankreich vorzugeben an sich geneigt sind, gründlichst verdorben.

Danach begann ein noch merkwürdigeres Diplomatenspiel, als je schon zwischen Bismarck und Napoleon gewesen. Als ersterer 1867 mit seinem König in Paris war — ein größeres Schaustück als fast die ganze Weltausstellung —, benutzte Napoleon die billige Gelegenheit, den großen Paladin der Monarchie um etliche Ratschläge für seinen eigenen Wackelthron zu bitten. Andererseits stand der Krieg, gerade wie 1864—1866 gegen Österreich, fortwährend vor der Thür. Wieder konnte Moltke aussprechen: Wenn's sein muß — je früher, desto besser. Aber diplomatisch ward gethan, was nur möglich war, um ihn zu vermeiden. Besonders durch feste Rückhaltnahme an Rußland und durch äußerste Schonung der französischen Empfindlichkeit. Preußen hatte an alten und neuen Lorbeeren genug. Auch an der früheren oder späteren Lösung aller noch schwebenden Fragen durch friedliches Reifenlassen zu verzagen, lag kein Grund vor. In der Luxemburger Frage 1867 ging Preußens Nachgiebigkeit bis zur Aufgabe von Rechten. (Luxemburg hatte zum Deutschen Bund gehört, war aber kein Glied des Norddeutschen Bundes geworden. Dies benutzend, erlangte Napoleon von dem König der Niederlande die Abtretung des Landes. Preußen hatte noch das Besatzungsrecht der Festung



Abb. 151. Ludwig Windthorst.
(Aufnahme von 1889 im Reichstagsgebäude von Jul. Braatz in Berlin.)

Luxemburg und gab dies freiwillig auf, wofür Frankreich, indem es sich die Neutralitätserklärung Luxemburgs gefallen lassen mußte, doch nur auf ein Unternehmen von gröblicher Nichtberechtigung verzichtete.)

So ging es die vier Jahre hindurch. 1869 sprach Bismarck einmal über neue Provokationen von Westen mit Völk, dem von ihm besonders hoch geschätzten Augsburger Abgeordneten zum Zollparlament. Damals stand der angebliche Anlaß, der Frankreich 1870 in den Krieg trieb, die hohenzollernsche Kandidatur in Spanien, schon auf der europäischen Tagesordnung und zwar gewichtiger als 1870. »Ich bin eine lange schwere Woche — sie hat aber nur von Dienstag bis Freitag gedauert — über der Frage des Krieges mit Frankreich gesessen.« [Bismarck sagte natürlich: ich habe gesessen, Völk als bayerischer Schwabe hat in die Wiedergabe das „bin gesessen“ gebracht, welches im Süden geltender Sprachgebrauch ist.] »Nicht die Möglichkeit einer Niederlage war es, was mich beschäftigte, denn Moltke hatte versichert, daß wir siegen werden. Aber die Frage war zu entscheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten, selbst im Falle der Gewißheit oder höchster Wahrscheinlichkeit des Sieges. Diese Frage haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn



Abb. 152.
G. v. Goßler, preußischer Kultusminister 1881—1891.
(Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.)

Der Grundton aller ist, was er am 5. Januar 1868 so formuliert: „Die deutsche Einheit geht ihrer Verwirklichung unaufhaltsam entgegen. Frankreich hat nur zu wählen zwischen freundlichem Verhältnis zu Preußen unter Verzicht auf jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten oder einem gewaltigen Kriege; in diesem wird ganz Deutschland zusammenstehen und den Vorzug der rascheren Mobilisierung haben."

— Friedlicher als in den Jahren vorher sah im Juni 1870, als Bismarck nach Pommern in Urlaub ging, die Welt aus. Aber nur wenige Wochen später, gerade als das deutsche Volk sich anschicken wollte, auf seinen Ackerfluren die schöne friedliche Erntearbeit zu thun, da war schon der düsterrote Glutschein des Kriegs am Westhimmel aufgeflammt, und Bismarcks Geburtstagbrief an seinen Bruder Bernhard am 23. Juli mußte sich eilig konzentrieren auf den Wunsch wohlbehaltener künftiger Freude an Siegen »über die große Räuberbande, die vermutlich gerade morgen über unsere Westgrenzen hereinbrechen wird«.

wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den Tausenden von Familien erwogen. . . . Krieg bleibt immer Krieg — das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen, — das alles ist so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Notfalle zu diesem Mittel greife.

Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verschoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich, oder indem das französische Volk zu der Einsicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich Besseres zu thun hätten, als sich um Grenzen zu streiten.«

Benedetti hat all die vier Jahre über seinem Herrn Berichte gesandt, denen Ehrlichkeit und richtiger Blick zuerkannt werden müssen.



Abb. 153.
K. H. v. Bötticher, Staatssekretär und Minister 1880—1897
(Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.)

Heute liegt die Frage, wodurch 1870 der Krieg ausgebrochen ist, schon ebenso klar, als die leichter verständliche: weshalb. Die zweite ist ausschlaggebend und soll daher weiterhin ausführlich besprochen werden. Was das „wodurch“ anlangt, so hat man ja den (inzwischen wieder verschollenen) Versuch gemacht, durch eine schlaudumme Auslegung der Emser Depesche Bismarck zum Friedensbrecher zu machen. So gut wie König Wilhelm die Dinge entscheidend gestaltet hat. Am sichersten aber ist, daß es ersterem auf jeden Fall durch Frankreichs eigenes Verhalten erspart geblieben ist, seinerseits herauszufordern und den Frieden zu bedrohen. Das thaten Napoleon und Gramont, indem sie, statt mit dem leitenden Minister politisch und diplomatisch zu ringen, den im Bade weilenden, von seinen Ratgebern entfernten König — man kann



Abb. 151. Erläuterungstafel zum Kongreßbild für die Teilnehmer des Festessens bei der Übergabe des Bildes an die Stadtbehörde.
(Zeichnung von Anton v. Werner. Verlag von Paul Bette in Berlin.)

gesichert ist, daß er im letzten Grunde allerdings sich sagte: am leichtesten einigt Deutschland der Krieg, der zugleich den 1866 Napoleon zugestandenen Verzicht auf volle Einigung mit Süddeutschland völkerrechtlich aufhebt. Sicher ist ferner, daß die Berufung des hohenzollernschen Prinzen auf den spanischen Thron Bismarck willkommen war und von ihm gegen die überwiegend, aber nicht grundsätzlich abgeneigte Stimmung des Königs betrieben wurde. Auch das darf und muß man schon der Wahrheit wegen aussprechen, daß Bismarck und nicht nicht anders sagen: — überfielen und die Ehre seiner Person und durch *sie* die Ehre der Nation in Gefahr brachten. Was die Emser Depesche selbst anlangt, so bleibt immer das Treffendste, was Moltke gesagt hat: Bismarck habe aus einer Chamade eine Fanfare gemacht. Von *dieser* Stelle und in *diesem* Falle durfte keine Chamade ertönen. Hierfür zu sorgen, trug Bismarck Verantwortung, Amt und Pflicht. Die populäre Auffassung über die Emser Vorgänge hat liebevoll das Bild des ehrgeizlos friedlich gesonnenen Königs festgehalten;



Baron Haymerle. Graf Carolyi. Graf Launay. Fürst Gortschakoff. Waddington. Lord Beaconsfield. v. Radowitz. Fürst Hohenlohe. Graf Corti. Graf St. Vallier. Graf Mouy. Baron Oubril. Desprez. Graf Andrassy. Lothar Bucher. Fürst Bismarck. von Holstein. Graf H. Bismarck. Dr. Busch. Graf Schuwaloff. Sadullah Bey. Lord Odo Russel. von Bülow. Lord Salisbury. Karatheodori Pascha. Mehemed Ali Pascha.

Der Berliner Kongreß 1878. Gemälde von Anton v. Werner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

sie hätte aber, daß er bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit ging, dann nie ertragen und verwunden, hätte sie ihr Bild nicht weitergestalten können: wie er schließlich den Rücken wendet. Mit anderen Worten: hätten nicht des Königs edle Bedächtigkeit und seines Kanzlers energische Klarheit so überaus glücklich auch hier in Ergänzung zusammengewirkt. Wahrlich, nicht die Kritiker der Emser Depesche hätte Deutschland in jenem Moment an Bismarcks Stelle gebrauchen können.



Abb 155. Fürst Alex. Mich. Gortschakoff, seit 1856 russischer Minister des Auswärtigen, 1870—1882 Reichskanzler, † 1883.

Betrachten wir es auch noch von der Gegenseite.

Napoleon hat insoweit keinen Krieg gewollt, als man wohl in allen Fällen dasjenige, was der Krieg bringen soll, noch lieber, wenn's geht, ohne ihn erreicht. Er wollte eine eklatante Demütigung Preußens: was in der Beziehung die drei Jahre vorher nicht gelungen war, sollte 1870 auf jeden Fall bringen, denn der hilfreiche Ruck, der seinen umsinkenden Thron noch einmal wiederaufrichten konnte, durfte nicht länger verzögert werden. Die spanische Kandidatur war sogar längst nicht mehr neu, als er sie, mangels besseren Anlasses, aufgriff. Wenn die Angelegenheit keinen Bargewinn am linken Rheine bringen konnte, so sollte sie wenigstens den ehrwürdigsten Monarchen Europas, den Siegeshelden an der Spitze der ruhmvollen neuen deutschen Macht, tief vor Napoleon beugen und diesem die verschollene, längst entbehrte Bravourstellung zurückgeben. Dabei ward aber unter seinen und seiner Minister ungeschickten und unsicher tappenden Händen aus dem Spiel mit dem Feuer, zumal als Kaiserin Eugenie, um ihre petite guerre zu haben, noch dazwischen blies, der nicht mehr zu erstickende Brand. Das ist die verhältnismäßig friedfertigste Auffassung, die sich über Napoleons Verhalten gewinnen läßt. Man muß dafür schon die Sendung Le Bruns nach Österreich mit dem fertigen Operationsplan eines gemeinsamen Angriffs als nebensächlicher einschätzen, was zur Not möglich ist bei dem allezeit gewaltsamen Hin- und Herschlagen der Magnetnadel Napoleonischer Politik.

Im übrigen war, wenn einer, der Krieg von 1870 kein Kabinettskrieg. Und damit kommen wir an das „weshalb“ von vorhin. Aus den Ministerien sprühten nur die zündenden Funken auf; sonst war es ein wahrhafter Volkskrieg, worin zwei ganze Nationen, mit Entfesselung all ihrer Empfindungen und Kraft, lang anstehende Abrechnung hielten. Es war nicht nötig, daß er 1870 kam, vielmehr überraschend nach

kurz vorher noch absolut friedlich scheinenden Auspicien, aber kommen mußte er.

Seit Ludwig XIV. die Strahlenkrone des roi soleil von Frankreich hoch über den verbleichenden Glanz der vornehmsten Krone von Europa, des alten römisch-deutschen Kaisertums, erhöht und die unausrottbare gallica ostentatio, wovon schon Cäsar spricht, in das süße Wort der gloire gewandelt hatte, war Frankreich gewöhnt, sich an der Spitze der Völker zu sehen. Selbst in tiefsten Niederlagen, wie dem endlichen Fall des ersten Napoleon, gewährte die Liebenswürdigkeit des übrigen Europa dem Heimatlande der französischen Sprache so viel Schonung auf Kosten berechtigter deutscher Erwartungen, daß der Begriff der Grande Nation sogar aus einer derartig tiefen Peripetie so ziemlich unbeschädigt und unangezweifelt hervorgegangen war. Dann hatte, nachdem inzwischen mit allerlei Liberté experimentiert war, ohne daß Frankreich dadurch glücklicher wurde, der dritte Napoleon ein neues Jahrzehnt der Gloire heraufgebracht. Aber in den sechziger Jahren wanderten der politische Erfolg und der Waffenruhm abermals aus über den Rhein, und Preußen stieg zur kriegsgewaltigsten Großmacht Europas empor. Vergeblich hatte Napoleon versucht, durch einen ehrlicheren Konstitutionalismus, als bisher, die Stellung wiederzugewinnen, welche früher die Lorbeeren von Sebastopol und Magenta gebracht. Die Rache für Sadowa war doch viel populärer als alle Liberté und bedrohte ungeduldig den Thron des bei mangelnder Legitimität allein auf Erfolg gestellten Cäsarismus. Frankreich hat nach kundiger Schätzung nur 20 000 politiciens, welche berufsmäßig und in engster Verbundenheit als politische Advokaten, Financiers und Journalisten ihre Schäfchen, nämlich die übrigen Franzosen, unter der Losung der Liberté und des Parlamentarismus scheren; dem Volke ist an diesen politischen Doktrinen und Systemen weniger gelegen, weshalb auch zu allen Zeiten die zielbewußten Minderheiten von Paris aus das Land haben regieren dürfen. La belle France als Ganzes ist eine weiblich angelegte Nation, die nach einem Helden verlangt, der ihr äußere Ehren und Schmuck, schöner als die übrigen haben, verspricht (und ob sein Name Boulanger wäre), sie will sich an gebietende Stärke bewundernd und liebend anschmiegen können (und wenn sie im fernen kalten Petersburg wohnt) und achtet darin schlechte Behandlung nicht. Man muß die Franzosen en



Abb. 156. Benj. Disraeli (Earl of Beaconsfield), englischer Premierminister 1874—1880.

canaille behandeln, um von ihnen geliebt zu werden, hat der große Kenner der aura popularis, der erste Napoleon, gesagt, und alles andere gilt der Nation wenig, wenn ihr Gebieter ihr nur den Anspruch der koketten schönen Frau erfüllt: sich die erste und beneidetste Stelle in der Gesellschaft der Staaten und Völker eingeräumt zu sehen.

Nun aber hatte die blonde sanfte Germania ihren lang verfehlten Platz einzunehmen gewagt, ohne sich vor der triumphverwöhnten Königin Europas zu verneigen, und darum scholl so drohend der Wutschrei zu den Ohren des Kaisers, der aufgehört hatte zu imponieren. Und so war, ob er nun den französischen Vorrang durch die Waffen selbst oder nur durch eine stümperhaft angefangene Waffendrohung herstellen wollte, — so war der unglückliche Mann von 1870 auf jeden Fall der durch die Sorge um seine Dynastie Geschobene.



Abb. 157. Graf Gyula Andrassy, 1871—1879 österr. Minister des Auswärtigen und Ministerpräsident.

Die Franzosen sind nicht so verblendet, wie manche Auchdeutschen es sind, sich über diese Kausalitäten nicht klar zu sein, und sagen es gelegentlich jedem, der es wissen will. Wir citieren absichtlich, wenn wir nur eine Stimme herausgreifen, kein Blatt der nervösen Hauptstadt, sondern eines aus der Provinz, die „Union“ von Besançon. Diese angesehene Departementzeitung schrieb am 11. September 1874: „Wenn uns Herr von Bismarck am Ende des Krieges, statt Straßburg zu nehmen, vielmehr den linken Rhein dazugegeben hätte, so könnte der Frankfurter Friede vielleicht gehalten werden.“ Man hätte unrecht, zu sagen, dies „vielleicht“ ist unverschämt. Es ist französisch-logisch. Die beiden Provinzen und die têtes-carrés der braven Elsässer nebst ihrem entsetzlichen Französisch sind die Nebensache, so geräuschvoll man immer noch zuweilen um sie zu klagen vorgibt. Der Sinn jener Worte ist: sogar der heiß begehrte Rhein vermöchte nicht völlig auszugleichen, was Frankreich 1866 und 1870 erlebt hat und nicht verwinden kann: den militärischen und politischen Vorrang des Preußentums.

Aber auch in Deutschland war ein Krieg gegen den alten raubenden Erbfeind populär. Zum mindesten wieder, nachdem die liberale Kinderkrankheit der Franzosenschwärmerei in den dreißiger Jahren überwunden war, von 1840 an: als Thiers die Welschen aufrührte, wie Arndt seinen Sturmaufruf zur Abwehr überschrieb, als Beckers tapferes Rheinlied und die Wacht am Rhein des Württembergers Schneckenburger erklangen. Wie laut und ungeduldig ertönte, als Österreich 1859 von Frankreich in Italien überfallen wurde, in ganz Deutschland und gerade in Süddeutschland der Ruf: An den Rhein! Hinüber ins Elsaß! Sie werden ihn bald haben, den freien deutschen Rhein, wenn

jetzt nicht endlich die deutschen Heere heranziehen zur Franzosenschlacht, wenn nicht ein Mann wie Blücher dreinschlägt mit freier Hand, der ohne Notenbücher die Feinde überwand! Und keine Klage, keine Verdächtigung hat in ganz Deutschland so gegen Bismarck verstimmt, nicht einmal der Junker, als die Wahrnehmung seiner vermeintlichen Intimität (s. o. S. 85) mit Napoleon, für die nicht bloß der Satiriker die einzige Erklärung fand, daß er von ihm lernen wollte, wie man Staatsstreiche macht und den Leuten den Sand in die Augen streut.

Aber die herzensfesteste Abneigung gegen den raubenden und raublüsternen Nachbar ist noch nicht identisch mit ungeduldiger Kriegslust in jedem Moment. Gerade im Sommer 1870 war Deutschland eminent friedlich gesinnt und hatte der Kriege vorläufig genug. Seit Königgrätz war alles viel herrlicher geworden, als man je gedacht, und die deutsche Hoffnung auf nationale Zukunft und Wohlfahrt glaubte des frischen fröhlichen Krieges am Rhein nicht mehr zu bedürfen. Wenn man in den Jahren nach 1849 im Ekel über die „skrophulöse Zeit“ sich wohl nach einem Völkerkrieg gesehnt hatte, wenn man 1859 aufs neue „Krieg!“ gerufen hatte, so sah man jetzt in glückhafte Zukunft voraus. Mochte der, der die geheimsten Akten und Abmachungen kannte, auch zum schweren dritten Male die gründlichste Beseitigung der noch vorhandenen Hindernisse im Waffenkampfe erblicken, die öffentliche Meinung erregte sich jetzt nicht offensiv gegen Frankreich; dafür freilich doppelt, als sie sah, wie ihr von hier kein Zuruhekommen, keine deutsche Hoffnung gegönnt werden sollte. Eben darum ist nicht einmal 1840, nicht 1859 so die welsche Niedertracht empfunden worden, als bei dem Überfall im tiefen Frieden von 1870. Mag Zorn nicht jedem eine edle Empfindung heißen, Zorn ist doch ein wunderschönes Wort, und wahrlich es sind die schlechtesten Tage unserer alten und neuen Geschichte nicht, da so ein heller heiliger Grimm, solch ein heißer die Herzen aneinander kettender Zorn durch die deutsche Welt gegangen ist.



Abb. 158. Chlodwig, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, 1867--1870 bayer. Ministerpräsident, 1874—1885 deutscher Botschafter in Paris, 1885—1894 Statthalter in den Reichslanden, seitdem Reichskanzler.
(Photographie von Jos. Albert in München.)

Das aber, daß das alles so war, wäre nicht möglich gewesen ohne Bismarcks weise, zukunfterspähende Mäßigung von 1866. Ein Süddeutschland, das preußische Ketten trug und entrissene Landgebiete beklagte, hätte heimlich die Erlösung durch Frankreich erhofft und bejubelt. Der Sinn, der aus Süddeutschland die Wacht am Rhein hatte erstehen lassen, war unverkümmert der gleiche, wie 1840 und 1859, geblieben und trug nun die in den vier Jahren der Luft und Sonne rasch herangereifte Frucht, Süddeutschland mit dem Norden zusammenklingen zu lassen in einen einzigen brausenden Accord der nationalen Entrüstung und vaterländischen Begeisterung.

Mit einem Schlage war es da, was das Unterfangen Napoleons für alle Zeit

Kaltes Blut und warm angezogen.

Alte Berliner Regel.



Immer zu, Kinder, kachelt nur feste ein, ihr bringt den Ofen doch nicht zum Platzen — — er ist diesen Sommer erst frisch verschmiert!

Abb. 159. Karikatur von 1883.
(Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

wieder zu zertrümmern und zu verhindern gehofft: Alldeutschland eins in jedem Atemzug. Ein Volk in einem Ziel und Geist, vom Memelstrand bis zu den Kniebishöhen auf dem Schwarzwaldkamm, wo die Wachtfeuer einer Handvoll badischer und württembergischer Mannschaften den Spähern in Straßburg ein großes Heer markierten, und von der letzten bayerischen Hochalphütte, daraus der Senn und der Jäger zu Thal fuhren, bis zu der Nordstranddüne, wo wetterergraute friesische und mecklenburgische Fischer den Ausguck an den Semaphorstationen hielten und über die ratlose Franzosenflotte da draußen ihre Seemannswitze lachten. Verschwunden war alles — und man mochte

fast hoffen auf Nimmerwiedersehen —, was sonst auch deutsch, aber leider im Sinne nationaler Fehler ist: die Neigung, anders wie der Nachbar zu wollen, die Überhebung individueller Besserwisserei, die Lauheit in vaterländischen Dingen und die Dickfelligkeit sogar gegen Deutschlands Ehre. Es war die Zeit einer unvergeßlichen Seelenerhebung, die das Volk der Einzelstaaterei Staatengesellschaft sich bewegte, hatte ehrfurchtsvoll-gehorsam nach gnädigen oder ungnädigen Worten eines Alexander, eines Nikolaus I., eines Metternich, eines Palmerston, eines Empereur gelauscht. Mit dem Tage von Sedan aber und mit dem 18. Januar von Versailles, da schlug der deutsche Michel die Flügelthüren ein und stellte sich straff in die Mitte der Gesell-



Abb. 160. Ende eines parlamentarischen Frühschoppens.
Bismarck, Finanzminister Scholz und Prof. Gneist.
(Gemälde von E. Henseler. Photographieverlag von Gustav Schauer in Berlin.)

und der Demut gegen das Ausland im Heldenopfer gemeinsamer Schlachten zur unverbrüchlichen Herzenseinheit ineinander geschmiedet, die Deutschland zur ruhmvollsten Waffenmacht des Erdrunds gewandelt und dem tüchtigen Bürger im Vaterlande und draußen jenseits der Meere das lang entbehrte Recht und den fast vergessenen Stolz zurückgegeben hat, ein Deutscher zu heißen. Bis hierhin hatte der Deutsche demütig vor der angelehnten Thüre gestanden, hinter der die glänzende Assemblee der europäischen schaft drinnen, ein verwandelter Michael, nicht mehr mit der Mütze, sondern mit der Stahlhaube und im klirrenden Eisengewand. Den Respekt aber, den sie vor uns bekommen haben, den haben sie von Bismarcks wegen bekommen, und wenn es seit 1870 inmitten der Nationen und Völker einen Platz gab, der als der Mittelpunkt aller Politik bezeichnet werden konnte und auf den die gespannteste Aufmerksamkeit von Freund und Feind gerichtet war, so war es der, wo Bismarcks Herr und Kaiser stand.



Abb. 161. Francesco Crispi,
italienischer Staatsmann, seit 1877 mehrfach Ministerpräsident.

Erfolge und Siege, die auch wieder nicht bloß gegen den offenen Feind hatten erkämpft werden müssen. Wie gern verwischt das nachlebende Gedächtnis dergleichen, um sich nur und rein des großen Gelingens zu freuen! Wieviel freundlicher ist allerdings jener Anschein, als habe Bismarck, nachdem einmal der Krieg da war, nur noch so von Sieg zu Sieg mitzutraben brauchen und, soweit nicht persönliche Sorge war, wie nach dem Todesritt von Mars la Tour um seine Söhne, voll heiterer Zuversicht ersprießliche und launige Tischgespräche führen können. Mit wirklicher Klarheit sieht allerdings der Historiker noch nicht in die diplomatische Geschichte des großen Krieges hinein. Indessen, so viel ist ja längst deutlich genug geworden, daß man die Gefährdungen und Störungen, welche die Politik Bismarcks teils durch die neutralen Regierungen, teils, und vielleicht noch empfindlicher, durch die Bemühungen hoher Damen erfuhr, nicht gering veranschlagen darf.

Und dann verlief, ganz natürlicherweise, auch innerhalb des großen Hauptquartiers nicht immer alles nur glatt. Wir halten ja auch in der Beziehung mit unserem Herzen lieber die weltgeschichtliche Symbolik jenes Tages fest, da im Sonnenglanze des 16. Juni 1871 beim Siegeseinzuge in Berlin unmittelbar vor dem Kaiser die Trias von Bismarck, Moltke und Roon einherritt, die Dreieinheit der durch Meinung, Freundschaft und gleiche Treue eng aneinander geketteten großen „Paladine". Und in allem, worauf es ankommt, enthält dieses schöne Symbol ja auch mit unbedingter Sicherheit und Treue das historisch Wahre. Aber, was nun alle und jede vorhergegangenen Tage und Stunden anlangt, so war doch die Bedeutung jedes ein-



Die „Norddeutsche Allgemeine" räth der „Times" doch ja ihre Nase in ihre eigenen Angelegenheiten zu stecken.

Abb. 162. Karikatur von 1884 (Bismarck und Gladstone).
(Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)



Abb. 163. Kaiser Wilhelm I. in den achtziger Jahren.
(Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.)

zelnen der drei je an seiner Stelle eine zu große, als daß seine Persönlichkeit jederzeit nach Belieben in der eines der beiden anderen hätte aufgehen können. Jeder hatte doch vor allem seine Pflicht nach seiner besten Überzeugung und legte in diese seine eigene starke Individualität hinein. Dem nachträglichen Betrachter deucht es selbstverständlich, daß die Kriegsführung eben nicht als Kunstwerk für sich da sei, sondern der Politik einzuordnen, welche den Krieg eingeleitet hat und wieder über ihn hinausführen soll. Im Felde vor dem Feinde mag es ebenso selbstverständlich scheinen, daß die Wünsche vom grünen Tisch der Diplomatie unter Umständen möglichst fern zu halten seien. Insofern vermochten selbst auf diesen menschlichen Höhen die Kompetenzen zuweilen aufeinander zu stoßen, am ersichtlichsten in der Frage der Beschießung von Paris. Wie es denn überhaupt nur dann leicht ist, die aus Kompetenzstreitigkeiten ent-



Abb. 164. Fürst Bismarck im Jahre 1883.
(Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

stehenden Hindernisse zu verurteilen, wenn man das gewaltige Schwergewicht verkennt, welches an die einzelnen großen Ressorts in Form von Einrichtungen, Formularen und Personen gehängt ist. —

König Wilhelms Stellung zum Kaisertitel ist längst und besonders in den Tagen nach dem Tode seines unvergeßlichen Sohnes viel erörtert worden. Schließlich ging es auch hiermit ganz ähnlich, wie mit allen sonst entscheidenden und umgestaltenden Anforderungen, die an ihn herantraten: zuerst Unlust und darüber hinaus Abneigung; lebhafter, jedoch mehr beunruhigter, als seiner selbst ganz sicherer Widerspruch; dem entgegen die Replik der Gründe; zögernde Aufnahme, bedächtigste Verarbeitung dieser Gründe, bis zur allmählichen und schließlichen Selbstüberwindung und inneren Ausgleichung; daraus hervorgehendes Entgegenkommen für das Neue bis an gewisse, nun aber unverbrüchlich betonte Grenzen; zuletzt die schöne Lösung aller Empfindungen in Erleichterung und Dankbarkeit.

Der König wollte ebenso gewißlich, wie er es eine Zeitlang schon 1866 persönlich gewollt hatte, die Ausdehnung des Norddeutschen Bundes auf Süddeutschland. Aber er wollte nicht Kaiser werden. „Es ist ihm zu gering," sagte 1849 ein politisches Gedicht von Friedrich Wilhelm IV. Damals hatte umgekehrt der aus England zurückgekommene Prinz, freilich nur kurze Zeit hindurch, die Annahme der Kaiserkrone durch seinen Bruder gewünscht. Seitdem dachte er längst selber kaum anders, als der König von 1849. Weitere 21 Lebensjahre hatten ihn zögernder gemacht und noch weiter in die rein preußische Auffassung eingewöhnt, ohne die ihm doch nie ganz wohl gewesen war. 1864 und 1866 hatten Großes an Thaten und Lorbeeren gebracht, welche aber auch wieder specifisch preußischer Ruhm waren. Wilhelm mochte imposantere Herrschertitel anerkennen, etwa den des russischen Kaisers; um so weniger würde er sich neu daneben drängen wollen. Von einer ruhmvolleren Würde in der Welt, einer schlichteren, ihm selber entsprechenderen und unanfechtbareren geschichtlichen Größe als der des preußischen Königsnamens wußte er nicht.

Diesmal traten sich — wie sonst nur einmal: 1866, als es sich um die Schonung Österreichs und Süddeutschlands handelte — der Kronprinz und Bismarck näher. Nahe auch jetzt keineswegs, und es schien, wie des Kronprinzen eigenes Tagebuch dargethan hat, Bismarck sogar zweckmäßig, den lebhaften Thronfolger lieber nicht wissen zu lassen, wie weit er ihm Recht gab. Beide treffen 1870, wie 1866, in ihrer Absicht zusammen; in den dahinter liegenden Anschauungen und in den Einzelheiten bleiben sie auch diesmal so getrennt, wie durch ihr ganzes Temperament und Wesen. Der Kronprinz gehört doch eben ganz jener zwischen den Befreiungskriegen und 1848



Abb. 165. Fürst Bismarck.
(Zeichnung von Anton v. Werner. Verlag von Paul Bette in Berlin.)



Abb. 166. Adresse des Tegernseeer Gaues.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

geborenen Generation an, deren Denken, wovon sich so sehr wenige selbständig emancipierten, wir im III. Abschnitt am kürzesten als „burschenschaftlich“ generalisieren zu sollen glaubten. Das altpreußische Wesen, das dynastische, legitimistische Monarchengefühl, welches Neuschöpfungen, die nicht von Gottes Gnaden sind, beinahe ausschließt, bestimmen ihn bei weitem nicht in dem Grade, wie seinen Vater; er ist moderner

und schlechtweg national. Auch über die praktischen Einzelbedenken des Königs trägt ihn sein feuriger Sinn ebenso rasch hinweg, wie über manche sorgenvollen Erwägungen und unumgänglichen Rücksichten des Kanzlers. In letzter Linie erträumt seine Kaiseridee ein wiedererstehendes Barbarossareich, mit dem sich die Einzelfürsten als eine Art hohe Lehnsträger und eingeordnete Herzöge, so gut es geht, zu vertragen haben; er begehrt für den Ausbau des Reiches mehr Einheit, als der Bundesstaat hergeben kann. Romantik mit modernster Gegenwart verbindend, denkt er an nationale Nivellierung durch Verfassung, wie England sie aufweist und Italien sich rasch gegeben hat, und möchte auf dem Haupte des über alles deutsche Volk einheitlich waltenden Herrschers die Krone der Karolinger und Ottonen schauen, um seine Schultern den brokatenen Krönungsmantel der alten Kaiserpracht.

Abb. 167. Bismarck im Jahre 1885 (Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

Bismarck steht zwischen beiden. Für ihn fällt zunächst jedes ausländische Beispiel fort, das aus Jahrhunderten formierte England nicht minder wie Italien, wo von allem unwiederbringlich Zerstörten so vieles oder das meiste nichts Besseres verdient hat. Er knüpft seine Gedankenreihen lediglich an zwei Ausgänge: an das in Deutschland real und tüchtig Vorhandene und an das von Deutschland unabweislich Erstrebte.

Zu letzterem gehört unbedingt die Kaiserkrone. Reich und Kaiser waren Zauberworte geworden, seit sie verloren waren, und sind es auch seit 1871 weiter geblieben, wo sie in 27 Jahren nie versagt und über manchen nicht guten Willen, manche ungeschickte Verletzung des guten Willens immer wieder begeisternd oder versöhnend hinweggetragen haben. „Bund“ war und blieb ein Juristenbegriff, der sich kommentieren, aber von dem sich nicht singen und sagen ließ. Er selber, Bismarck, hatte sich längst gebunden, wenn wir nicht besser sagen, längst entschlossen. Wer 1866/67 den „Reichstag“ und den „Kanzler“ wollte, der hatte damit auch den Kaiser schon zugesagt und an das Ziel gestellt.

Er war also sicherlich gewillt, der schönsten Hoffnung aller guten Deutschen Rechnung zu tragen, und konnte es von sich aus ohne Vorbehalt. Nun war noch die Frage, wie er mit den Fürsten darüber zu verhandeln und zu verkehren habe. Und eben dies schloß ihm den Mund, speciell gegenüber dem Kronprinzen. Seine Absicht und sein Plan liegen in seinem Thun gekennzeichnet. Zuerst sorgte er für die Sache,



Fürstin Bismarck.
(Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

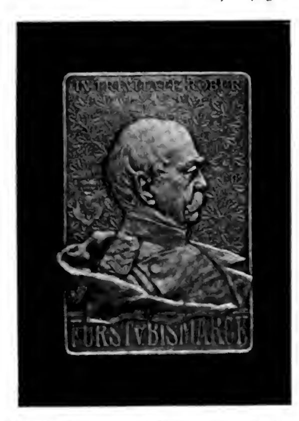


Abb. 168. Plaquette in Silber auf den Fürsten.

politischen Geltung bringen; überdies stand auf seiner und des Kronprinzen Seite die patriotische Opferfreudigkeit und die Kaiserbegeisterung mehrerer der besten und edelsten unter den Bundesfürsten. Noch immer brauchte König Wilhelm Zeit. Inzwischen nahte die Reichstagsdeputation aus Berlin dem Versailler Hauptquartier. Der König muß ihr in einigermaßen ähnlicher Stimmung entgegengesehen haben, wie sein Bruder 1849 derjenigen aus Frankfurt. Selbst in dem, was er ihr sagte, klang manches mit, was an Friedrich Wilhelms IV. Worte erinnern mochte, und wenn letzterer es damals auf jeden Fall noch erst an die Fürsten bringen wollte, so wußte Wilhelm, aber schon ehe er die Abordnung empfing, daß Sorge getragen war, die Sache werde wenigstens bei den Fürsten bleiben. Und in *der* Form war es ihm nun auch nicht mehr „zu gering“. In diesen Vorgängen liegt ein Hauptteil des definitiven Entschlusses zum Nachgeben und damit der völligen Lösung.

auf die es inhaltlich ankam, für den Bund und seine Verfassung, die heute gilt. Er förderte sie, indem er die Frage des Kaisertitels davon möglichst getrennt hielt. Als dieser Teil des Werkes gesichert und so gut wie erledigt war, demonstrierte er: daß nichts so sehr es weiterhin erleichtern müsse und könne, diese Verfassung hinzunehmen und zu erfüllen, wie der Kaisertitel. So ist in enger Fühlung mit *seinen* Gedanken der berühmte Brief Ludwigs von Bayern geschrieben worden, daß die Fürsten die Vereinigung der Präsidialrechte in der Hand eines Deutschen Kaisers mit geringerer Selbstüberwindung zugeben könnten, als in derjenigen eines der Könige unter ihnen.

Jetzt konnte Bismarck diesen hochherzigen Entschluß des bayerischen Königs zur



Abb. 169. Karikatur auf die Heeresverstärkung von 1888.
(La Nation, 1888.)





Abb. 170. Denkmünze mit dem Wappen des Fürsten als Revers.
(Metallwarenfabrik von Wilh. Mayer & Frz. Wilhelm in Stuttgart.)

Das neue Kaisertum war ein allseitig abgrenzender Kompromiß, unter Schonung aller wertvollen Eigenart, gerade auch nach der preußischen Seite hin. Es war nichts überspannt worden. Alle weltgeschichtlichen Schöpfungen und Vereinbarungen sind dann die glücklichsten, wenn sie keine rückläufige Gegenbewegung zu befürchten und lediglich weiterdrängende Entwickelungen in ihrem eigenen Sinne zu erwarten haben. Daß diese Linie hier auf das beste inne gehalten, diese Zuversicht eine gesicherte sei, empfand sogleich Großherzog Friedrich von Baden, indem er aussprach: der scheinbar leere Kaisertitel werde bald genug zur vollen Bedeutung gelangen. Die Jahrhunderte des politischen Paragraphenrechtes, sie liegen zurück, und unser Zeitalter betrachtet die Formen, je nachdem die lebendigen Kräfte der volkstümlichen oder öffentlichen Meinungen und Instinkte sie füllen oder leeren. Die Aufgabe der Staatsjuristen konnte nicht besser erkannt werden, als indem diese ein herausforderndes Zuvielthun ihrerseits vermieden und dem deutschen Patriotismus ein inhaltliches Weitergestalten übrig ließen. Den „Kaiser von Deutschland" legte man als unzulässig beiseite und wählte den „mageren" Titel des Deutschen Kaisers; uns aber ist dieser längst zum volltönenden Inbegriff des Reiches und all seiner Kraft geworden.

Wer wollte heute bestreiten, daß das naive Volksempfinden dem Kaiser im Reiche allerorten weitergehende Rechte, als die Reichsverfassung, und eine Art obere Landesherrlichkeit entgegenträgt?

XVI.

So, viel bewundert,
Gescholten viel,
Hob er zum Ziel
Sein Volk und sein Jahrhundert.

(Wilhelm Jensen.)

Wenn einst, aus Aktenstücken und Memoiren gewonnen, das ausschlaggebende Quellenmaterial der Bismarckschen Friedensperiode vor dem Historiker liegen wird, dann wird er ein Urteil, falls es ihm nötig scheint, versuchen dürfen, in welcher Periode Bismarck der größere gewesen sei, ob vor oder nach 1870/71. Populärer, begeisternder für uns Heutige ist jedenfalls die Zeit bis 1871. Sind doch neuerdings sogar Stimmen aufgetreten, als habe man nach 1870/71 vielleicht ein wenig allzu sehr ausgeruht.

Diese Stimmen rühren her aus einer abermals veränderten Ära des deutschen Lebens, die jung ist und ihren eigenen Inhalt sucht, die auf den Schultern des Bismarckschen Vollbringens steht und von dort aus weiter um sich schaut, aber mit der Bismarckschen Zeit nicht mehr identisch ist. Ihr Inhalt heißt Weltpolitik. Die europäische Bedeutung des Reiches, das 1871 als ein Novum in der Mitte des Kontinents wiedererstand und dessen Wagschale zu halten begann, ist ihr inzwischen etwas Historisches geworden. Dagegen glaubt jene junge Ära bei ihren über den Erdball blickenden Bestrebungen sogar schon manches festzustellen, das leider zur allergünstigsten Zeit noch versäumt wurde, und bedauert, daß wir uns, durch allzu lange Abstinenz von

einer ernstlichen und wirksamen Flotte, nur zu sehr in die Gewöhnung eingelebt hätten, als ob irgend ein verborgenes Princip gerade dem Deutschen verbiete, sich eine solche zu bauen und sie tüchtig zu brauchen.

Nun war in Deutschland nach dem französischen Kriege unstreitig ein Gefühl vorhanden, das, auf den einfachsten Ausdruck gebracht, lautete: Vorläufig ist's genug. Mit dem denkbar stolzesten Bewußtsein der Kraft und Maßgeblichkeit verkündete das neue Reich durch Bismarcks Mund: »Wir führen keine Kriege mehr!«

Aber mit europäischem Krieg und Frieden hat ja die Neigung zur Weltpolitik oder die Ablehnung einer solchen zunächst noch nichts zu thun. Um es gleich und am kürzesten zu sagen: es ist fast immer ein methodischer Irrtum, von großen geschichtlichen Neuanfängen und Umwandlungen hinterher, wenn alle davon reden, sagen zu wollen, sie seien zu spät erkannt und begonnen worden. (Nur von einzelnen und kleinen Dingen läßt es sich beurteilen und trifft da oft genug zu.) Am wenigsten wäre Bismarck derjenige gewesen, etwas auf sich zu nehmen, wofür keine allgemeine Neigung und Verständnisfähigkeit vorhanden war, sondern was noch erst durch den Opfermut und Idealismus zahlreicher Vorkämpfer und Pioniere eingeleitet und überhaupt erst in die öffentliche Aufmerksamkeit und Erörterung geduldig eingeführt werden mußte. Man konnte wohl aus dem unkonstitutionellen Makedonien oder auch vom Forum der im Herrschen geschulten Römer ausziehen, um die Welt zu erobern, aber nicht aus einem Deutschland, das noch förmlich von der Überraschung nachzitterte, einig und so unbescheiden geworden zu sein. Hatten doch dieselben Parlamentarier dem preußischen Staat und Bismarck noch vor wenig Jahren selbst für den bloß europäischen Gebrauch den „Großmachtskitzel“ austreiben wollen. Bismarcks Reichsregierung hat sich, was Flotte und überseeisches Wesen anlangt, im allgemeinen im Einklang mit der politischen Reife der öffentlichen Meinung gehalten. Mit dieser auf Leben und Tod zu kämpfen, war dem Recken ja nicht neu. Allerdings dürfen wir auch nicht sagen, daß ihm eine alsogleich ins Weite stürmende Politik des jungen Reiches das überhaupt wert gewesen wäre. Aber was das Wesentlichste ist: als er den Konflikt der sechziger Jahre sieghaft durchkämpfte, da geschah dies für das eigene Ziel der öffentlichen Meinung und nur gegen deren abweichende Anschauung über die Form der Verwirklichung. Diesmal ging er mit der Weiterentwickelung des deutschen Bewußtseins und Bestrebens mehr



Abb. 171. Karikatur des (Wiener) Figaro, 21. April 1887.

parallel, indessen einen führenden Schritt doch auch hier wieder in allem, was die überseeischen Interessen anlangte, voraus.

Geduld, ich kenne meines Volkes Mark,
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark!

Wir standen doch eben 1871 — es ist trivial, es zu sagen — auf absolut anderem Boden, als ein Vierteljahrhundert später. Träger der nächsten Zukunft war damals ausschließlich jener durch die nationalen Errungenschaften begeisterte und gehobene Liberalismus, dessen großes Jahrzehnt mit 1867 begonnen hatte. Die programmbildende Kraft dieses seine Doktrinen nachprüfenden Liberalismus und die siegreich behauptete kritische und lenkende Macht der Krone hatten sich zusammengefunden und sahen sich aufeinander angewiesen, verbunden durch die gleiche nationale Freudigkeit und durch eine gewisse nachgiebige Dankbarkeit von der Seite des Siegers, welche ganz besonders auch dem süddeutschen Liberalismus galt, der in seiner Heimat mit dem Patriotismus nahezu identisch ist. An diesen Geist des ehrlich deutsch gesinnten Fortschritts war durch den Gang der Geschichte endlich die Reihe gekommen und ihm vorläufig ein volles und reiches Sichausleben gegönnt. Die Weltgeschichte zum Stillstand zu bringen, war auch er nicht berufen; es mußte — aber sie lag noch in der Ferne — auch hier eine Zeit kommen, wo er „seine Schuldigkeit“ gethan haben und die öffentliche Meinung vorwiegend zur Kritik seiner Leistung herausfordern würde.



Abb. 172. Denkmünze auf den Fürsten. (Metallwarenfabrik von Wilh. Mayer & Frz. Wilhelm in Stuttgart.)

Und so begann, schon seit 1867, die Periode des allgemeinen Aufräumens: die Wirtschaftsformen der alten und veralteten Zeit fielen dahin, mit ihnen die Überreste der Zünfte, der Lokalisierung von Kleinhandel und Gewerbe, die Grenzsperren für Münze, Maß, Gewicht und für das mächtige Gebiet des Postverkehrs. Über dem gesamtem Wesen, nicht über allem einzelnen, regierte einer bestimmten Logik nach die Freihandels- und Manchestertheorie, also das principielle Gegenteil einer scharf nationalen Wirtschaftspolitik. Aber trotzdem beruhte zunächst in diesen Änderungen das Nationale, wenigstens in politischer Hinsicht; diese modernen Doktrinen und Organisationen bauten auf, indem sie niederrissen, und hinter ihnen standen als Träger diejenigen Kräfte, welche dem Reiche Dauer und Festigung verbürgten. Auf diese modernen Kräfte aber, die zur Zeit die maßgeblichsten Realitäten waren, war die Regierung um so mehr angewiesen, als alte Bundesgenossen sich ihr jetzt versagten.

Ein Teil der Konservativen hatte immerhin mancherlei oder viel einzuwenden. Diesen war es 1866 allzu revolutionär hergegangen; ihr verletztes legitimistisches Gefühl, das sich ungern entschloß, auf Gründe das Hauptgewicht zu legen, erlebte außerdem die absichtliche Unterstützung der Republik in Frankreich durch Bismarck. Und eben überhaupt seit 1867 seine Anknüpfung und Verständigung mit dem Liberalismus. Für den Reichskanzler war die Fronde der kleinen, aber mächtigen Partei um so empfindlicher, als sie ihm persönlich alte gute Freunde entriß und politisch ihre Hebel auch bei Hofe hatte. Er sei nachgerade bei allen Mitgliedern des Königshauses in Ungnade, schrieb er in diesen Jahren einmal. Selbst gegenüber seinem Kaiser kam er mehrfach bis zur Einreichung des Abschiedsgesuches. Erst das ausgesprochene „Niemals“ und die großen öffentlichen Demonstrationen für ihn von 1877 gaben ihm ganz festen Boden zurück, und diesen hatte er in wiederum anderer Richtung damals doppelt nötig für die bedeutsame Wendung, die zu vollziehen er jetzt nicht länger zögern wollte.

Die Freihandelsdoktrin hatte glücklich geholfen, das Hemmend-Partikulare zu bekämpfen und beseitigen. Aber sie hatte auch bald begonnen, ihre hoch gesteigerte Gefährlichkeit gerade für das Deutsche Reich zu enthüllen.

In einem Umfange, wie es die älteren Vertreter jener Doktrin wohl niemals für denkbar gehalten hatten, ward das ackerbautreibende Deutschland durch die mächtigen Transporterleichterungen der jüngeren Zeit fast widerstandslos mit den Getreidemassen des kontinentalen Ostens und Amerikas überschwemmt, die Zukunft seiner Landbevölkerung in Frage gestellt. Und schon vor der Landwirtschaft rief die Fabrikation, voran die lebhafte Eisenindustrie Deutschlands, immer entschiedener nach Schutz der inländischen Erzeugnisse.



Abb. 173. Karikatur auf den Dreibund.
(Nebelspalter, Zürich, 26. Oktober 1889.)

In allen ihren Formenbildungen schreitet die Weltgeschichte von den kleineren zu den größeren Kreisen vor. Noch bis über 1871 hinaus gehört das XIX. Jahrhundert wesentlich der Periode der europäischen Gestaltungen an. Mit und nach der Gründung des Deutschen Reiches erscheint diese gewissermaßen abgeschlossen. Auf allen Kulturgebieten drängte das thätige Leben aus den bloß europäischen Gebilden und Verhältnissen heraus und wurden diese der Stufenfolge von Weltverkehr, Welthandel und Weltpolitik unterworfen. Damit aber trat eine ungeheuere Verschärfung des Wettbewerbs ein, welcher gegenüber jeder „internationale" Idealismus nur noch eine Schwäche blieb. Hier konnte also nur noch die Fabel vom Wolf, Lamm und Krautkopf zu Recht bestehen und mußte ein Verzichtenwollen auf die äußerste nationale Anspannung die freiwillige Übernahme von Rolle 2 oder 3 in der Fabel bedeuten. So hatte der Leiter des Reiches, sobald der unablässig sich weiterbildende Welthandel die durch ihn aufgeworfenen Probleme und Fragen dringlich machte, seine Wahl zu treffen, an welche Stelle Deutschland, seinen starken und sogar überschüssigen Kräften und seinen Ansprüchen nach, fernerhin gehören solle. —

Schon das Ausscheiden Delbrücks, des Präsidenten des Reichskanzleramts und Hauptvertreters der Freihandelspolitik (oder »der reinen Laskerei«, wie Bismarck einmal sagte), war ein bestimmtes Symptom. Am 15. Dezember 1878 schrieb Bismarck den berühmten Brief an den Bundesrat, worin er sich zum systematischen Schutzzoll bekannte; bis 1879 verwandelte sich das ganze Ministerium. Die Zeit des laisser faire, laisser aller war zu Ende. War dieses Princip früher zu vielfacher Anwendung gekommen, so wurde jetzt in der Umkehr nicht minder konsequente und ganze Arbeit gemacht. Denn man beschränkte sich keineswegs auf den Schutz der nationalen Arbeit in Industrie und Landwirtschaft gegenüber dem Ausland durch den

Zolltarif von 1879; auch innerhalb der heimischen Verhältnisse wurden nunmehr der Lehre vom freien Spiel der Kräfte die Pflicht und das System der staatlichen Fürsorge entgegengesetzt, ward letztere in die gewerbliche Bewegung und vor allem in die „sociale Frage“ hineingetragen.

Auf socialpolitischem Gebiet hat bekanntlich das Geplante und Geschehene Förderung und Durchkreuzung zugleich erfahren durch die ruchlosen Attentate von 1878. Sie schienen denjenigen Meinungen Bismarcks Recht zu geben, welche die Fürsorge bis zur Bevormundung erweitern und das bedeutungsvollere Werk der Reformgesetzgebung erst hinter die Pallisadenreihe eines gegen die Agitation gerichteten Gewaltgesetzes stellen wollten. Das darauf hin eingebrachte Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokratie fand im Oktober 1878 Annahme durch den inzwischen aufgelösten und neu gewählten Reichstag.

In engster Verbindung mit Bismarck ist aus der freudigen Geneigtheit des Kaisers zur staatlichen Abhilfe die berühmte kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 geflossen. Nun entstand in den nachfolgenden Jahren jene großartige Versicherungsgesetzgebung, welche anscheinend nicht in allen Einzelheiten technisch bewährt ist und von der sich auch schwer würde sagen lassen, ob sie die socialdemokratische Bewegung wohl verlangsamt hat oder nicht, welche aber über diese Fragen hinweg auf alle Zeit einen



Abb. 174. (Zeichnung des Prinzen Wilhelm. Aus dem Bismarck-Museum.)



Fürst Bismarck. Zeichnung von Anton v. Werner.
(Verlag von Paul Bette in Berlin.)



Abb. 175. Der Fürst im Arbeitszimmer des Reichskanzlerpalais.
(Photographie von Jul. Braatz in Berlin.)

der bedeutsamsten weltgeschichtlichen Vorgänge darstellen wird: indem durch sie das große und als Hort des monarchischen Gedankens betrachtete Deutschland vor den übrigen Völkern die Arbeiterfrage als vorhanden, die Reform als notwendig, als hohe Aufgabe des Thrones anerkannte.

Auf das Urteil der sogenannten Arbeiterpresse über dies Bismarcksche Werk kommt es dabei nicht an. Sie konnte, ihrem obersten Prinzip der Klassenverhetzung nach, von dem „socialen“ Bismarck unmöglich denjenigen Teil brauchen, dessen Gedanke und gutes Wollen es war, den arbeitenden Mann im



Abb. 176. Kaiser Friedrich III.
(Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin.)

Zeitalter der dem Unternehmer gehörenden Maschinen freier von Sorgen, geschützt im Lohne seines Schaffens, gedeckt gegen unverschuldete Not und Gefahr und gesichert in Tagen der Krankheit und des Alters im unverkümmerten Eigen seines deutschen Herdes wohnen zu sehen.

Sie konnte ihn doch nur als den Urheber und Verteidiger des Socialistengesetzes gebrauchen, ebenso wie sie für den Erneuerer und Mehrer der Monarchie und des monarchischen Gedankens, für den großen Führer zu bewußter Nationalität und praktischem Vaterlandsstreben nur unverwindbaren Haß und Gegensatz haben mußte. Ist doch Bismarck in der Genialität und Thatkraft seiner Person schon allein ein Protest gegen ihre ganze Lehre von der glückseligen Durchschnittlichkeit, gegen die Egalité und allen Kommunismus der Leistung.

Nicht so viel erörtert und allerdings auch minder durchgreifend und umfassend,



Abb. 177. Kaiser Wilhelm II. (1888.)
(Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter in Berlin.)

als die durch Bismarck vollzogenen Neuerungen auf dem Gebiete der industriellen Arbeit, sind diejenigen socialen Maßregeln, die er für die ländliche Arbeit eingeleitet und zur Fortsetzung gestellt hat. Kundige Beobachter, auch vom Auslande her, wie der kluge Franzose G. Blondel, haben diese auf Rentengüter, Heimstätten und überhaupt auf einen gesunden ländlichen Mittelstand abzielenden Bestrebungen als ganz besonders segensreich und erfolgversprechend anerkannt. —

Die innere und stilistische Verwandtschaft zwischen der Bismarckverfolgung der Socialdemokratie und der des minder vornehmen Teiles der Centrumspresse führen uns auf den „Kulturkampf“, den großen Streit von Staat und Kirche im neuen Reiche.

Der Kampf der beiden Gewalten war ja Jahrhunderte alt und auch im XIX. keineswegs etwas Neues. Nur war seit langem keine Krone im Deutschen Reiche mehr



Abb. 178. Großherzog Friedrich von Baden.
(Nach einer Photographie von Reichard & Lindner in Berlin. 1896.)

da gewesen, gegen welche die Kirche ihn führen konnte; seit dem XVI. Jahrhundert und dem Westfälischen Frieden hatte auch sie es wesentlich mit den Territorialstaaten zu thun gehabt, von denen ja einzelne noch bis in die Bismarckische Ära hinein aufs schwerste mit ihr gerungen haben. Naturgemäß mußten auf der römischen Seite die Besorgnis und Erbitterung wachsen, sobald die protestantischen und kleindeutschen Kräfte in Deutschland sichtbar erstarkten und das Übergewicht bekamen. Anhänger der Meinung, der Kulturkampf sei ein bei der Gründung des Reiches „vom Zaune gebrochenes“ Unternehmen, finden 1866 Beläge des Gegenteils genug und finden auch weiter nach rückwärts lauter geschichtlichen Zusammenhang. Nur ein Beispiel: aus dem 1866 noch „sehr“ katholischen oder höchstens etwas altrot-demokratisch gestrichelten Freiburg mußte Treitschke Hals über Kopf entfliehen; in dem ebenfalls badischen, aber überwiegend protestantischen Heidelberg jubelten kommersierende Studenten über die Siege des amtlichen Feindes.

Freilich standen 1871 die zwei alten Gegner beide in neuer Rüstung, beide gewachsen und in sich gefestigt da. Die Kirche hatte auf einem weltumspannenden Konzil jenen, ihre hierarchische Verfassung



Die feierliche Eröffnung des deutschen Reichstages durch Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888. Gemälde von Anton v. Werner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

krönenden Lehrsatz der Unfehlbarkeit zum Dogma erhoben, welcher seit den Zeiten Gregors VII. der Durchführung geharrt; und Deutschland hatte sich mit neuer, für die Kirche sehr viel ungünstigerer Zusammengliederung geeinigt. Seine neue Krone hatte gar nichts mehr von den römischen Anflügen und Nebenzielen des alten Imperiums, sie war merkbar germanisch und schon darum dem Romanismus im innersten Wesen fremd, und war überdies, soweit eine Krone überhaupt konfessionell ist, protestantisch. Und was noch für sich empfindlich, momentan das Allerempfindlichste war: gerade in ihren Anfängen stand diese neue Kaiserregierung in engster Verbindung mit dem geschworenen Todfeind der Priesterherrschaft, dem modernen und aggressiven Liberalismus.

Es wäre schwächlich, zu sagen, Bismarck habe den Liberalen zuliebe den Kulturkampf geführt. Leute wie er lassen nicht ihre Politik von Fachministern und Politikern machen, hängen nicht auch mit ab von den „Kreaturen, die sie machten". Er hat ihn geführt als seinen Kampf, allerdings aus nationalen weit mehr als aus liberalen Gründen, am wenigsten aus konfessionellen.

Ihm bedeutete der Kulturkampf sogar gewissermaßen eine größere und weiterführende Form seiner Polenpolitik, die immer gleich entschlossen und deutsch gewesen ist, von seinen Darlegungen 1847/48 bis zu der berühmten Polenrede von Varzin im Jahre 1894, durch die er den Verein zum Schutze des Deutschtums in den Ostmarken erweckt hat. Deutschland sollte „Herr im eigenen Hause" sein.

Einer späteren, durch größere Entfernung von den Dingen abgerückten und mit mehr Einzelkenntnis ausgerüsteten Geschichtsschreibung muß auch hier wieder vorbehalten werden, zu untersuchen, bis zu welchem Umfange man das Wort ausdehnen darf, daß der Kulturkampf ein Fehler gewesen sei. So viel steht fest, den Gegner politisch oder diplomatisch unterschätzt hat Bismarck nicht, aber darauf war er nicht gefaßt, daß jener ein so gewaltiges Aufgebot aus ganz denselben Wählern werde mobil machen können, die noch soeben den westlichen Erb-



Abb. 179. Der Fürst als Gutsherr.
(Photographie von A. Bockmann in Oberkirch.)



Abb. 180. Servierbrett (mit Bezugnahme auf den Dreibund), Geschenk Kaiser Wilhelms II.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

feind mit Begeisterung geklopft und das Reich bejubelt hatten.

Das Ende war auch hier der Kompromiß. In den Jahren 1873—1875 waren unter Bismarck und dem Kultusminister Falk, jedesmal im hoffnungsvollen Monat Mai, die großen Gesetze über das Verhältnis von Kirche und Staat abgeschlossen worden. In den achtziger Jahren wurden diese Bestimmungen zum guten Teil, eine nach der anderen, zurückgenommen. Es war kein Bußethun im Sünderhemd, aber nach Canossa, welches halbwegs zwischen Rom und Deutschland liegt, ist Bismarck dennoch gegangen.

Die Gründe für dies Zurückweichen liegen doch tiefer und dürfen niemals darin allein gesucht werden, daß Bismarck seit 1877 und 1879 notwendig die Mitwirkung des Centrums eben für jene neuen und verwandelten Aufgaben brauchte, bei denen ihm das Gros des Liberalismus nicht helfen konnte oder jedenfalls noch nicht helfen wollte. Und das Centrum seinerseits trat hier um so berufener an die Stelle des wirtschaftlichen Liberalismus, als es längst überall, wo dieser über das auf die Dauer fruchtbringende Maß hinausgriff, sich der entstehenden Schwierigkeiten und neuen Fragen mit Geschick bemächtigt und diese für sich auszubeuten begonnen hatte.

Vereinfacht wurde durch diese Schwenkungen die Leitung des Reiches für Bismarck gewiß nicht. Die achtziger Jahre sind in ihrem Gesamtbilde diejenigen, wo der „rote Faden" des leitenden Grundgedankens in einer Art Mäanderschwingungen durch das Gewebe der praktischen Politik hindurchgeführt werden mußte. Schien es doch oft genug, als schlösse die eine verfolgte Aufgabe das Gelingen der anderen von vornherein geradezu aus. Der Brautschatz des Reiches an nationalen Einrichtungen sollte auch mit Reichstagen, deren Mehrheit nicht unmittelbar patriotisch war, gemehrt, die Wehrkraft erhalten und im gleichen Schritt mit den Rüstungen der feindlichen Nachbaren gesteigert werden. Es galt zum Schutze und zur Hebung des Nationalvermögens die Interessen der Arbeitgeber zu begünstigen, von diesen wiederum für bessere Sicherstellung der Arbeitnehmer Opfer zu erreichen. Es galt, das Ausnahmegesetz wider die Socialdemokratie weiterhin aufrecht, die Revision der Maigesetzgebung dagegen auf der gewollten und notwendigen Linie zu halten, obwohl sie den einen viel zu weit, den anderen noch lange nicht weit genug ging. Für alles das und mehr noch mußte das parlamentarische Dreieck Konservative, Centrum, Nationalliberale immer aufs neue an

einer anderen Ecke angepackt werden, denn jeweils nur zwei Faktoren waren für die Regierung gemeinsam bündnisfähig, während der abgeneigte dritte die Unterstützung aller sonst noch vorhandenen parlamentarischen Gegnerschaft und damit hier und da sogar die bedrohliche Mehrheit fand und seine nachwirkende Verstimmung erst wieder aufs mühsamste ausgeglichen werden mußte.

Nicht minder trägt die Wendung der auswärtigen Politik am Ende der siebziger Jahre dazu bei, dem letzten Jahrzehnt Kaiser Wilhelms und Bismarcks einen ganz veränderten Charakter gegenüber der ersten Zeit nach dem großen Kriege zu verleihen. In dieser wurde Europa bestimmt durch das Einvernehmen der drei Kaisermächte, woran Andrassy, seit dem November 1871 der Leiter der auswärtigen Politik Österreichs, bedeutsamen Anteil hatte. Und wie einst die — freilich nur äußerlich zu vergleichende — heilige Allianz die nach dem Sturz des ersten Napoleon wieder eingesetzten Bourbonen patronisierte, so half Bismarck dasjenige erhalten, was nach dem zweiten Bonaparte, dem Manne des 2. Dezembers, wiederhergestellt war, die Republik. Aus den oft genug von ihm ausgesprochenen oder angedeuteten Gründen: weil eine abermalige Monarchie in Frankreich erstens bündnisfähig, zweitens auf Kriegsruhm angewiesen, drittens jesuitisch sein würde. An diese Maxime des leitenden Reichskanzlers knüpften sich bekanntlich die Pariser Intriguen und Berliner Hofkabalen des Botschafters Harry von Arnim, dem sie schließlich aber nur mit Exil und Verurteilung in contumaciam lohnen sollten. Man möchte jetzt (nachträglich!) ganz verwundert sein, wie vortrefflich dem Reichskanzler diese seine öffentliche These, daß ein republikanisches Frankreich nicht bündnisfähig sei, durch lange Jahre hindurch ihren Zweck erfüllt hat und nicht bloß von Rußland, sondern doch auch vom römischen Stuhl aus anerkannt worden ist. Schließlich mußte ja einmal der Tag kommen, wo man sich darüber hinwegsetzte, wo sie ausgedient hatte, wie jedes Princip. Aber in der Zwischenzeit hatte sie das junge Deutsche Reich über eine ganze Kette von Krisen und Gefahren hinweggetragen.

Einerseits zweifellose persönliche Eifersucht Gortschakoffs, des russischen Kanzlers, andererseits unerfüllte Hoffnungen Rußlands in



Abb. 181. Bismarck 1889.
(Aufnahme im Reichstage von Jul. Braatz in Berlin.)



Abb. 182. Moltke 1889.
(Photographische Aufnahme im Reichstage von Jul. Braatz in Berlin.)

der orientalischen Verwickelung 1875—1878 haben endlich jene Wendung in der europäischen Konstellation herbeigeführt, die zwar schon Bismarcks berühmter Bericht von 1856 vorausgesagt, die er aber bisher immer noch hintangehalten hatte. Der Kongreß von 1878, der die orientalische Frage vorläufig entschied oder beschwichtigte, war die glanzvollste Bethätigung der neugewonnenen Stellung des Reiches unter den Großmächten. Solche Kongresse haben ja das Eigentümliche, bei demjenigen zu tagen, dem jeweils das größte „Prestige“ vor Europa zuerkannt wird. Jetzt sah die Welt, es war vorbei mit den Tagen der Londoner Konferenzen und der Pariser Kongresse; die Staatsmänner Europas und des Orients kamen nach Berlin, um dort unter Bismarcks Vorsitz die größte politische Frage der Zeit zu verhandeln.

Hier nun fand Rußland anstatt des erhofften Parteigängers bei den Abmachungen nur einen »ehrlichen Makler«, der schon vorher alles gethan hatte, den Krieg zu lokalisieren, im übrigen immer noch einen solchen, dessen persönlicher Neigung nach

Rußland hin, wie von jeher, nur durch seine Objektivität Schranken gesetzt waren. Diese Verstimmung blieb übrig und konnte um so gefährlicher werden, als eine verwandelte Haltung des offiziellen Zarenreiches auch der sonst für die äußere Politik verhältnismäßig ungefährlichen russisch-panslavistischen Abneigung gegen das Deutschtum Raum gewähren mußte. Unter diesen Umständen nahm Bismarck desto energischer den Gedanken wieder auf, der ihm schon seit Frankfurter Bundeszeiten als Krönung und Abschluß für die Lösung der deutschen Fragen erschienen war.

Schon bald nach dem Frieden von 1866 hatte Bismarck durch Fürst Hohenlohe als damaligen bayerischen Ministerpräsidenten die österreichische Regierung für seinen alten Gedanken sofortiger Handreichung zum Bündnis nach der Lösung sondiert. Graf Beust lehnte das damals ab; es bedurfte erst noch größer und freier denkender Staatsmänner für die auswärtige Leitung Österreich-Ungarns. Bei Graf Andrassy hatte Bismarck seit 1872 Entgegenkommen gefunden und so erfolgte, einleitend im August 1879, die Herstellung des festen Bündnisses mit dem Donaureiche, dessen Bekanntwerden von der Bevölkerung des Deutschen Reiches mit einhelliger Sympathie, von jenseits der schwarzgelben Pfähle teils mit überschwenglicher Hoffnung, teils bei widerstrebendem Herzen doch durch die einfachste Logik des Verstandes begrüßt und gutgeheißen ward; so ist denn auch dies Werk der Kabinette seitdem in Fleisch und Blut der beiderseitigen Reichszugehörigen übergegangen und — trotz der Nationalitätenfragen — ein Teil ihres politischen Bewußtseins geworden. 1883 trat, nach vorhergegangenen Annäherungen, Italien hinzu und besiegelte den politischen Bund durch herzlichen Verkehr der Monarchen und der leitenden Minister. Daß Österreich das enge Bundesverhältnis überhaupt auf den Mittelmeerstaat ausdehnen konnte, dessen nationale Krone der Sohn Viktor Emanuels trug, war wiederum nicht zum wenigsten das Verdienst Bismarcks,



Oldenburg. Selkmann. Freih. v. Marschall. Fischer. Geiger. Gr. Herbert Bismarck. Landmann. v. Schlieben.
Lohmann. A. v. Bülow. Dr. Heerwart. Freih. v. Stengel. Hauschild. v. Boetticher. Dr. Neidhardt.
Golz. Scherer. Fürst Bismarck. Heller. Dr. Krüger.
Dr. Freih. Lucius v. Ballhausen. Graf v. Zeppelin.
Graf v. Lerchenfeld-Koefering.
Dr. Graf v. Hohenthal und Bergen.

Abb. 183. Bevollmächtigte zum Bundesrat, 1889.
(Aufnahme von Jul. Braatz in Berlin.)

welcher im Jahre 1866, nicht ohne den eigenen, wegen Frankreichs dringlichen Verhandlungen dadurch Schwierigkeiten zu schaffen, seinen Einspruch gegen alle über Venezien hinausgreifenden Hoffnungen Italiens aufrecht erhalten hatte.

Und trotz alledem verstand es Bismarck, den Draht nach Rußland nie ganz abbrechen zu machen, sondern zuletzt sogar die berühmte Rückversicherung zu schließen, vollkommen dazu im Recht, da alle seine Verträge nur den Schutz in der Defensive festsetzten. Wahrlich, dieses diplomatische Meisterstück darf man getrost anführen, wenn ein annäherndes Gegenstück zu seiner kombinierten Lösung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage von 1863 bis 1866 genannt werden soll. Allerdings war es eine „komplizierte" Politik, wie eine spätere Leitung des auswärtigen Amts, der sie unter den Händen zerbrach, sie bezeichnet hat.

Auf solche Weise hat dieser kriegsgewaltigste Politiker Europas, nachdem er in sieben Jahren drei siegreiche Kriege geführt, all ihren Erfolg weiterhin in den Dienst des Friedens gestellt. Er, der die Dinge so zu leiten der Meister war, daß das Heer nur noch zu siegen brauchte, und der sicher war, dies Heer würde siegen, war in seiner kraftvollen Humanität ein ganz anderer, als die zierlichen, aber herzenskalten Diplomaten der früheren Zeit und alle philanthropischen Schwärmer dazu. Und wie er nie den Dank im Herzen an das preußische und das deutsche Heer vergaß, so wurde er von 1871 ab für ganz Europa der ehrlichste und mächtigste Beschützer vor Blutvergießen und Völkermord, der schwerttragende Hüter des Friedens und seiner schönen Werke, die dem einigen Deutschland seitdem so manchen herrlichen Aufschwung gebracht. Er gab uns nicht bloß die Achtung und den Respekt der Völker, deren unsere Industrie, unser Handel, unsere friedliche Weltstellung bedurften, er gab ihnen auch das Vertrauen auf die Redlichkeit unserer Politik, und wenn er uns nicht ihre große Liebe gab, so lag das an anderem als an ihm — um ihn selber beneidete uns jegliches Volk.

Auch die Besiegten von 1870/71 haben es anerkennen müssen, wie sie sich immer noch glücklich schätzen konnten, in seine starke, friedenswahrende Hand gegeben zu sein, und haben darauf hin oft leichtfertiger, als sie sich sonst zu verantworten getraut hätten, gegen den Frieden und Bismarck selber gelärmt.



Abb. 184. Im alten Reichstagsgebäude, 1889. Am Bundesratstisch der Reichskanzler.
(Photographie von Jul. Braatz in Berlin.)

Einmal aber hat die ganze französische Presse, die sonst durchweg aus niederem Geschäftssinn das Bild des M. de Bismarck als der männlichen Kriegsfurie Europas in öder Stereotypie beibehielt, der Wahrheit über ihn aus Verwirrung die Ehre gegeben: als er 1890 seine Entlassung erhielt — da hat sie um ihn als um den scheidenden Friedenshort gejammert.

In Bismarcks Wendung von 1877/79 vom Manchestertum zur Berücksichtigung des veränderten Welthandels und zum wirtschaftlichen Schutz hinüber lag als Konsequenz auch die friedliche Kolonialpolitik. Das herrliche Samoa war noch über den alten Theorien und deren lähmender Herrschaft über die Öffentlichkeit verloren gegangen. Nun aber empfanden die halberstickten Keime solcher Hoffnungen, an die Sonnenseite gerückt zu sein, und trieben aus mit neuer Kraft. Ende 1882 ward der deutsche Kolonialverein gegründet; wenig über ein Jahr später besaß Deutschland die erste Kolonie. Bismarck hat — so hofft das patriotische Deutschland — nur die ersten Anfänge geschützt und geführt; die beste That einer neuen „Weltpolitik“ ist erst nach ihm geschehen und hat erst nach ihm geschehen können.

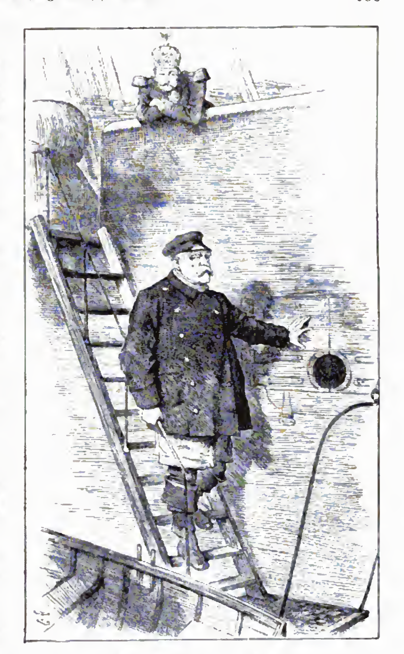


Abb. 185. Der Lootse geht.
(Karikatur des Londoner Punch, 29. März 1890.)

Seine That beurteilt sich nicht danach, wieviel oder wie wenig Südwestafrika oder Kamerun wert sind, sondern darin, daß er trotz der Londoner Erklärung, Englands Rechte würden dadurch verletzt, auf Lüderitz' Ansuchen die Flagge mit ruhiger Entschlossenheit hissen ließ; mit anderen Worten, daß er jener aus britischem Munde oft verächtlich gehöhnten „Dummheit der anderen Völker, die England stark macht“, im Namen Deutschlands absagte.

Und damit, zum Gegengewicht gegen seine europäische Friedenspolitik, mahnte er sein Volkstum wieder mit der Weisheit letztem Schluß, nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß. Auch hier also steht er doch selber an der Schwelle einer neuen, ihrer Kräfte frohen deutschen Zukunft und hat uns, was ein kleinlicher Ruhmesegoismus nicht gethan hätte, über sein eigenes Werk hinaus die neue Wahrheit zu begreifen aufgegeben: daß, wie Fritz Bley es ausdrückt, das Deutsche Reich nicht den Abschluß, sondern den Anfang unserer nationalen Entwickelung zu bilden hat.

XVII.

De coelo et de patria
nunquam desperandum.

Dann aber kam jener düstere Tag, wo die freundlichen blauen Augen in dem gefurchten Antlitz Kaiser Wilhelms sich auf



Der Reichskanzler legt alle seine Aemter nieder, giebt alle seine Insignien zurück und begiebt sich in die wohlverdiente „Friedrichsruh".

Abb. 186. (Aus dem Bismarck-Album des Kladderadatsch.)

immer schlossen und der hohe Herrscher dahinging. Ein Tag, da wohl jedes einzelne patriotische Herz ein Gefühl wie von plötzlicher persönlicher Verwaisung empfunden hat. Ein Schmerz und eine Trauer gingen durch die deutsche Welt, die verzichten mußten, Worte zu finden, welche bis zu der ganzen Tiefe dieser Empfindungen hinabreichten. Und in gleicher stiller Ehrfurcht beugte sich der versammelte Reichstag vor der Majestät dieses Todes und eines unendlich gesegneten, für unsere Nation ganz ohnegleichen wichtigen Herrscherlebens.

Bismarck stand die Aufgabe zu, dem Reichstag amtliche Nachricht zu geben. In einfachen Worten voll zartester Gerechtigkeit faßte er zum Schluß die großen Tugenden des geschiedenen Herrn zusammen. Aber diese einfachen Worte waren erschütternd, und er selber, der eiserne Mann, schluchzte laut dazwischen.

Und wieviel Schmerzliches lastete sonst auf dem deutschen Volke, durch ein Schicksal, das mit Keulenschlägen das Hohenzollernhaus heimsuchen zu wollen schien. Ende Februar war des Kaisers geliebter Enkel Ludwig von Baden vor ihm gestorben, ein Fürstensohn von unvergeßlicher Erscheinung in seiner Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit, ein junger Prinz, vor dem das Leben wie goldener Sonnenschein lag. Und seit dem Herbst 1887 bangte Deutschland um den Kronprinzen, welcher in seiner Ritterlichkeit, seinem Edelsinn, seinem Schlachten-

Abb. 187. (Aus dem Wiener Figaro, April 1890.)

ruhm, seiner männlichen Schönheit die reiche Liebe des gesamten Volkes besaß und als das Vorbild eines adeligen deutschen Mannes erschien.

Nun war der Todkranke Kaiser. All seine einstigen Träume von Herrschergröße und hochgemuter Führung der Deutschen legte er, wie zum schmerzlichen Testament, in die Anordnung, daß er fortan, statt Friedrich Wilhelm, sich Friedrich zu nennen befahl, wie Barbarossa und wie der größte König von Preußen geheißen hatten.

Trotz seiner hoffnungslosen Krankheit hatten viele gefürchtet oder auch gehofft, er werde nicht mit Bismarck regieren wollen und können. Und in der That rührten sich all die Kräfte, die das erharrt hatten, gerade wegen dieser Krankheit mit verdoppelter Hastigkeit, um ihre scheinbar jetzt gekommene Zeit noch auszunutzen: alles, was von England her auf diesen Moment gewartet hatte, um aus Deutschland eine britische Sekundogenitur werden zu sehen; dazu in allen Spielarten der deutsche „Freisinn“, welcher in dem Kronprinzen stets nur den modernen und liberalen Fürsten, aber nie den straffen Soldaten, den stolzbewußten Königssohn erkannt hatte; und als drittes der ganze Kreis von „verkannten“ Politikern aller Schattierungen, welche nun noch späte Frucht zu ernten hofften. Diesen Erwartungen brachen nun freilich sowohl Kaiser Friedrich, wie der Kronprinz Wilhelm rasch genug die Spitze ab. Mehrfach bat der Kaiser, auch in öffentlichen Kundgebungen, um die Fortdauer von Bismarcks Hingabe und Unterstützung, und der Kronprinz feierte am 1. April 1888 im Kanzler den Träger des Reichspaniers, der zu sein ihm noch recht lange vom Schicksal vergönnt sein möge. Zum konkreten Prüfstein der Lage ward die von England ausgehende, aber



Abb. 188.

v. Bismarck. 29 Juli 1890.

solange Kaiser Wilhelm I. lebte, ungeduldig zurückgestellte Absicht, den Fürsten Alexander von Battenberg zum Gemahl einer kaiserlichen Prinzessin und damit Deutschland zum Kostenträger der englischen Politik gegenüber einem unversöhnlich gereizten Rußland zu machen. Nach schweren Kämpfen gegen die hohe elterliche Geneigtheit hierzu und nebenbei gegen einen guten Teil der öffentlichen Meinung, für den jene Liebe und Verbindung so viel Ritterliches und Romantisches besaß, siegte Bismarcks Widerspruch. So überzeugend siegte er, daß das



Abb. 189. Kissingen, 24. Juli 1892
Bismarck und Prof. Erdmannsdoerffer (als Sprecher der Badener, Pfälzer und Hessen).
(Vergrößert aus einer Aufnahme von Herrn Privatdocent Dr. Max Dietrich in Heidelberg.)

Kaiserpaar dem Kanzler aufrichtig dankte und von da an wirklich seine Stellung zu ihnen eine innerlich befestigte war. Die Herzenswunde des Fürsten Alexander heilte leicht, wie sich bald offenbarte.

Erst neuerdings ist bekannt geworden, daß Kaiser Friedrich die Absicht hatte, dem ältesten Sohne des Fürsten Bismarck zum Dank gegen diesen die Titulatur eines Prinzen zu verleihen. Der Kanzler zog vor, sich der Unterstützung durch den Grafen Herbert als Staatsminister zu erfreuen.

Und doch: wie Bismarck ausgesprochen hat, die Tage unter dem Kaiser Friedrich waren die schwersten von allen. Intriguen überall, besonders aus London und der englischen Botschaft zu St. Petersburg; sanguinische, zudringliche Hoffnungen des Franzosen- und des Welfentums, welche auf die Entschließungen des hochherzigen Kaisers Einfluß zu erlangen suchten; internationale Aktenfälschungen eine nach der anderen, ausgeführt von jener männlichen Demimonde, die auf den Hintertreppen der Politik und Diplomatie verkehrt, aber an den verschiedensten Orten aufgenommen mit der Miene des überzeugten Vertrauens. Dazu das immerhin verwandelte Wesen des preußischen Hofes, wo Elemente, die dort bisher keinen Zutritt gehabt hatten, nun stets aufs neue die Zirkel von Bismarcks mühseliger Arbeit zu zerstören suchten.

Am 15. Juni verschied Kaiser Friedrich — das Opfer eines mehr von politischer Quacksalberei als von ärztlichen Notwendigkeiten geleiteten Heilpfuschers, wenigstens laut dessen eigenen „Verteidigungen“. Über die von Mackenzie verhinderte rechtzeitige Operation hat sich Professor Gerhardt amtlich geäußert: „Keine Statistik kann die ganze Wahrscheinlichkeit dauernd günstigen Erfolges wiedergeben, die in diesem Falle bestand. Denn in keinem Falle

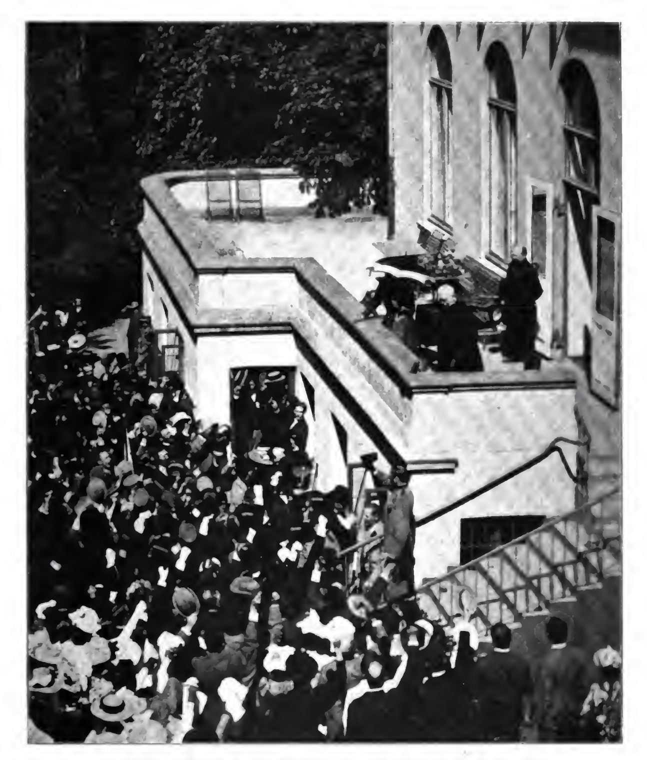


Abb. 190. Huldigung der Mecklenburger in Friedrichsruh, 1898.
(Aufnahme von Willy Wilcke in Hamburg.)

war die Krankheit so früh, ich möchte sagen, im Keime erkannt. Die Körperbeschaffenheit des hohen Herrn war die denkbar günstigste." Wenn durch die tiefe Trauer um den entschlafenen alten Kaiser ein weihevoller Friedenschoral mit versöhnendem Trost geklungen hatte, so ward die neue Trauer um den Kaiser Friedrich desto herber und bitterer durch die Entrüstung.

Von Wilhelms II. Haupt leuchtete die Kaiserkrone. Freilich wohl selten oder nie ist gegen einen Fürsten vor seinem Regierungsantritt so gewühlt und verdächtigt worden, als gegen diesen Prinzen geschehen war, welcher die „Walderseeversammlung" besucht hatte. Aber hoch hinweg über das alles und über die Schmähungen der Pariser Presse trug ihn die schöne That der Bundesfürsten, die nach Berlin eilten, sich um seinen Thron zu scharen, und trug ihn

das auf seinem Kanzler ruhende unerschütterliche Vertrauen Deutschlands und der Welt. Zugleich verbürgte, was Kaiser Wilhelm selber sprach, die Erhaltung und Förderung inneren wie äußeren Friedens durch starke Kaiserhand. So war doch allseitige Zuversicht, und nach so viel Trauer brachen neue Sonnenstrahlen über sinkendes Gewölk. Max Bewer hat in der ersten und bedeutendsten seiner viel gelesenen Broschüren gesagt, in den 99 Tagen sei es sogar durch die Armee wie ein unschlüssiges „Rührt euch!“ gegangen; jetzt hieß es wieder: „Stillgestanden! Gewehr bei Fuß!“ Und das war doch nicht bloß in der Armee so (wenn's dort überhaupt zutraf), das war ebenso und vielleicht noch mehr in dem gesamten Kreis des straffen patriotischen Deutschtums der Fall. —

Die lebhafte, vor den Superlativen nicht zurückscheuende Art des jungen kaiserlichen Herrn schien sich in Huldbeweisen gegen Bismarck ungern einschränken zu wollen. Zu ihnen gehörte es auch, daß der Herrscher zweimal seinen Kanzler in Friedrichsruh besuchte. Im Oktober 1889 verdankten der Kaiser und das Reich der Begegnung und Aussprache Alexanders III. mit Bismarck den nicht hoch genug anzuschlagenden Erfolg, daß des Zaren lang genährtes und geschürtes Mißtrauen gegen die deutsche Politik und den Zweck des Dreibundes von den klaren Darlegungen und Beweisen Bismarcks gehoben ward. Zum Neujahrstag 1890 schrieb Kaiser Wilhelm II. an Bismarck, er „bitte Gott, er möge Mir in Meinem schweren und verantwortungsvollen Herrscherberuf Ihren treuen und erprobten Rat noch viele Jahre erhalten“.

Die geschichtliche und psychologische Zergliederung der Vorgänge bei Bismarcks Entlassung am 20. März 1890 zu geben, ist ein Vorbehalt für spätere Zeiten. Die symptomatischen Hauptereignisse sind ja allbekannt: stärkere Meinungsverschiedenheiten über die socialpolitischen Erlasse des Kaisers vom 4. Februar 1890, die ohne die verweigerte Gegenzeichnung des Kanzlers veröffentlicht wurden; Bismarcks abratender Widerspruch gegen nur einseitig erwünschte Zusammenkünfte mit dem russischen Kaiser; sein durch schwindendes Vertrauen auf einige der hohen Beamten veranlaßtes Bestehen auf der Kabinettsordre von 1852, welche für den Verkehr des Monarchen mit den Ministerialbehörden die Vermittelung des Ministerpräsidenten festsetzte. Zwischenträgereien, die sich an Windthorsts Besuch bei dem



Abb. 191. Fahrende Musikanten vor dem Varziner Schlosse.

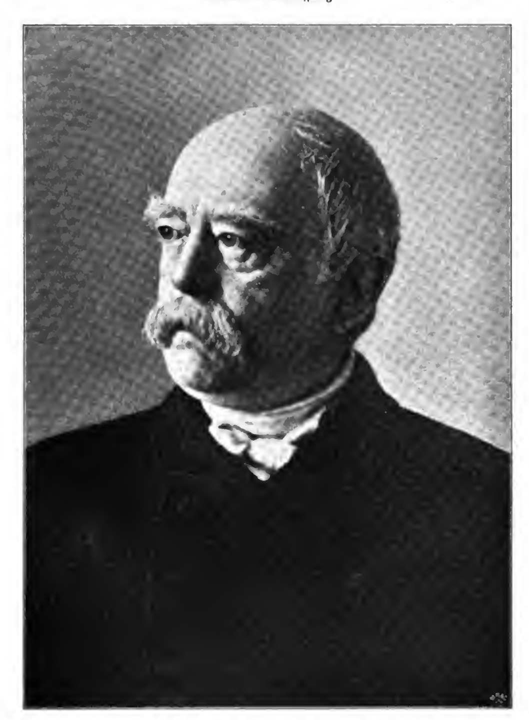


Abb. 192. Fürst Bismarck im Jahre 1893.
(Originalaufnahme von E. Bieber in Berlin und Hamburg.)

Reichskanzler knüpften, lassen das Spiel, das hinter den Coulissen vor sich ging, und die beteiligten Personen mit näherer Deutlichkeit erraten. Seit wann und weshalb der General und ehemalige Marineminister v. Caprivi zum Nachfolger ausersehen war, bleibt immer noch recht dunkel, obwohl Windthorst diesen Namen bei seinem Gespräch mit Bismarck schon zu nennen vermochte.

Was über diese Symptome hinaus hundertmal erklärend gesagt und von jedermann gedacht worden ist: Gegensatz von Jugend und Alter, Morgen und Abend des Lebens, schönes Verantwortungsgefühl und der treibende Eifer eines kraftvollen, idealistischen Herrscherbewußtseins, Empfindung einer neuen Generation, einer neuen Zeit und neuer, für sie notwendiger Gedanken und Richtungen — alles das wird zu seinem Teile zu Recht bestehen, wird sicherlich auch, wenn einst die Dinge ganz klar liegen, als ausschlaggebend und wahre Ursache erscheinen und wird sich wohlthuend aus

manchem Beiwerk von Personen und Geschehnissen hervorheben.

Den Augenblick aber und den Ort, die Straße, die Umgebung, wo er zuerst das schier Undenkbare vernommen, daß Bismarck nicht mehr Reichskanzler sei, vergißt wohl niemand je. Derartige Unaustilgbarkeit der Nebeneindrücke soll ähnlich mit einem Blitzschlag oder sonst einer großen Gefahr verbunden sein.

Am 28. März nahm Bismarck von seinem alten Herrn, der zu Charlottenburg schlummert, tiefbewegten stillen Abschied. Am 29. verließ er Berlin. Was auch die Stadt von gewaltigen Tagen der Feste oder der Trauer gesehen hat, nie hat seit König Wilhelms Abreise zum siebziger Krieg es so in den Seelen ihrer Bewohner gestürmt, wie an diesem Tage. —

Man soll nicht sagen, solch ein Sturz sei unbegreiflich und nie da gewesen. In der Geschichte wiederholt sich sehr viel. Nur die Dimensionen waren nie annähernd solche gewesen. Ungern erwähnt man, was von da an geschah, nicht durch das deutsche Volk geschah, aber durch einen großen Teil der offiziellen Welt. Man mochte wohl weithin in der Bureaukratie eine Art Erlösung von übergewaltiger Autorität aufatmend empfinden. Und so, ganz im Persönlichen befangen, hielt man den „quiescierten“ und überdies in Ungnade befindlichen Kanzler öffentlich fast wie einen verfemten Reichsächter, bedrohte ihn mit dem »Maulkorb« nach Bismarcks Ausdruck, weil diese abgeschüttelt geglaubte Autorität in ihrer sieghaften Kritik des neuen Kurses immer noch ihr machtvolles Leben bekundete



Abb. 193. Studie zu dem Bismarck-Gemälde Franz Lenbachs.



Fürst Bismarck im Jahre 1892.
Gemälde von Franz v. Lenbach.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)



Abb. 194. Karikatur von F. A. v. Kaulbach auf Lenbach und seine Bismarck-Bilder (im Album der Münchener Allotria).

und weil ein großer bester Teil Deutschlands zu ihr hielt, darunter viele, die anfänglich gerne Vertrauen auf das neue Regiment hatten haben und bekunden wollen. Ja, als Bismarck über Dresden zur Hochzeit seines Sohnes nach Wien fuhr, da sandte man die berühmten „Uriasbriefe“ vor ihm her. Und wie jene, so thaten auch manche frei gestellten Männer, die zu den Führern des gebildeten nationalen Deutschtums gezählt werden wollten. Einst hatten sie bei ihm hofiert, hatten die parlamentarischen Frühschoppen, die Gastfreundschaft des Reichskanzler eingeheimst und mit ihrem bißchen politischer Bedeutung doch nur von seinem Namen und Werke gelebt; jetzt hielten und erklärten sie es für nicht opportun, sich um Bismarck zu kümmern. Es lag wie ein dicker, häßlicher Nebel auf Deutschland. Da zerriß er. Das Bürgertum war es, das Volk überhaupt, das gegen die Uriasbriefe sich wie im Sturm erhob. Und nun begannen jene Triumphfeste des absichtlichen, lauten Bismarckjubels in Dankbarkeit und Treue, die Tage von Dresden, München, Augsburg, Kissingen, Jena und die seit 1892 einander endlos folgenden begeisterten Huldigungsfahrten nach Friedrichsruh und Varzin.

Aber eine schlimme, zerspaltene Zeit in Deutschland blieb es auch seit dieser Art Volkserhebung von 1892 oder war es nun erst recht. — Man mag es nicht ausdenken, aber flüchtig daran erinnern darf man: wenn nun ein schwarzes Verhängnis





Abb. 195. Denkmünze auf den Fürsten.
(Metallwarenfabrik von Wilh. Mayer & Frz. Wilhelm in Stuttgart.)

gewollt hätte, daß Bismarck aus der bösen Kissinger Krankheit von 1893, die Professor Schweningers Kunst und Hingabe erst nach einer langen Woche der schwersten Gefahr zu besiegen vermochte, nicht erstanden, inmitten der Reichsacht dahingegangen wäre! Welch ein in der Vorstellung gar nicht zu ertragendes Geschick, durch einen solchen Abschluß über unser ganzes Volk vom Kaiser an verhängt, welch ein in aller Weltgeschichte nicht wieder auszutilgender Brandfleck des deutschen Gewissens!

Da aber, mit dieser Krankheit und durch sie, löste sich der Bann. Der freie Atemzug einer unmittelbar empfindenden, im höchsten Grade impulsiven Kaiserbrust war Sieger geworden über die Stickluft, die sich in nächster Schicht um die



Abb. 197. Prof. Schweninger, Leibarzt des Fürsten. (Photographie von Karl Hahn in München.)



Abb. 196. Der Fürst 1895.

Throne lagert. Die Telegramme, die sich nach Bismarcks Befinden erkundigten (August 1893), die Flasche königlichen Rheinweins, die am 22. Januar 1894 von Berlin nach Friedrichsruh überbracht ward, wurden zur Absage an die Verleugnung, die angeblich dem Kaiser „zuliebe" über den treuesten und verdientesten Unterthan der Hohenzollern verhängt gewesen war. Und seitdem, seit Bismarcks Reise nach Berlin am 26. Januar 1894, seit den Tagen, wo der Kaiser am 19. Februar 1894 und dann wieder vor Bismarcks 80. Geburtstag zu ihm kam, ist es doch nicht mehr so, wie von 1890 bis 1893. Auch durch Caprivis Entlassung und Hohenlohes Reichskanzlerschaft war doch manches innerlich verändert.

Der 1. April 1895, der 80. Geburtstag, ward zum überwältigenden Jubelfest. Neben der erlösten Befriedigung über die Versöhnung von Kaiser und Kanzler war es ein zweites, das ihm so freudige Weihe gab: man durfte zum erstenmal seit längerer Zeit wieder em-

pfinden und gewiß sein, daß der nationale Sinn nicht nachgelassen habe, daß ihm nur Anlaß und Anknüpfung gemangelt hatten. Eine deutsche Vaterlandsbegeisterung, wie nur in den größten Tagen von 1870, erklang mit frohem Wort in jeglicher Stadt des Reiches, hier ganz einmütig und glücklich, dort vielleicht unter Gegensatz, aber dafür nur desto inniger und als desto mannhafteres Gelübde: allüberall vom Kurischen Haff bis an die Vogesen, vom Alpenrande und von des Erzgebirges Höh' von seiner „tiefsten Entrüstung“ über einen beklagenswerten Beschluß des Reichstags Verständnis und lebhafteste Zustimmung zurück.

Verhallt ist der Jubel, wir haben längst wieder den Werktag. Daß zwischen Berlin und Friedrichsruh nicht immer alles geblieben ist, wie es am 26. März 1895 war, daß vielleicht dort eine schneller beglückte und vergessende Versöhnlichkeit erhofft worden ist, hier die abwechselnd in Anspruch genommene Loyalität und Harthörigkeit kein leichtes Auskommen miteinander



Abb. 198. Der 80. Geburtstag. Die Schwertübergabe am 26. März 1895. (Photographie von M. Ziesler in Berlin.)

bis an die Dänenmark. Von den deutschen Gebirgen aber flammten wieder einmal die lang erloschenen Feuerzeichen, wie sie einst zum Andenken herrlichster Siege gelodert, zum nächtlichen Himmel empor: eine festliche, wunderbare Gesamtillumination des deutschen Vaterlandes. Und von Alpenhöhen jenseits der schwarzweißroten Grenzen flammte es mit feurigen Grüßen wieder, Deutschösterreich feierte mit und wollt's nicht begreifen, wenn es ihm an diesem und jenem Ort verübelt und verleidet ward. Vom ganzen Weltrund aber, selbst von den fremdesten Völkern hallte dem kräftigen Wort des Kaisers haben, dafür könnten sprechende Einzelheiten deutlich genug als Anzeichen aufgeführt werden. Möge die Geschichte sie einst als flüchtig zu bewerten in der Lage sein!

Graf Herbert Bismarck hat 1897 witzig gesagt, die sieben mageren Jahre Pharaos seien jetzt gewesen, möchten jetzt die sieben fetten kommen. Die Bucht von Kiautschau könnte ein guter Anfang sein. Und was die deutsche Freude hierüber gewiß bei den meisten noch vertiefte, war, daß die im gesteigerten Gefühl einer großen deutschen Aktion beschlossene Seefahrt des kaiserlichen Bruders eingeleitet ward von einem durch

Dankbarkeit eingegebenen neuen kaiserlichen Besuch bei demjenigen Manne, welcher Deutschland solche Stellung und der Hohenzollernmonarchie die Basis gegenwärtiger und zukünftiger Weltmacht gab.

XVIII.

Also möcht' man forthin erhalten
Den Ehren Ruhm auf die Nachkommen,
Daß sie dieselben auch nachahmen.
Fischart.

Einen Mehrer der Monarchie und des monarchischen Gedankens haben wir vorhin monarchischen Gefühls in ganz Deutschland haben die geschichtlichen Erscheinungen des Hohenzollernhauses und vor allem die ehrwürdige, untadelige Gestalt Wilhelms I. Unschätzbares beigetragen. Aber nächst ihnen und mit ihnen Bismarck. Er hat gerade die breiten Schichten des selbständigen Bürgertums über den veralteten Gegensatz von Autorität und Freiheit hinweggehoben und hat erreicht, daß die monarchische Loyalität dort heutzutage fast eine reinere hingebendere Pflege findet,



Abb. 199. Der 80. Geburtstag. Kaiser Wilhelm im Gespräch mit dem Fürsten. (Photographie von M. Ziesler in Berlin.)

Bismarck genannt. Allerdings hat uns der Neugestalter Deutschlands auch eine neue Art allgemeiner Kaiser- und Fürstentreue gegeben. Nicht, daß letztere nicht schon bestanden hätte. Aber im Grunde war sie vorher nur mehr das Pflichtteil der Beamtenschaft und die Ehrensache engerer Kreise gewesen, während der Bürgerstand auf Freiheitsstolz vor Fürstenthronen hielt, in dessen Bethätigung er freilich nicht viel über schlechte Witze und Klatsch hinauskam, besonders in den liberalen Mittelstaaten. Zur ethischen und logischen Vertiefung des als in den nicht immer ganz uninteressierten Kreisen der civilistischen Hoffähigkeit. Er hat die Monarchie schätzen gelehrt als besseren Hort der allgemeinen Wohlfahrt und zuverlässigere Form des Rechtsstaates gegenüber dem freien Spiel der politisierenden Kräfte, welches uns die große Nachbarrepublik und die hyperparlamentarischen Halbrepubliken Europas seit Jahren in seiner abschreckendsten Wirkung enthüllen. Er hat uns die Freudigkeit, womit der freie Mann dem schönen menschlichen Gefühl gehorcht, und die Rückkehr zur germanischen



Abb. 200. Der 80. Geburtstag. Salutschießen in Friedrichsruh während des Toastes des Kaisers.
(Nach einer Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Gefolgstreue der Ahnen gegeben. Das alles nicht so, daß immer nur er ganz allein die Dinge erkannt und zurecht gerückt hätte. Aber er war es, der die vorhandenen, mehr oder minder klaren und fruchtbaren Stimmungen und seelischen Regungen sammelte, sie benutzte, ihnen den Mittelpunkt begab und Richtung und Ziel wies. So ward er allerdings der Erneuerer des monarchischen Gedankens. Und in enger Verbindung damit der „Zwingherr zur Deutschheit", nach welchem einst Fichte verlangte.

Seit seinen politischen Anfängen vor mehr als 50 Jahren hat Bismarck bewußt den Kampf gegen den Kosmopolitismus begonnen und dessen phrasenentkleideten Kern



Abb. 201. Der 80. Geburtstag.
Kaiser Wilhelm II. führt dem Fürsten eine Schwadron seines Kürassierregiments vor.
(Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)



Abb. 202. Ehrenpallasch Kaiser Wilhelms II. (der vordere) und Pallasch der Stadt Solingen. (Aus dem Bismarck-Museum.)

mit Recht in der kahlen deutschen Demut gegen das Ausländische erkannt, welches »immer einen vornehmeren Anstrich für uns hat«. Wie viele gute verschwommene Deutsche — wir sprechen hier nicht von bestimmten politischen Parteien, sondern von politisch schwach veranlagten Individuen — gab es nicht bis an seine Thaten heran und gibt es rudimentär noch jetzt, die sich vor Zeiten geduldig haben weiß machen lassen, daß das deutsche Volk nun einmal die höchste Aufgabe darin habe, den genügsamen „Kulturdünger“ für die allgemeine Weltentwicklung zu bilden! Sicherlich, ohne Bismarck wäre es noch viel länger weitergegangen auf der schiefen Ebene des alten jämmerlichen deutschen Selbstverzichts, und wäre der Deutsche wohl so bald nicht widerspenstig darin geworden, seine Volkskraft und Tüchtigkeit auf den verschiedensten Gebieten zum Besten anderer, bewußterer Nationen zu verschleudern. Da ist nun dieser Koloß dahergekommen und hat sich, wie einst germanische Krieger mit ihren Leibern italische Flüsse stauten, mitten in die unschlüssig wirbelnde Flut hineingestellt, um den breiten Strom der deutschen Geistesregungen in die eine sichere alte Bahn des nationalen Lebens, vor der sich Barren zu bilden drohten, sieghaft wieder hinüberzudrängen. Vor allem hat Bismarck die jüngere Generation geformt durch sein Bild, dessen Größe auf sie nicht wie Vergewaltigung durch einen Einzelnen wirkt.

„Eine neue Menschensaat“ — es sei uns hier ein Selbstcitat erlaubt — „von keiner Zeit politischer Schmach mehr gedemütigt und bescheiden gemacht; dagegen von den Trommeln des Krieges an der Wiege umwirbelt und von der Disciplin erzogen; zu treuer Hut um Thron und Macht geschart; gleichgültiger, undankbar oder gar kritisch gegen die freiheitlichen Errungenschaften der zurückliegenden Jahrzehnte, für die sie ja selber nichts geduldet hat.“ Eine Jugend, in manchem ohne Tugend, aber in ihrer vom fin-de-siècligen gottlob noch unversehrten großen Mehrheit fast ausnahmslos erglühend in nationalem Hochgefühl. Und wenn sie gleichgültiger ist gegen das, wofür die Alten ehrlich gekämpft und geduldet, so soll man sich drum nicht von absterbenden Vertretern einer überwundenen Weltanschauung einreden lassen, daß diese Jugend keine Ideale mehr habe, nur weil es nicht mehr just dieselben sind, wie die

jener Älteren in ihrer Jugend. Denn nicht ein und derselbe schließlich abgenutzte Gedankenkreis besitzt das Monopol auf die Ideale; Idealismus ist vielmehr eine Fähigkeit, und zwar eine stets sich verjüngende.

Diese neue Generation duldet auch gern, wie leicht ersichtlich ist, den Vorwurf des Personenkults. Sie sagt allerdings nicht, wie die auf alle Themata der Windrose eingerichteten Auguren der üblichen Festrede: Wir weisen die Insinuation des Personenkultus mit Entrüstung weit von uns ab. Nein, sie und ein großer Teil der Nation denken anders. Sie feiern allerdings mit Absicht und Bewußtsein Bismarcks große Person und Individualität, sie wollen ihn sich nicht zu einem zufälligen und quasi gleichgültigen Helfer bei mechanischen und unpersönlichen Vorwärtsschiebungen der Geschichte verflüchtigen. Sie bewundern ihn, wie er leibt und lebt und, Gott sei Dank, noch vorhanden ist; sie wissen — und wir fassen damit den Inhalt vorhergehender Kapitel noch einmal zusammen —, daß Deutschland ohne seine eigenartige und in mehreren Hinsichten vollkommen einzige Individualität Reich und Kaiser nicht hätte bekommen können und ohne ihn, der sich einsam auf eigenen Wegen vorankämpfen mußte, noch ganz in der alten Hilflosigkeit drinstecken würde. —

Seit Bismarck dies Werk vollbracht hat, *gegen* eine Welt von abweichender Meinung, seitdem hat er uns gelehrt, dieses sein Vollbringen und Thun ganz nachzuverstehen, hat er uns Deutschen eine neue und klarere politische Anschauung gegeben, sie uns geschenkt und mitgeteilt aus Schätzen, die ganz und ausschließlich sein Eigentum sind. Denn immer ist Bismarck das diametrale Gegenteil von jenen gewesen, die das umlaufende Kleingeld der öffentlichen Einsicht zusammenheben, um gelegentlich ein paar größere Stücke einzuwechseln, mit denen sich dann gewichtig klappern läßt; *er* hat ja jederzeit »bar gelebt«. Nicht *ihn* hat der Geist der Zeit gebildet, sondern er hat an der Zeit gebildet und ihrem Denken. Seine reiche und durchaus originale Gedankenwelt ist es, die mehr und mehr sich nieder-



Abb. 203. Aus dem Museum zu Schönhausen. Geschenke der Monarchen.
(Nach einer Photographie von L. Wernecke in Stendal.)




Abb. 204. Bronce-Medaille des Hamburger Senats.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

schlägt und langsam, aber nachdrücklich sich erweitert zur allgemeinen politischen Anschauung des deutschen Volkes. Auf weitem Brachland bestellt er das Saatenfeld des politischen Verständnisses, und andere Geschlechter werden die reifen Ähren ihm danken. Und zukunftvertrauend dürfen wir sagen: schon blicken viele Tausende voll Freude und Verständnis auf die Saat, helfen das Feld hegen und schädliches Unkraut jäten. Einst hat, 1864, Bismarck das bittere, aber ihm damals nicht zu verargende Wort gesprochen: Sollte er jemals einen Anflug von Popularität ersehen, so müßte es ihm bange machen, ob er nicht im Begriffe stehe, eine staatsmännische Thorheit zu begehen. Seit damals aber, seit einem Menschenalter, hat Deutschland begonnen, mit seiner Persönlichkeit zu verschmelzen. Keineswegs bloß an den Festen durchdringt es sich mit seinem Bilde, gerade in den politischen Werktagen sucht der deutsche Patriotismus seine Gedankengänge und Entschlüsse zu bilden, wie sie ihm entsprechen



Abb. 205. Gestickter Stellfächer mit Bismarck-Porträts in verschiedenen Altersstufen.
(Geschenk der Frau Frida Schwab in Frankfurt a/M. Aus dem Bismarck-Museum.)

würden. Und gespannt horcht er durch alles Für und Wider hindurch nach einem bestätigenden oder anders weisenden Worte von ihm, wie sie, schwerlich je nach einem Papier von seiner Hand beschriebenen, aber fast immer in unverkennbar engem Anschluß an seine Ausdrucksweise, seit 1890 die Vorgänge im Vaterlande durch Vermittelung eines großen Hamburger Blattes zu begleiten pflegten.

Mit Nachdruck haben wir früher betont, daß seine politische Erfahrungsweisheit zum Teil das Ergebnis eifriger privater Geschichtsstudien war. So hat er auch, wenn er je seit 1890 vor den breiten Auditorien treuer Verehrer als greiser Privatdocent die Staatskunst der Erfahrung doziert hat, immer wieder gern die Geschichte herangezogen. Dabei — es sei nur an die 1894 in Varzin gegebenen Ausführungen über die historischen Bedingungen der westpreußischen Nationalitätenfrage erinnert — mit einem so wohlerhaltenen und so respektablen Wissen von Thatsachen und Einzelwandlungen, um das allein ihn, von seinem größeren historischen Blick ganz abgesehen, jeder Prüfungskandidat beneiden mag. Wie durchdringt er auch sein eigenes Lebenswerk — dabei immer sorgend, daß man seines alten kaiserlichen Herrn und Roons, Moltkes nur auch genug gedenke —, reiht es mit geschichtsphilosophischem Sinn und mit der ruhigen Objektivität des quasi Unbeteiligten in den Zusammenhang der Verhältnisse ein; ein Mann des hohen Überblicks, wie diesen sein alter Lehrer Heeren sich stets vor Augen bewahrte. An das monumentale Geschichtskolleg möchten wir doch noch erinnern, das Bismarck 1892 zu Jena gehalten hat. Als er da auf den Marktplatz kam, da zitterte inmitten des rauschenden Jubels rings umher in seinem eigenen Herzen doch wieder



Abb. 206. Ehrengeschenk des Bundes der Landwirte.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

eine historische Erinnerung nach, an die Niederlage von 1806, mit der Preußens schwerstes Schicksal begann. Dann aber befreite er sich von ihr auf dem dort errichteten Festkatheder vor den buntbemützten Studenten durch eine wundervolle Darlegung, wie auch jene preußische Prüfungszeit einen unentbehrlichen Ring in der Kette der göttlichen Vorsehung des Vaterlandes darstelle, und ließ die zwingende Logik

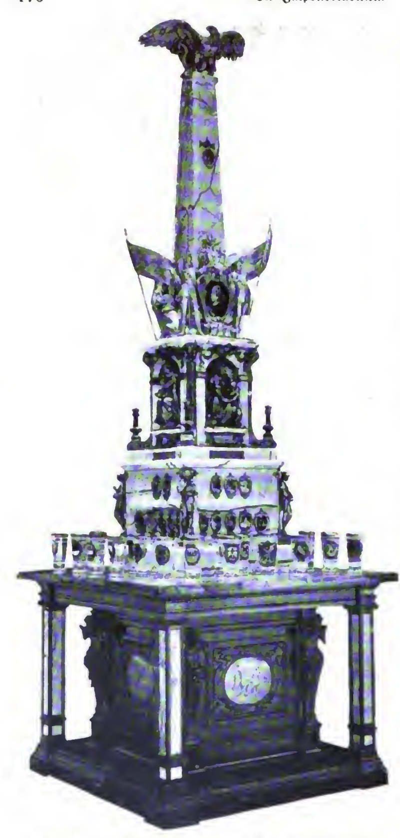


Abb. 207. Kredenztisch der deutschen Studentenschaft. (Aus dem Bismarck-Museum.)

gewaltigsten Umgestalter der Völkergeschicke, uns gemahnt, und vielleicht kein anderes seiner Worte hat so nachdenkliche und nachdrückliche Wirkung gehabt. Und Pietät ist ihm eines der wesentlichsten unter den Imponderabilien, auf die er immer und immer wieder hingewiesen hat; sie war ihm selber nebst dem feinempfindlichen Verständnis dafür zu eigen von Jugend her. Als einst der 22jährige Regierungsreferendar die Expropriationssummen bei geplanten „Landesmeliorationen“ in der Provinz Preußen zu bearbeiten hatte, da schrieb er zum Entsetzen der Geheimen Obermandarinen die zorngemuten Worte in sein Gutachten, die etwa so lauteten: »Kann man es mir mit Geld ersetzen, wenn man den Park meiner Kindheit in eine Landstraße umwandelt und das Grab meiner Tante in einen Aalsumpf?« Im Süden und im Westen geht man schnellbereit auf den einleuchtenden Nutzen einer Sache ein und drängt um dessen willen individuelle Empfindungen oder den Widerspruch eines abweichenden Geschmacks zurück; anderswo und zumal jenseits der Elbe, da gibt es, und er fühlte und wußte das, noch etliche Dinge, die wertvoller, wenn auch imponderabler sind als gewaltsame Meliorationen.

Wie er denn überhaupt — abermals im Gegensatze zu den früheren politischen Idealtheoretikern — einer der größten Kenner der Volksseele ist und all ihrer Specialitäten dazu. Vor allem, wie genau unterscheidet und versteht er die einzelnen deutschen Bevölkerungen und weiß sie zu nehmen, weiß das ihnen Zusagende zu schützen, verständnislosen Übereifer von ihnen abzuwehren. Nichts vielleicht hat so sehr

seiner Beweisführung in die Worte ausklingen: Wenn Jena nicht gewesen wäre, wäre wohl Sedan auch nicht gewesen.

Historischer Sinn und gesunder Konservatismus gehören eng zusammen. Quieta non movere! hat er, obwohl einer der

zur inneren Sicherung des Reiches mitbeigetragen, als dieses sein schonendes Verständnis, das leider nicht allen zugleich mit den großen und kleinen Ämtern gegeben werden kann. Dafür haben aber auch gerade in Dresden und in München im Jahre 1892 jene Ovationen des Dankes begonnen, die dann nacheinander das ganze Deutschland in landsmannschaftlichen Gruppen zu ihm geführt haben.



Abb. 208. Album (Adresse der deutschen Korpsstudenten).
(Aus dem Bismarck-Museum.)

Wir hoffen, nicht falsch verstanden zu werden, wenn wir sagen, Bismarck hat einen gewissen gesunden Partikularismus am Leben erhalten helfen, wovon die Frucht ist, daß die deutsche Einigung nirgends schmerzhaft zerstört hat und alles sich wohl fühlen kann im Reiche. In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus autem caritas. Diesen alten Kirchenvätersatz, der die Kirche groß gemacht hat, wollte er auch für das Reich und wehrte, nach einem Worte von 1869, der »Gewaltthat der Centralisation«, wo sie irgend als solche schaden konnte. Wir Deutschen sind nun einmal keine Gallier, kein Volk der Nivellierung und der Gravitation nach einem Punkt. Des Romanen Naturell klärt überall, wie in seiner Sprache, so auch politisch zu Leichtverständlichkeit und Glattheit ab, und die Geschichte Frankreichs bedeutet wesentlich die Wiederausmerzung der fränkisch-germanischen Aussaat an Formen und Anschauungen, die es durch die deutsche erobernde Einwanderung vom vierten Jahrhundert ab empfangen hatte; sie empfand man dort immer als fremd, und gegen sie kämpfte man auf die verschiedenste Weise, zuletzt durch die adelsmordende Guillotine, bis das Galliertum wieder obenauf und ziemlich allein übrig war. Die französische Geschichte bedeutet Vereinfachung und Einebnung aller politischen, provinzialen und landsmannschaftlichen Unterschiede, bis hin zur glücklich erreichten France une et indivisible von 1789, bis zur Égalité und zu der einen großen unendlich einfachen, aber für uns auch unendlich öden Centralmaschinerie der Departements und der Präfekturen, mit der einen und einzigen Stadt, wo man nicht durch das Provinzgefühl bedrückt ist, Paris. Deutsch dagegen ist der Sinn für Formenreichtum, für mannigfaltigen Inhalt, für Verschiedenheit und Individualität. „Jedem das Seine“, Suum cuique, ist das Wort,

das am besten zu deutscher Art paßt und sie begreift. Unsere Neigungen gehen lieber in die Tiefe, statt wie bei den Franzosen in die Fläche. Wir wollen das, was uns an sich zieht, auch umfassen und ausfüllen können, darum sind wir ja das Volk der engeren Kreisbildungen, der Vereine und des landsmannschaftlichen und provinziellen Zusammenhalts. Unsere Vaterlandsliebe ist nicht wie fliegender Champagnerschaum und genügt sich nicht in der rauschenden und unter Umständen auch höchst opfermütigen Begeisterung für ein elegant hingeworfenes Abstraktum. Sie ist im innersten Kern tief wurzelnde Heimatliebe — rührt doch, wie man meinen möchte, außer von der allgemeinen früheren deutschen Michelei und Vaterlandskalamität, von dieser seelischen Verknüpfung mit der tragenden Scholle schließlich auch die leidige Kehrerscheinung her, daß derjenige Deutsche, welcher nun doch einmal von der Heimat losgelöst in die Fremde hinausgeschleudert ist, so oft den neuen Boden, der ihm und den Seinen die zweite Heimstätte trägt, vor dem Vaterlande bevorzugt. Wie anders der Franzose, der an jeder Stelle des Erdbodens seine Nation bekennt, und der Sohn Albions, der überall auf der ganzen Welt so thut, als ob er sich just zu Hause auf dem ihm ganz persönlich gehörenden Fleck Altenglands befinde!



Abb. 209.
Geschenk der Deutschen in Japan.
(Aus dem Bismarck-Museum.)

Natürlich alles das nicht so gemeint, als ob sich in jener Lieblingsneigung des Deutschen zu kleineren Kreisen und engerem Zusammenschluß der öffentliche Sinn unseres Volkes jemals befriedigen dürfe. Die berechtigte landsmannschaftliche und lokale Heimatliebe soll immer nur die Grundlage unseres politischen Lebens, niemals sein stärkster und bester Ausdruck sein. Emporstrebend von jenen soliden und wertvollen Fundamenten bleibt doch immer die höhere Form des Zusammenwirkens und der Vereinigung aller politischen und intellektuellen Kräfte der Deutschen das schönere und glückhaftere Ziel.



So ungefähr hat Bismarck das deutsche Völkernaturell und die Existenz der aus uralt geschichtlichen Sonderbildungen hervorgegangenen Einzelstaaten begriffen. Und so weit hat er dem Partikularismus auch beigestanden, dem preußischen am meisten und längsten, aber dann auch dem außerpreußischen: um das Dauer Verbürgende, das Wertvolle und Lebenswahre darin auszunutzen für die Konsolidierung der deutschen Zukunft. So wie er danach das Reich im Innern eingerichtet hat, vor allem mit der Schöpfung des Bundesrats, so hat er überhaupt die Einzelstaaten anstatt zu widerwilligen Gefesselten zu überzeugt Dankbaren gemacht. Er hat ihnen nichts genommen, sondern dazu gegeben. Denn Preußen war schon ohne das Reich ein mächtiger Großstaat im Völkerrate, die anderen aber wären vor 1866 und 1870 ein Rohr im Wehen europäischer Stürme gewesen, genau wie zur Zeit der Mediatisierungen Napoleons I. Durch ihn aber sind sie jetzt recht- und pflichtbewußte, unantastbare Glieder und Träger eines großen, achtunggebietenden Ganzen geworden.

In verwandtem Sinne hat sich Bismarck 1893 zu den besuchenden Lippe-Detmoldern über den Wert der Decentralisation und der Bundesorganisation verbreitet. Das erregte



Abb. 210. Pförtnerhäuschen in Friedrichsruh.

damals viel hämischen, aber auch viel gut gemeinten patriotischen Tadel: als ob der Baumeister des Reiches auf seine alten Tage unter jene Reichsfeinde gegangen sei, von denen einst vielleicht ein bißchen zu viel die Rede gewesen war; als ob auch er nun aus kleinem Ärger einen rückläufigen Partikularismus lehre. Diese schnell fertigen Kritiker des Tages hatten übersehen und vergessen, daß er damit nichts anderes formuliert hatte, als wozu er sein Leben hindurch sich bekannt und was er als Preuße verteidigt hatte: zuerst gegen das schwarzrotgoldene Phantasiereich und danach in anderer Weise immer wieder, z. B. gegenüber der idealistischen Ungeduld des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und weit über 1870/71 hinaus in seinem Widerstande





Abb. 211. Denkmünze von 1895.
(Metallwarenfabrik von Wilh. Mayer & Frz. Wilhelm in Stuttgart.)

gegen die immer wieder hervorgeholten Reichsministerien der Doktrinäre. Er hat diese Forderung 1867, als auch der Patriotismus der Nationalliberalen noch Bundesministerien ersehnte, als eine Mediatisierung der Bundesfürsten abgewehrt, welche diese nie hinnehmen und überwinden könnten; er hat 1884, als jene Forderung im Inventar des Fortschritts noch weitergeführt ward, sie im Namen der preußischen Regierung bekämpft, die darin »eine große Gefahr für die Dauer der neugeborenen Einheit Deutschlands erblicken« müsse. Und wie er besonders scharf wieder 1890 vor ihr warnte, so hat er noch Anfang 1897 bei näherer Charakterisierung einiger Staatssekretäre des Reiches aus den gleichen Gedankengängen gesagt, daß allzu große Gefügigkeit gegen einen hohen Einzelwillen unter dem sehr wesentlichen Gesichtspunkt der Vernachlässigung der übrigen Bundesstaaten, ihrer reichsverfassungsmäßigen Rechte und ihrer ebenfalls maßgeblichen Meinungen zu betrachten sei.



Abb. 212. Vorderansicht des Fürstenhauses in Friedrichsruh.

XIX.

De oratore.

Zu solchen großen erworbenen und selbst anerzogenen Tugenden der verständnisvollen Klarheit und weisen Mäßigung gesellt sich nun freilich das Riesenmaß einer Persönlichkeit in Geist und Energie hinzu, wie sie nur alle paar hundert Jahre sich einmal erzeugt. Wir haben schon früher entwickelt, wie diejenige feste Stütze, die er nicht aus sich selber nahm, sein schlichtes Gottvertrauen, sein Glaube war. Im übrigen aber und für die menschlich kleineren Dinge, für das Alltägliche seines großen Lebens, da gab es ihm schon sein sicherer humorvoller Mut, daß er sich nicht bange machen ließ.



Abb. 213 Parkansicht des Friedrichsruher Fürstenhauses.

Wir hätten auch das nicht an ihm entbehren können, sein köstliches Talent zu gelegentlicher und wohlangebrachter „Wurschtigkeit“. Nur verwechsele man nicht: niemals im Leben hat er Gemeinsamkeit gehabt mit jener Schnoddrigkeit, die neuerdings so häßlich ihre Kreise erweitert hat. Sein Vorbild, sein sicherer und zarter Takt der Unterscheidung möge dermaleinst unserem Geschlecht aus dem witzelnden und in den Staub zerrenden Jargon heraus wieder zu angemessener Umkehr verhelfen, denn deutscher aber gleich mit sämtlichen Herren zu hängen; wie er beim Bundestage zu Frankfurt die von den übrigen nur in Demut verstandene gemütliche Arroganz des k. k. Präsidialgesandten in höfliche Rücksichtnahme umzuwandeln versteht und, zum Entsetzen der Mittelstaaten, in der Sitzung, wo nur Österreich die bevorrechtete Gepflogenheit hat zu rauchen, die Präsidialmacht freundlich um Feuer ersucht; oder wie er bei anderer Gelegenheit einem anwesenden sehr hohen österreichischen Militär, der den gehaßten



Abb. 214. Speisesaal im Schlosse zu Friedrichsruh.

Art entspricht, das Verehrungswürdige sich hoch und rein zu erhalten. Aber am unrechten Ort hat er sich nie imponieren lassen. Nicht einmal als kleiner Junge, wo über ihn in seinem Kinderröckchen auf französisch die Rede war, ob das ein Knabe oder ein Mädchen sei, und der kleine Kerl gleich selber aushalf: c'est un fils, Monsieur! Unzählige Anekdoten seiner Schlagfertigkeit laufen ja um und werden immer wieder erzählt: wie er als junger Fuchs, aus einer Hetze fremder Korpsstudenten heraus angerempelt, sofort erklärt, dann wünsche er Preußen durch die Frage kränken will: er habe seine Orden wohl vor dem Feinde erworben, wie der Blitz antwortet: »Ganz richtig, alle in Frankfurt!« Und so bleibt er auch in all seinen Parlamentsjahren stets der Überlegene an Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart. Dafür als ein Beispiel seine Antwort auf die Anspielung des Centrumsführers Mallinckrodt von gewissen märkischen Raubrittern: »Woher kamen die Raubritter? Von der Zerrüttung des Deutschen Reiches während des Interregnums. Woher kam diese Zerrüttung? Vom Ab-



Frau v. Arnim. Die Fürstin. Gräfin Rantzau.

Abb. 215. Familientafel in Friedrichsruh.
(Aufnahme von Pfarrer Dr. Fritz Lindow aus dem Jahre 1894.)

fall der Welfen und dem Siege der Ultramontanen!«

Köstlicher, aus tief innerer Lebensheiterkeit quellender, zu drastischem Ausdruck verdichteter Humor ist ja auch das fein verwendete Gewürz seiner Reden, seiner Unterhaltung, seiner Briefe. Wie richtig hat sein Gegner Beust von Bismarck gesagt: „Die Originalität seines Denkens wird nur von der Originalität des Ausdrucks übertroffen."

Ad vocem Reden. An sich ging es ihm wie Bräsig, der Demosthenes nicht ausstehen konnte, nachdem er vernommen hatte, das sei der größte Redner des Altertums gewesen. Er hat die Hauptredner stets bei sich geprüft, wieviel wohl Eitelkeit sei. »Mit dem Redenkönnen ist es ungefähr, als wie manche Leute durch kleine Füße zu zu engen Schuhen verleitet werden.« Wer beredt ist, hält lange Reden und zu oft. Ihm, dem alles über die kurze Sachlichkeit Hinausgehende in den Tod zuwider war, imponierten weder das Prologpathos eines hoch geschätzten nationalliberalen Führers, noch die zähe Kraft der Trivialität, die aus Windthorsts Worten auf die Wählermassen des Centrums und auf sonst noch manchen wirkte, noch Waldecks ehrwürdiger weißer Bart, in welchem er das Geheimnis fand, das jenem geduldige Zuhörer verschaffte. Aber er besaß die Liebenswürdigkeit und Rücksicht, in seiner stark kritischen Veranlagung eher einen persönlichen Mangel zu sehen. »Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist bei mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen, als für Vorzüge ist« (1857 an v. Gerlach).

Er hat von sich öfter gesagt, er sei nun einmal kein Redner. Das war außer Selbstkritik doch auch ein unwillkürliches und stolzes Sichzurücklehnen vor der Zungengeschwindigkeit eines Lasker und dem parlamentarischen Kaffeegeschwätz der wackeren Volkstribunen. Er hat allerdings niemals zu denen gehört, deren Kunst es war oder ist, mit gehobener Denkerstirn und dem Brustton der Überzeugung längst vorhandene und durch langen Gebrauch geglättete Sätze und Wendungen aneinander zu reihen, für den betreffenden Moment damit Eindruck zu machen und sogar zu begeistern, worauf aber am nächsten Tage kein Mensch mehr weiß, was jene eigentlich so Schönes gesagt haben. Bei ihm arbeiten die Gedanken in unverschliffener Originalität fast

zu wuchtig und zu dicht gedrängt für den Moment sich hervor. Dafür klingt aber auch keines Mannes Rede so nach, wie die seine, wird nachträglich immer noch schöner und besser verstanden und verträgt, ja verlangt ein Lagern wie edler Wein. Wie reich vereinigen sich hier tiefe politische Einsicht, Kunde und Weisheit des Lebens, Fülle der Gesichtspunkte, krystallhelle Klarheit der Gedankenfolge und zwingende Logik, die Kunst wundervoller Bilder und Vergleiche, die sprudelnde Fülle der Bonmots und eines köstlichen Sarkasmus! Dazu eine Sprache, deutschem Eichenholze und poliertem Stahl vergleichbar, zwischen dem verwaschenen Modedeutsch unserer Tage anmutend, als könnten zu uns herübertönen die ungebrochenen Laute und die sinngedrängten Sätze althochdeutscher Reckenzeit. Ich kann die Erinnerung der eigenen Schulzeit nicht unterdrücken, wie wir uns in den siebziger Jahren — ungeschickte Jungen, die nicht wußten, daß man das für ein paar Pfennige kauft! — mitten in aller benöteten Zeit und im pädagogischen Pflichtbann des Cicero, der mit Bismarck so gar nichts gemeinsam hat, nächtlich mit glühenden Wangen die Reden des Reichskanzlers aus geliehenen umlaufenden Zeitungsfetzen abschrieben . . .

Er ist es ja auch, der wie kein anderer neben Goethe von all unseren Denkern die Sprache um neue Begriffsformulierungen bereichert, eine Fülle Erfahrung in knappe Form gebracht, eine Legion nicht mehr entbehrlicher Wendungen eingeführt hat. So viel geflügelte Worte hat er geschaffen, daß man bei gelegentlichem Nachstöbern erstaunt und geradezu verblüfft gemacht wird, immer und immer wieder Bismarck als den Urheber von packenden Wortverbindungen und Bildern zu finden, die längst in aller Munde sind.

XX.

> Und als Washington gar, noch lebend, nach Mount Vernon ging, seine Ruhe oder seine Äcker zu pflegen, da wurde aus dem Begründer unserer Nationalität, wenn nicht ein Heiliger, doch ein so unendlich ehrwürdiger Mann, daß wir ihn ehrten, wie sonst nur den Gottmenschen. Wehe dem Buben, der vor uns George Washington lästern wollte.
>
> Frank Leslies Illustrierte Zeitung.

Und wenn nun auch Bismarck etwa Eigenschaften hätte, die von engeren oder weiteren Kreisen als Schwächen aufgefaßt



Abb. 216. Der Fürst, Frau v. Arnim und Fürstin Bismarck an der Frühstückstafel in Friedrichsruh.
(Aufnahme von Pfarrer Dr. Fritz Lindow aus dem Jahre 1894.)

werden, so können sie doch sein Bild mit keinem Anhauch trüben. Das werden ihm alle zugestehen, daß er sein ganzes Wesen immer ehrlich ausgekramt und sich dadurch freiwillig in ganzer Breite für jegliche Kritik dargeboten hat. Er hat nie etwas verborgen und nie etwas erheuchelt. Zum Beispiel nicht jene gewisse Gutmütigkeit, die nur ein Mangel an gebotener Kritik und unter Umständen sogar Pflichtversäumnis ist. Und einem Manne wie ihm, der in der Frühzeit des Lebens der schönen bunten Welt den Rücken kehren und sich auf einem einsamen hinterpommerschen Gut einsperren mußte, weil der mühselige Kampf gegen Vermögensverhältnisse es erforderte, dem kann man den gesunden Eigentumssinn schon zu gute halten, der sich des für seine Familie Errungenen freut. Er ist doch jederzeit in neunzig Prozent seines mächtigen Wesens ein unantastbarer Altruist gewesen, der immer wieder das Beatus ille homo opferte, wonach den Ermüdeten oft so sehnlich verlangte und der stets, wie er mit einem für seine Ausdrucksweise typischen Bilde gesagt hat, seine Pflicht wie eine Pistolenmündung auf sich gerichtet fühlte. Wohl war es keine Sinekure, unter ihm dem Reiche zu dienen, und mancher ertrug sein Übergewicht nicht. Die herbe Strenge der energischen Leistung, der Arbeitskraft und Bereitschaft Tag und Nacht, die er sich selbst, bis er sich mehr Ruhe gönnen durfte, auferlegt hatte, forderte er von seinen Mitarbeitern und eine bedingungslose Disciplin dazu. Ist ja doch allbekannt, wie nach seinem Scheiden aus dem Amte speciell durch den politischen Vorpostendienst eine Episode des wohligen Ausspannens ging; hier und da plauderte wohl einer der Herren aus, seit der Alte fort sei, sei es viel gemütlicher geworden — die Klagen von Reichsangehörigen in Mittelamerika und anderwärts, die Beschwerden des Alldeutschen Verbandes brachten dafür bald leidige Bestätigung genug. Aber wie dankbar war Bismarck auch für geschickte und fleißige Mitarbeit, z. B. diejenige Böttichers,





Abb. 217 und 218. Graf Herbert Bismarck und Gräfin Herbert Bismarck, geb. Gräfin Hoyos. (Photographien von Loescher & Petsch und W. Höffert in Berlin.)



Abb. 219. Graf Wilhelm Bismarck.
(Photographie von Loescher & Petsch in Berlin.)

und wie gern setzte er dann ein rückhaltloses volles Vertrauen in Charakter und Person.

Wir greifen ein paar Vorwürfe auf, nicht solche, die zum Rüstzeug ihm grollender politischer Parteien gehören, sondern solche, die aus den, wie man wohl sagen kann, schwachpolitischen Kreisen der schönen Künste nicht selten vernommen werden konnten. Der tiefere Grund ist offenbar, daß auf manche hierher gehörigen Persönlichkeiten die rauhe Wirklichkeit des staatlichen Lebens überhaupt unharmonisch oder bedrückend wirkt, daß sich diese Wirklichkeit sich ihnen dann vorzugsweise in der unbarmherzigen Realistik und geistigen Robustheit Bismarcks zu verkörpern scheint, um den sich sonst des näheren zu kümmern sie ablehnen. Ein Egoist ohne innere Bedürfnisse und geistig-ästhetische Interessen, ein Hemmschuh für Kunst und Wissenschaft — das sind Behauptungen, die sich von advokatischen Talenten wohl mit einem gewissen Erfolge vertreten lassen. Denn etwas Fremderes für Bismarcks ganze Natur gibt es in der That nicht, als mit dem just modernsten Geisteseigentum anderer hausieren zu gehen oder irgend ein gerade zugkräftiges Modeschlagwort flinkgewandt über die Ladenthüre heraushängen; er hat auch geistig immer „von seinem Baren“ gelebt. Dagegen bekennt er wohl übertreibend einmal, in dieser oder jener ästhetischen Richtung gar nicht



Abb. 220. Vom Hochzeitstage des Grafen Wilhelm Bismarck.
Kröchlendorff, den 6. Juli 1885.
(Photographie von M. Ziesler in Berlin.)

veranlagt zu sein, z. B. daß er nicht musikalisch sei, während doch seiner Gattin schönes Spiel wie kaum etwas anderes ihm die Seele löste und ihn zur inneren Harmonie zurückzuführen das sieghafteste Mittel war. So überläßt er in seiner arglosen Ehrlichkeit manches bescheidene Wort zur rücksichtslosen Ausbeute.

Man prüfe nur, wie weit das Landedelmannsbild, in dem er als Mensch am liebsten vor uns tritt, ihn zu erschöpfen vermag. Die Welt besitzt, in der Ausgabe von Horst Kohl neu vermehrt, die Briefe, die er an seine Schwester Malwine und an seine Gattin, an seinen Bruder geschrieben: dort ist sein intimstes Wesen, seine ganze Individualität überraschend und reich enthüllt. Man erinnert sich der tief gemütvollen Ansprache, die der angestaunteste Mann des Erdkreises vor vier Jahren an eine Besucherschar kleiner Mädchen gehalten hat, so, als spreche etwa ein liebevoller und feinsinniger alter Lehrer mit ihnen, goldene Worte über Leben und Zeit, über das, was von den Dingen dieser Welt unvergänglichen Wert besitzt, und über das unsichtbare Walten Gottes in ihnen. Darum auch nur ein paar flüchtige Bemerkungen über jene Anklagen.

„Ein Egoist ohne innere Bedürfnisse.“ Wir citieren damit wörtlich ein gelesenes Urteil. Wohl nie ist ein Staatsmann von Bedeutung so leicht geneigt gewesen, Amt, Ruhm und Glanz abzuweisen — wenn nur die Pflicht und das Gefühl, doch eben der Geeignetste und Berufenste zu sein, es erlaubt hätten — für ein inneres Sichausleben-dürfen, für Ruhe, ja auch nur für mehr Lebensbehagen und Zufriedenheit in der Umgebung des Täglichen. »Ich selbst leide oft an maßlosem Heimweh, wenn ich nach vollbrachter Schreiberei einsam im Walde umherreite« (1851 aus Frankfurt an seinen Bruder). »Man verzichtet so spät auf die



Abb. 221. Hochzeitszug des Grafen Wilhelm Bismarck und des Frl. Sibylle Malwine v. Arnim.
(Photographie von M. Ziesler in Berlin.)




Abb. 222 und 223. Graf Rantzau und Gräfin Marie Rantzau, die Tochter des Fürsten.
(Photographien von Loescher & Petsch in Berlin.)

Illusion, daß das Leben nun bald anfangen soll« (1869, an die Schwester). Wahrlich, er kannte und ersehnte für sich die tiefen selbst errungenen menschlichen Werte des Lebens. Es war der angeblich ruhelose Machtmensch, der sich ein Telephon nach Varzin — höflichst verbat. Egoisten und Machtstreber haben Telephone, schon weil sie mißtrauisch sind.

Einst, in den sechziger Jahren noch, traf mit ihm Joh. Kaspar Bluntschli zusammen, der berühmte Heidelberger Staats- und Völkerrechtler, und schrieb darüber den unmittelbaren Eindruck in sein Tagebuch nieder. Zuerst, sagt er, stand Bismarck vor ihm wie ein Recke der Nibelungen, germanischer Riese mit gewaltig durchdringenden Augen und den waldigen Brauen darüber. Allmählich aber befiel den mißtrauischen schweizerbürtigen Gelehrten eine geradezu gerührte Überraschung vor den zarten und weichen Empfindungen, die er in dem meist verlästerten und vermeintlich gewaltthätigsten Manne Europas antraf, und der ältere und damals vielleicht an internationalem Ruhm nicht geringere Mann des Katheders und Humanitätsfreund beugte sich bewundernd und willig vor seiner Gedankenkraft, vor seinem klaren und guten Willen.

Am tiefsten in der Seele hat jederzeit in Bismarck — unmittelbar nach Weib und Kind und Geschwistern — sein Verhältnis zur Natur gelebt. Wer gut deutsch ist von Art, versteht ohne weiteres mit ihm seine Vorliebe für das Landleben, seine Freude an Ar und Halm und wogendem Ährenfeld, das Hangen seines Herzens an seinem Sachsenwalde.

Und in seinen Briefen, welch eine Schilderungskunst der Natur! Zunächst schon das Geschick der raschen Veranschaulichung mit ganz einfachen Worten, gewöhnlich durch Vergleiche mit Naheliegendem: aus liebevoller Bemühung, die Gattin rasch in

seine Umgebung zu versetzen. Holländische Landschaft: einige aus alten Bilderbüchern ausgeschnittene Städte, immer gleich grüne und flache Wiese, auf der viele Büsche stehen, viel weidendes Vieh, Acker gar nicht. Damit fertig, aber das Bild ist vollkommen. Vor allem aber möge man in H. Kohls Ausgabe das Meisterstück ungarischer Schilderung nachlesen, welches er in der Beschreibung seines Ausflugs von Ofen-Pest an die Theiß gegeben hat.

Ähnlich anschaulich erzählt er die Fahrt von Bordeaux nach Bayonne: »Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Heidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Wenn ich aber mit der Lorgnette hinsah, schwand die Illusion; statt der Kiefer ist es die langhaarige Seepinie, und die anscheinende Mischung von Wacholder, Heidelbeeren u. dergl., welche den Boden deckt, löst sich in allerhand fremdartige Pflanzen mit myrten- und cypressenartigen Blättern auf. Die Pracht, in der das Heidekraut hier seine violettpurpurnen Blüten entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart, mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses B-moll der Heide, welches mir in seiner weicheren Idealisierung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte.«

Nun ein Nachmittagsstimmungsbild aus Schweden (1857), um das ihn die Schule der „charakteristischen" Schilderer beneiden oder unter ihre Vorläufer versetzen mag: »Durch das Fenster seh' ich in dichtes Epheulaub, welches einige Durchsichten auf das Wasser und die Hügel jenseits läßt, die Sonne scheint, Fliegen summen, unter dem Fenster wird breites Schwedisch geredet, und aus der Küche tönt ein Reibeisen wie eine Säge herauf.«

Und noch, als letztes anstatt unzähliger Beispiele, die seiner Frau gegebene Beschreibung Schwedens. Denn sie trifft ja auf das ganze Land außer Schonen, nicht bloß auf das speciell gemeinte Småland zu. »Keine Stadt, kein Dorf weit und breit, nur einzelne Ansiedler und bretterne Hütten, mit wenig Gerste und Kartoffeln, die unregelmäßig zwischen abgestorbenen



Abb. 221. Bismarcks Schlafzimmer in Friedrichsruh.
(Aus dem „Bismarck-Denkmal für das Deutsche Volk", Werner-Verlag, G. m. b. H. in Berlin.)



Abb. 225. Der Wasserfall im Park zu Friedrichsruh.

Bäumen, Felsstücken und Buschwerk einige Ruten angebautes Land finden. Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum (einem pommerschen Elterngute der Frau v. Bismarck) etwa 100 Quadratmeilen aneinander, hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd, und mit Birken, Wachholder, Tannen, Buchen, Eichen, Ellern, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen, bis zur Größe von hausdicken Felsen besäet, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seen, von Heidehügeln und Wald umgeben, so hast Du Smäland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen und Kollegen, leider aber auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern. Der Winter wäre allerdings hier nicht auszudauern, besonders im Regenschmutz.« —

Wer könnte jemals vergessen, was Kunst und Wissenschaft allzeit dem deutschen Leben



Abb. 226. Arbeitszimmer des Fürsten in Friedrichsruh.
(Aus dem „Bismarck-Denkmal für das Deutsche Volk", Werner-Verlag, G. m. b. H. in Berlin.)

bedeutet haben und fernerhin sein müssen? Ist doch gerade die ganze aufsteigende deutsche Bewegung des XIX. Jahrhunderts nicht aus staatlichen Anregungen hervorgegangen, sondern eine gegen das Verhalten der Staaten herangereifte Frucht unseres geistigen Lebens und unserer Dichtung gewesen. Um so schwerer wiegt der Vorwurf, Bismarck habe deren Vernachlässigung durch das neue Reich und Preußen verschuldet. Es ist wahr, er ist kein Perikles, und wir sind unter ihm, obwohl recht viel an Reichs- und preußischen Staatsinstituten für die verschiedensten Wissenschaften gegründet worden ist, keine Athener geworden. Aber ob es gut gewesen wäre, wenn wir uns 1871 hätten als goldenes Zeitalter aufthun und statt allem anderen nur Ruhmeshallen des Zeitgeistes bauen wollen?

Jedenfalls hätte ihm seine Natur in ihrer Posenlosigkeit, ihrer Abneigung gegen alles Unzulängliche niemals erlaubt, auch persönlich den Mediceer spielen zu wollen. Freilich haben einst die Medici, die Päpste, die übrigen italienischen Höfe Großartiges für die Kunst gethan: je in ihren kleineren, leichter übersehbaren, zu autokratischer Einwirkung geeigneten Kreisen. Aber das Beste, was die Medici für sie gethan, bleibt doch die glückliche Fürsorge für den Frieden und den allgemeinen Wohlstand ihres Staates — worin sie doch nicht so groß, so erfolgreich gewesen, wie Bismarck. Andererseits: im XVIII. Jahrhundert kümmerte sich kein Fürst, kein Potentat — von den Remunerationsdukaten für Betteldedikationen abgesehen — um deutsche Litteratur und Poesie, da ward sie bei uns kernhaft und geistestüchtig, und als sie herangewachsen war zur schönsten knospenden Reife vor dem letzten Entfalten, zu des jungen Goethe Zeit, da vertrug sie es, an die Höfe zu gehen und nun in deren Gunst und Licht voll zu erblühen. — Nun aber positiv: Hat nicht Bismarck in Heer und Wahlrecht vielmehr die wirklichen großen Erziehungsanstalten unseres Volkes ausgebaut? Derlei ist Staatspflicht. Und von dort hat die Zukunft ihre Früchte zu erwarten, mag die Erziehung, besonders auf dem Gebiete der

„geistigen Wehrpflicht", noch so viel Unannehmlichkeiten in sich zu überwinden haben. Und wenn man in ästhetischer Unbefriedigung mit Perikles vergleicht, was kam denn nach Perikles? Es ist wohl reichlich so gut, wenn wir ruhig noch eine Weile im eisernen Zeitalter verharren, von welchem die alten Geschichtsphilosophen immer mit Recht gefunden haben, daß es jeweils das Mannesalter der betreffenden Nation darstelle, während das Greisenalter mit dem schönen Phäakentume der vorherrschend ästhetischen Neigungen beginne. Was aber Bismarck persönlich anlangt, so trifft auf seine Individualität und alles, was man gegen ihn vorzubringen gesucht hat, das alte Wort so sehr, wie selten, zu: daß gegen große Vorzüge eines anderen es kein Rettungsmittel gibt als die Liebe.

Wir können nicht Abschied nehmen von ihm, ohne des unvergleichlichen geschichtlichen Verhältnisses zwischen dem alten Kaiser und Bismarck zu gedenken. Von Bismarcks Verehrung und dankbarer Liebe getragen, wie sie nie zarter und ehrlicher ein allmächtiger Minister seinem Herrn gewidmet, der alte Kaiser; dieser seit der Stunde von 1862 voll jenes immer nur noch wachsenden Vertrauens, das ihm, der in Traditionen und vertrauten Gewohnheiten hing, möglich gemacht hat, so oftmals gänzlich umzudenken und auch seinerseits bis in die Tage des höchsten Alters zu lernen, seinen politischen Gesichtskreis zu erweitern. Voll Vertrauen und zugleich voll Hoheit: er blieb doch stets in gelassener Selbstverständlichkeit der in Ruhe alles überragende, von niemandem bezweifelte, unbedingte Herr.

In bedrängter Stunde seiner Fürsorge für die nationale Zukunft hat Bismarck das Wort gesprochen: »Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht darin, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein deutscher Völkerfrühling wieder . . . anbricht, daß dann stets auch der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen respektive niederzustimmen .... Dieser Völkerfrühling hielt nur wenige Jahre nach dem großen Siege vor. Aber dann kam, was ich unter dem Begriff Loki verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und in konfessionellen, in Stammesverschiedenheiten und in den Fraktionskämpfen seine Nahrung findet, . . . der Parteigeist, wenn er mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage: der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät.«

Es wird nicht wieder in Verfall geraten. Kaiser Wilhelm, groß in seiner monarchischen Würde und Weisheit, in seiner neidlosen Hoheit, in seiner Verehrungswürdigkeit, ist unserem Volke nicht gestorben,



Abb. 227. Bismarck-Denkmal auf dem Feldberg.
(Photographie von C. Clares Nachf. G. Röbcke in Freiburg i. Br.)

und wie seine wird Bismarcks Persönlichkeit fortleben, nicht in einer Erinnerung, sondern in der bleibenden Vorstellung unmittelbarer Nähe. Wie es mit Luther dem evangelischen Teile unseres Volkes und mit dem Großen Friedrich dem preußischen Staatsbewußtsein geschehen, so wird die Unvergeßlichkeit dieses erhabenen Paares, des ersten Kaisers und des ersten Kanzlers der Deutschen, der Kern und beste Bestandteil eines stets vertieften und verbreiterten nationalen Denkens verbleiben. Späte Geschlechter aber werden wunderbare Sagen von ihnen gestalten, worin sie uns alle um das beneiden, daß wir noch in der gleichen herrlichen Zeit mit ihnen haben leben dürfen.

Die historischen Wissenschaften hatten begonnen, sich in die Bahnen des „Positivismus" zu neigen. Da hat nun plötzlich die Weltgeschichte *seine* Person dazwischen geworfen, in ihm allein einen Riesenstoff von Kraft aufgespeichert, fast als ob es sie dränge, gegen die allgemeine Durchschnittlichkeit ein Zeugnis abzulegen, daß die Fortentwickelung der Menschheit sich nicht, wie die Positivisten lehren wollten, in den Massen vollzieht, sondern in den großen Männern *für* die Massen. Und immer werden die gewaltigen Individuen es bleiben, welche nicht nur durch ihr Vollbringen, sondern auch, indem sie in allmählich erweiterten konzentrischen Kreisen ihr Volk zu sich heranerziehen, die weitere Zukunft bestimmen.

Dem deutschen Kanzler warf das Schicksal so viel größere Gunst in den Schoß, als dem Grafen Camillo Cavour. Auch dieser führte sein Volk zur Einheit, aber er selber schaute nur eben noch das gelobte Land des italischen Königreiches, als er die Aufopferung seiner Kräfte mit dem Leben bezahlte. Dem Fürsten Bismarck war vergönnt, durch zwanzig Jahre der berufene Erhalter und Vollender seines Werkes und bis auf den heutigen Tag der neue Praeceptor Germaniae zu sein, der gewaltige Lehrmeister, wie man politische Ideale nur durch reales Denken erreicht. Möchte er doch das zwanzigste Jahrhundert noch schauen und seinen neunzigsten Geburtstag begehen, gleich seinem erhabenen Herrn und gleich Moltke, seinem unvergeßlichen Gefährten zum Siege! Aber wenn einst das Überschwere geschehen und auch er dahingegangen sein wird, wie wir alle vor oder nach ihm es werden, so wird doch Deutschland auch ferner noch unter dem Zeichen seines Geistes stehen. Seines Geistes, welcher uns mahnt, alles daran zu setzen für des Vaterlandes Stärke und, was unsere einzelne staatsbürgerliche Person anlangt, für unsere Freiheit; keine Freiheit nach irgend einer Schablone, sondern die der Unabhängigkeit in unserem Streben und unserem politischen Denken. Der Individualismus allein ist die echte germanische Freiheit; ihn in jedem einzelnen klar zu entwickeln und diese schönste Unabhängigkeit und Freiheit dem Vaterlande treu und rein zu widmen, das ist die Dankespflicht, welche die Nation ihrem großen Lehrer, ihrem Befreier von der Hemmnis der Doktrinen und von politischer Armseligkeit schuldet.





Abb. 228. Denkmünze von Ad. Hildebrand.



